Kleinere Schriften

von

Ludwig Steub.

Dritter Band.

Tirolische Miscellen.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1874.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

I.

Die Sprachgränzen in Tirol.[1]

1844.

(Die folgenden Aufsätze über die Sprachgränzen in Tirol erschienen in der zweiten Hälfte des Jahres 1844 in der A. Allgem. Zeitung. Sie sind der erste Versuch, die ethnologischen Erscheinungen dieses Alpenlandes zusammenhängend darzustellen. Auf dieser Grundlage entstanden später die Schriften: Zur rhätischen Ethnologie (1854) und die Herbsttage in Tirol (1867). In den Hauptsachen stehe ich noch immer auf demselben Stand, nur daß ich jetzt mit Felix Dahn im Etschland eine gothische Niederlassung annehme und die Deutschen im wälschen Gebirge den Longobarden zutheile.

Einzelne Stücke dieser Aufsätze sind früher in die Drei Sommer in Tirol aufgenommen und daher hier jetzt weggelassen worden. Eine längere Stelle ging auch in die Schrift: Zur rhätischen Ethnologie — über. Dieselbe findet sich hier gleichwohl wieder, weil jenes Büchlein nie recht aufgekommen und sein winziges Publicum jedenfalls ein ganz andres ist, als das dieser Kleineren Schriften.

Uebrigens ist auch sonst alles entfernt worden, was den Leser unnöthiger Weise aufhalten könnte, so daß derselbe, wie ich hoffe, über diese knappe Darstellung vieler wissenswerther Dinge glücklich hinwegkommen und die daran verwendete Zeit nicht bereuen wird.)

1.

Das Land Tirol theilt sich bekanntlich, was Nationalität und Sprache betrifft, in zwei Hälften und heißt die eine Deutsch-, die andere Wälschtirol. Die Fragen über die

jetzige Sprachgränze beginnen daher erst dort, wo diese beiden Hälften sich berühren, also in Südtirol, im Flußgebiet der Etsch.

Ziehen wir nun an diesem Strom das Vinschgau hinunter, lassen wir Meran und Schloß Tirol links liegen und legen wir noch ein paar Stunden zurück, so kommen wir in das lange Dorf Lana, viel besucht und bekannt, weil in seiner spitzthurmigen Kirche ein schöner gothischer Altar zu sehen ist. Das Dorf liegt an der wilden Falzauer, die aus dem deutschen Ultenthal hervorbricht, zwischen Weingärten und Obstbäumen, nicht weit von der breiten sumpfigen Etsch, und genießt einen sehr heißen Sommer. In seinem Rücken aber erhebt sich eine rauhe Bergkette, die von Deutsch-Metz heraufzieht an Tramin und Kaltern vorbei, dort in die rothe Mendel aufstarrt und dann immer höher emporsteigend bis an den Ortles reicht. Ueber diesen Bergen liegt Wälschland, der Nonsberg (Val di Non), und alle Wässer die von dem Grate südlich fließen, rinnen in den Noce, der bei Wälsch-Michael in die Etsch fällt.

Allein die Wasserscheide und der Grat des Höhenzuges sind nicht auch die Sprachgränze, wie auf Bernhardi's Karte angegeben, sondern wer da von Lana den steilen Bergweg aufwärts gestiegen ist, und von der Höhe des Gampens, wo er in die sonnige dörferreiche Hochebene des Nonsberges hinabschaut, wieder thalwärts geht, der findet auch auf der wälschen Seite noch deutsche Dörfer. Sie liegen in zwei Gruppen an zwei Wildbächen: Unser liebe Frau im Walde und St. Felix an der Novella, Proveis und Laurein, Lavreng (Loregno) an der Pescara, alle zusammen von ungefähr 1800 Seelen bewohnt. Unser

liebe Frau im Walde (bei den Italienern Sennale), hoch oben an der Halde des Gampens gelegen, weit zerstreut in stiller schattiger Gegend, war in alten Zeiten ein Pilgerspital und ist noch bis auf diesen Tag ein berühmter Wallfahrtsort für die Andächtigen beider Zungen. Unterhalb St. Felix fließt ein kleines Seitenbächlein in die Novella, und dieses bildet jetzt die Sprachgränze. Das erste Dörfchen auf wälschem Gebiet, welches Tret heißt, ist verlorner Boden, denn vor nicht gar langer Zeit sprach es noch deutsch und die Einwohner führen daher dort noch deutsche Geschlechtsnamen, als Larcher, Zangmeister u. dgl. Uebrigens sind die Deutschen dieser vier Gemeinden wackere Leute, und es zeigt sich in ihnen keine Spur von Ausländerei, vielmehr halten sie fest an ihrer Sprache und machen sich mit der der Nachbarn nicht viel zu schaffen, so daß die wenigsten das Italienische sprechen, obgleich sie zum Landgericht nach Fondo gehören. So bequem ihnen dieses liegt, so meinen doch die Bauern mit denen man allenfalls zu reden kommt, sie gingen lieber über den Gampen nach Lana, wo die Protokolle deutsch gemacht werden, als nach Pfundt (Fondo), wo alles wälsch.

Ferner will ihnen die Wirksamkeit der vielen Advocaten, die da unten sitzen, nicht recht behagen, denn diese ziehen die kleinsten Rechtshändel an sich und schreiben große Rechnungen dafür, während bei den deutschen Gerichten die meisten Streitigkeiten der Landleute in Güte verglichen werden.

Auch die Christen von St. Felix wollten's in unserer Zeit nicht mehr tragen, daß sie Amt und Predigt in der Pfarrkirche zu Fondo hören sollten, wo sie nichts verstehen,

und baten dringend mit Unser lieben Frau vereint zu werden. Dieß wurde zwar nicht gestattet, aber es ist ihnen erlaubt worden, den pfarrlichen Gottesdienst „im Walde" zu besuchen und dort mit ihren Landsleuten zu beten.

Woher und wie diese deutsche Bevölkerung in den Nonsberg gekommen, ist bestritten. Die italienischen Gelehrten behaupten, es seien eingewanderte Bergknappen oder auch, die deutschen Spitalherrn hätten zum Dienst der Anstalt einen Haufen von Landsleuten heraufgeführt. Andre halten diese Deutschen im Nonsberg für einen Keil germanischen Stammes, der zur Zeit als der große Schuß deutscher Einwanderung über den Jaufen an der Passer und an der Etsch herabkam, sich über den Gampen in den Nonsberg eintrieb, dort aber, von der italienischen Bevölkerung aufgehalten, am Saum der Höhen festsaß. Mit Ausnahme dieser Hochländer ist übrigens jetzt im Nonsberg und hinab bis an den Gardasee keine Spur deutscher Bevölkerung mehr zu gewahren und das Gebirgsland zur Rechten der Etsch unterscheidet sich dadurch auffallend von den Berggebieten auf der linken Seite, die bekanntlich bis in die Gegend von Verona und Vicenza hinunter mit deutschen Niederlassungen durchsprengt sind.

Verfolgen wir nun auf der Karte den Lauf der Etsch, so finden wir uns alsbald in der langen Zunge, welche die deutsche Sprache, vom günstigen Fluß getragen, ins Gebiet der italienischen hineinstreckt. Die Karte irrt aber hier, wenn sie auf dem rechten Ufer auch Deutsch-Metz hereinzieht, denn die deutsche Sprache endet schon drei Stunden weiter oben, nämlich zu Margreit (Margrè), einem ansehnlichen Dorf mit trefflichem Weinwachs. Das

Dörfchen Curtinig (Cortina), das etwas unterhalb an der Etsch liegt, die oft verwüstend über die Dämme reißt und von Zeit zu Zeit das trübselige Nestchen mit weiten Lagunen umgibt, Curtinig wird von Leuten bewohnt, welche sämmtlich bilingues sind, ursprünglich zwar deutschen Stammes, aber so mit wälscher Einwanderung versetzt, daß nur Kirche und Schule noch deutsch geblieben. Der nächste, eine Stunde entfernte Ort, Roverè della Luna, bei den Deutschen Eichholz, ist italienisch, aber auch erst seit Menschengedenken. Deutsch-Metz (Mezzo tedesco), den schönen stattlich gebauten Flecken, der am Noce liegt, gegenüber von Wälsch-Metz (Mezzo lombardo), sollte man wohl dem Namen nach unserer Sprache zugehörig denken, aber diese ist dort jetzt verklungen, wenn sie auch in einigen Familien noch bis ins letzte Jahrhundert fortlebte. In alten Zeiten, in den Tagen König Autharis' und der bojoarischen Theodelinde sind da wie für das Land so auch wohl für die Sprache die Gränzsteine gestanden, daher die Namen Meta teutonica, Meta longobardica. [1]

Auf dem linken Etschufer liegt unter stolzen Burgtrümmern das große Dorf Salurn, das letzte wo deutsch gesprochen wird, hoffentlich für immerdar die äußerste Gränzveste germanischer Sprache an der Etsch, obgleich es

[1] Dies ist eine poetische, aber doch ganz unbegründete Hypothese, die im vorigen Jahrhundert zuerst von Roger Schranzhofer aufgestellt und dann von Hormayr in seinen zahreichen Schriften mit Vorliebe wiederholt worden ist. — Die beiden Markungen bildeten in alten Zeiten Eine Gemeinde, die sich dann einmal in zwei Hälften theilte, in eine deutsche und eine lombardische. Deßwegen lauten die Namen in den ältern Urkunden *Medium teutonicum*, *Medium lombardum*.

vielleicht in nicht ferner Zeit nur noch als deutsche Enclave gelten wird.

Von Salurn aus steht uns nun die Wahl frei ob wir dem Saum des Sprachcontinents folgen wollen, der sich von da weg, so ziemlich mit den nördlichen Gränzbergen des Fleimserthales zusammenfallend, gegen das Grödnerthal hinaufzieht, oder ob wir den Inseln nachgehen, die südlich davon im wälschen Gebirg liegen, noch wie mancher andere Archipel in den weiten Meeren anzeigend, daß hier ehemals zusammenhängendes Sprachland gewesen. Es scheint angemessener, vorerst diese kleinen Eilande abzuthun, und wir ziehen also von Salurn hinunter nach Trient, dann gegen Osten in die Valsugana. Denselben Weg ist im Jahr 1833 Herr Custos A. Schmeller gewandert, um die angeblichen Cimbern in den sieben vicentinischen Gemeinden aufzusuchen, und seit der Zeit liegt über diesen deutschen Sporaden, über dem Gebiet der Slegheri sowohl als über dem ihrer Nachbarn im veronesischen Thal des Progno, ein helles Licht. Wir beschränken uns daher nur jene Nebenthäler zu berühren, die der gelehrte Reisende nicht unmittelbar in den Kreis seiner Untersuchung aufgenommen hat.

Wie allenthalben auf dem ganzen südlichen Saume des Gränzgebietes die Geschichte der einzelnen vorgeschobenen Niederlassungen dunkel und bestritten ist, so auch die der Deutschen in den östlichen Seitenthälern der Etsch. Schon drei oder vierhundert Jahre ehe das gelehrte Deutschland, zunächst durch Büsching, von seinen verschollenen Landsleuten wieder Kenntniß erhielt, hatte das weise Italien an diesen Bevölkerungen seinen Scharfsinn geübt und mit

vieler Uebereinstimmung für sie alle die glorreiche cimbrische Abstammung in Anspruch genommen. Wenn auch Einzelne behaupten wollten, es seien dieselben Rhätier, Tiguriner, Gothen oder Hunnen, so gelangte doch jene Ansicht schon sehr frühe zu solchem Ansehen, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert selbst die lateinischen Stadtpoeten der schönen Vicenza keine Unehre einlegten, wenn sie den beneidenswerthen Namen aus der nächsten Nachbarschaft herüberzogen und den eigenen berühmten Geburtsort als „Cimbria" anredeten. Nüchtern und ernsthaft aber, wie unsere Zeit ist, bezeigt sie wenig Scheu vor der Tradition, die in das zweite Jahrtausend bis an den alten Cajus Marius und die Cimbernschlacht vor Verona hinaufleitete, und so hat es denn seiner Zeit keinen Widerspruch erfahren, was Custos Schmeller als das Endergebniß seiner Forschung angab, nämlich: daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wie noch heutzutage die Deutschen von Salurn, auch die der südlichern italienischen Thäler und Berge in ununterbrochenem Zusammenhang und Verkehr mit dem großen deutschen Gesammtkörper müssen gestanden und wohl mitunter von daher frischen Zuwachs erhalten haben. Denn was die Sprache der sieben und dreizehn Communen u. s. w. Alterthümliches zeige, reiche keineswegs höher als in den Zustand der deutschen Gesammtsprache in diesem Zeitraum hinauf. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber seien diese Gemeinden durch vollendete Romanisirung der sie umgebenden Thallande von der deutschen Gesammtmasse abgeschnitten worden. Die Frage ob die heutigen Cimbern von den alten Cimbern, von Gothen, Longobarden, Alemannen oder Franken ab-

stammen, überläßt Schmeller beim Schweigen aller bestimmten historischen Aufzeichnungen dem Leser selbst zur Entscheidung. Graf B. Giovanelli in Trient hat im Jahr 1826 zu beweisen gesucht, daß sie Nachkömmlinge der Alemannen seien, welche Theodorich, der Ostgothe, in die Gränzen Italiens aufnahm.

Was Schmeller vermuthungsweise von frischem Zuwachs sagt, kommt einer andern und neuern italienischen Ansicht entgegen, welche die Cimbern, Gothen und Hunnen bei Seite setzt, und alle diese deutsch sprechenden Hochländer im spätern Mittelalter einzeln als berufene Lohnarbeiter, zunächst als Bergknappen hereinschleichen und sich allgemach vermehren läßt, oder — wie Frapporti in seiner Geschichte des Gebiets von Trient — darinnen Kriegsleute sieht, welche die deutschen Lehnsherren auf den dortigen Bergvesten und vor allem die Grafen von Tirol als Schirmvögte der Kirche zu Trident hier angesiedelt; diese Reisigen hätten dann mit Frau und Kind und Gesind, mit Marketenderinnen und Handwerksleuten im Laufe der Zeit Colonien gebildet, die sich nach ihrem eigenen Herkommen verwalteten und Sprache und Sitten von jenseits der Alpen beibehielten. [1]

Wenn wir also von Trient auf die Höhe von Civezzano gelangen, so geht zur Linken ein kleines Nebenthal ein, aus welchem die Silla in die Fersina strömt. Der germanische Pilger, der da vorbeikommt, mag in den Runst hinauf

[1] In neuester Zeit sind alle diese Ansichten wesentlich erschüttert worden, da es sich mit größter Wahrscheinlichkeit herausstellt, daß die sogenannten Cimbern und ihre Nachbarn longobardischer Abkunft sind. Siehe Herbsttage in Tirol S. 186 ff. und unten „das Deutschthum in Wälschland," I. und II.

einen wehmüthigen Blick versenden als über ein Feld, wo die deutschen Laute, die da einst erklangen, erstorben sind, obgleich an deutsches Wesen noch die eigenthümliche Art des Volkes erinnert; dieses Thal heißt Piné (pinetum), deutsch Pineit. Die Bewohner nannten sich, so lange sie deutsch sprachen, selbstverständlich die Pineiter und heißen auch jetzt noch bei den Italienern nicht i Pinetani, sondern i Pinaitri. Da oben liegt Rizzolago, das zu seiner Zeit Rieslach geheißen hat, noch umgeben von manchen deutschen Hof- und Flurnamen, deren Bedeutung die verwälschten Bewohner schon lange nicht mehr verstehen.

Weiter aufwärts, ehe wir in den Flecken Pergine (deutsch Persen) einziehen, öffnet sich ein anderes Seitenthal, aus dem die besagte Fersina selbst in die herrliche Ebene von Pergine hervorrauscht. In diesem Thal wohnen die Mocheni, deutsche Bauern, denen die Italiener diesen Namen beilegen, weil sie immer das Wort machen im Munde führen und dasselbe nicht anders gebrauchen sollen, als die Engländer ihr to do, nämlich als Hülfszeitwort (ob es wahr ist, hat noch Niemand constatirt); sie selbst aber wollen die Benennung lieber nicht hören und sehen darin einen spottenden Spitznamen. Sie sitzen meist zur Linken des Baches, etwa 2000 Seelen, und ihre Dorfschaften heißen: Roveda, Frassilongo, Fiorozzo (Florutz) und Palú (Palai); dazu kommt noch ein kleines Dörflein, das weiter ab, eine Stunde östlich von Pergine, auf dem Gebirg liegt, und sich Vignola nennt. Von diesen Mocheni ist viel Rühmliches zu melden, und wir wollen daher nicht so schnell an ihnen vorübergehen.

Zuerst mag Pater Beda Weber sprechen, dessen An-

gaben aber auch nicht immer verlässig sind. Er sagt von ihnen: „Sie sind eines kernhaften Körperbaues, flink und rüstig, abgehärtet gegen die Beschwerden des Lebens, mit lebhafter Gesichtsbildung, blauen Augen, blonden Haaren geziert, als Menschen und Christen gewissenhaft, redlich, worthältig, Feinde jedes Zwistes, so daß kein Volk den Gerichten weniger zu schaffen gibt als sie.[1] Ueberall und in allen Dingen zeigen sie viel Verstand, Ruhe im Geschäft, Besonnenheit in der Rede und berechnete Nachgiebigkeit im Handeln."

„Die Mocheni von Palu," sagt ein italienischer Bericht, „unterscheiden sich bedeutend von den andern Mocheni. Sie kleiden sich anders und führen italienische Geschlechtsnamen, während die der übrigen deutsch sind. Daraus will man eine spätere Zeit der Ankunft, etwa ums Jahr 1400, folgern. Sie wollen auch gar nicht Mocheni sein und stehen mit diesen in gespanntem Verkehr, während die Mocheni der andern Dörfer einander sehr geneigt sind, und fest zusammenhalten. Es gibt keinen herrschenden Dialekt, sondern jedes Dorf hat seinen eigenen."

„Im Winter ziehen viele fort, gehen nach Deutschland

[1] Unter den deutschen Beamten in Trient, mit denen ich letzten Herbst (1873) über die Mocheni sprach, gelten sie aber geradezu als verschlagen und proceßsüchtig. So weit gehen oft die Auffassungen auseinander! Als ergötzliches Seitenstück wäre etwa die verschiedene Charakterisirung der Alpbäcker in den Drei Sommern in Tirol, zweite Auflage, I. S. 119, nachzulesen. Zu dieser vermag ich jetzt noch einen weitern Beitrag zu liefern. Ein Rechtsgelehrter der dortigen Gegend behauptete nämlich im letzten Herbste, die Alpbäcker seien feige. — Ei, feige? versetzte ich, ja warum denn? Ja, weil sie keine Processe führen, entgegnete er, sondern ihre Händel lieber gütlich ausmachen!

oder gar nach Ungarn und Siebenbürgen, und hausiren mit Bildern, Sensen, Gläsern und andern kleinen Waaren. Jetzt verlegen sich die meisten auf Viehzucht und Ackerbau; etliche aber geben sich noch mit dem Bergwesen ab. (Der Bergbau war überhaupt vor Zeiten hier in schwunghaftem Betrieb, und Spuren von Stollen und Schachten finden sich noch allenthalben, Beweis genug für manche, in diesen Insassen eine Colonie von Bergknappen zu sehen). Sie thun sich viel auf ihre montanistischen Kenntnisse zu gut, und vergeuden in unglücklichen Versuchen dieser Art oft ihr ganzes kleines Vermögen. Auch ist der Bergbau noch heutigen Tages ihr Lieblingsgespräch. Es ist ein allgemein verbreiteter Glaube, daß in der Nacht vor dem Fest St. Johann des Täufers die Bergschachten blühen, und es gibt noch viele, die in jenen Stunden diesem Blühen nachgehen" — in jenen Stunden, wo die Alpenhirten die Sunnwend feiern, wo die silberne Schale auf der Reuter-Alm bei Reichenhall von gediegenem Gold überfließt und im Fichtelgebirg am Ochsenkopf sich die von Kleinodien strotzende Halle öffnet.

„Da Kirche und Schule italienisch sind, so erhält sich das Deutsche zunächst nur, weil es den winterlichen Handelsunternehmungen förderlich ist. Die Gebete sprechen sie sämmtlich in italienischer Sprache, und wenn noch ein alter Bauer ein deutsches Vaterunser betet, so ist es in reinem Deutsch, wie er es etwa von einem ehemaligen deutschen Geistlichen, von seinem Vater oder Großvater gelernt hat, ohne Eigenthümlichkeit des Dialekts." [1]

1 Das Neueste über die Mocheni ist ein Bericht aus dem Jahre 1869, den der Schulinspector Herr Prof. Anton Zingerle, ein Bruder des Ger-

Vier Stunden von Pergine an der Heerstraße der Valsugana liegt auf fruchtbarer Halde das große Pfarrdorf Roncegno, mit Zubehör 4100 Einwohner zählend, das rückwärts über den Berg Frauwort mit Palu und den andern Dörfen der Mocheni in Zusammenhang steht. In dieser Gemeinde, die zu deutsch Rundschein heißt, galt bis ins vorige Jahrhundert noch unsere Sprache, so daß der Pfarrer beständig einen deutschen Caplan zu halten genöthigt war, was jetzt überflüssig wäre. Die Rundscheiner sind nach Beda Weber, der sie noch für Deutsche ansieht, schön und groß gebaut, ausgezeichnet dadurch von ihren wälschen Nachbarn, und ein edler Stolz gibt sich in ihrem Benehmen kund.

Das gleiche Schicksal, wie in Roncegno, hat übrigens die deutsche Sprache auch im nachbarlichen Torcegno, welches früher mit deutschem Namen Durchschein hieß, erleiden müssen.

Im Thalgrund der Valsugana selbst, zumal in den großen stadtmäßigen Flecken Pergine, Levico, Borgo und Telve mag einst wohl die Hälfte der Einwohner deutsch gewesen sein. Im volkreichen Telve zum Beispiel, das eine halbe Stunde von Torcegno liegt, mußte in frühern Zeiten einer von den zwei Seelsorgern ein Deutscher sein, und eine Straße heißt dort jetzt noch die deutsche. Auch in Borgo war einst neben dem italienischen ein deutscher Pfarrer, der aber schon im sechzehnten Jahrhundert nicht mehr nöthig gewesen und daher verschwunden ist. In

manisten, über die Gemeinden Gareit (Frassilongo) und Eichleit (Roveda) und deren Schulen veröffentlicht hat. Siehe Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage, III. S. 305, wo ein Auszug aus diesem Berichte mitgetheilt wird.

Pergine sind noch manche deutsche Haushaltungen, die aus älterer Zeit stammen mögen. Im Gottesacker daselbst sieht man die alte Kirche San Carlo, die deßhalb merkwürdig ist, weil in derselben bis auf unsere Zeiten während der Fasten deutsche Predigten gehalten wurden für die zahlreichen deutschen Bewohner im Gebirge hinter Pergine.

Rechts von Pergine hinein, also auf der südlichen Seite des Hauptthales über den See von Caldonazzo (deutsch Golnatsch) hinauf ins Thal von Centa vordringend finden wir am Fuße der Hohenleiten das Dorf Lavarone (Lafraun) und zwei Stunden weiter in der Pfarre von Pedemonte ein anderes, Luserna, ersteres 1300, letzteres 660 Einwohner zählend, welche deutsch sprechen und zwar einen Dialekt, der schon allgemach ins Deutsch der sieben Communen überschlägt und den deutschen Tirolern daher unverständlicher wird. In Lavarone haben übrigens nur die mindern Leute ihre angestammte Mundart beibehalten, die wohlhabenden und gebildeten sind schon lange Italiener geworden. In beiden Dörfern ist die Zahl der Geschlechtsnamen sehr beschränkt, und man will daher wahrscheinlich finden, daß sich ursprünglich nur wenige Familien da niedergelassen haben. In Lavarone sind fast lauter Bertoldi, in Luserna schreibt sich fast alles Nicolussi. [1]

Von dem besagten Dorfe Lavarone am Fuße der Hohenleiten kann man in wenigen Stunden wieder an die Etsch herüberkommen und zwar durch die Folgaria, Folgarida, zu deutsch Füllgreit, eine schöne Alpenlandschaft mit gesunder Luft und trefflichem Wasser, die vor Zeiten

[1] Ueber diese Dörfer und die Folgaria ist ausführlicher gehandelt: Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage, III. S. 288.

ganz deutsch gewesen und auch jetzt noch manche alte Leute zählt, die in der angestammten Sprache reden können.

Auch hinter Roveredo in Trembelleno, Terragnolo und Val Arsa am Leno soll die deutsche Sprache noch auf einzelnen abgelegenen Höfen fortleben, doch ist darüber nichts Näheres bekannt.

Werfen wir nun einen Blick auf das gesammte Deutschthum in den Bergen südlich von Salurn, so gewahren wir, daß es da wie dort in schneller Abnahme, daß wahrscheinlich unsere Zeit bestimmt ist, die letzten germanischen Laute im italienischen Gebirge verklingen zu hören. Was die sieben und dreizehn Gemeinden auf den venedischen Alpen betrifft, so war ihr Volksthum unter den Flügeln des Löwen von Venedig so geehrt, daß ihre Beamten und ihre Geistlichen des Cimbrischen kundig sein mußten, weßwegen denn auch letztere bis ins sechzehnte Jahrhundert fast ausschießlich aus Deutschland, zum Theil aus weiten Fernen, aus den Bisthümern Breslau, Trier, Meißen rc. herbeigerufen wurden. Jetzt ist das anders, und es bildet freilich einen seltsamen Contrast, daß die deutsche Sprache, die dort das italienische Venedig schützte, unter dem deutschen Oesterreich ausstirbt. Den italienischen Herren, die zu Verona und Vicenza in den Kanzleien sitzen, ist allerdings nicht zuzumuthen, daß sie sich darüber erbarmen sollten. Aber daß auch die Deutschen von Palai, von Füllgreit, von Lafraun und Luserna, diese auf tirolischem Boden gelegenen Bergbewohner der administrativen Bequemlichkeit zu liebe sich zu verwälschen verurtheilt sind, daß auch über ihnen „die Norne waltet wie über andern deutschen Mundarten, die gewagt haben, nach

Wälschland hinunter zu steigen," dieß ist etwas auffallend und für den „Tudescomanen" fast schmerzlich. Wenn man die Sprachkämpfe betrachtet, die auf andern Marken des deutschen Vaterlandes, in Belgien, in Schleswig, geschlagen werden, wenn man mit Freuden gewahrt, wie dort begeisterte Vorkämpfer aufstehen, den schlummernden Volksgeist wecken und aller Entdeutschung männlich wehren, so darf man sich anderseits wohl verwundern, wie auf dem südlichen Rande in einer Zeit, deren Losungswort die Nationalität geworden ist, mehrere Tausende von Deutschen ohne Sang und Klang, unbeachtet und vergessen zu Italienern werden, in einem Lande, das zu Deutschland gehört, zum größten Theile von Deutschen bewohnt wird, und daher gewiß der deutschen Pfarrer und Schullehrer genug aufbieten könnte, um die Wankenden zu halten und dem einreißenden Abfall zu steuern, so daß wenigstens nicht mehr der Beichtstuhl zu Hilfe genommen würde, um, wie Schmeller von Terragnolern gehört hat, durch Verweigerung der Absolution zum Gebrauch einer fremden Sprache zu zwingen. Jetzt wäre bei der hohen Sittsamkeit, die den deutschtirolischen Clerus auszeichnet, wohl auch nicht mehr zu fürchten, daß die Pfarrkinder, wie im Jahr 1456 die Cimbern von Enego, den Bischof bitten müßten, ihnen italienische Geistliche zu geben, poichè li Tedeschi tengono delle donne e menano la loro vita sull' osterie. Bald wird der Pilger, der hier nach den Deutschen fragt, auf die Friedhöfe gewiesen werden, wo wälsche Leichensteine die letzten deutschen Todten decken.[1]

[1] Dieser Absatz, welcher also schon im Jahre 1844 geschrieben wurde, ist glücklicher Weise antiquirt, doch wollte ich ihn nicht streichen, einmal

Wir verlassen jetzt den schwankenden Boden dieser Spracheilande, um uns wieder nach Salurn auf den festen Continent zurückzuziehen. Von da aus fällt die Gränze bis zum Schlernkofel und zur Seißeralpe hinauf mit der Wasserscheide zusammen, von welcher einerseits die Bergbäche in den Avisio, andererseits in die Etsch und den Eisack rinnen. Das ganze Fleimserthal ist also wie auf der Karte richtig angegeben, italienisch, nur eine einzige Gemeinde, Anterivo, zu deutsch Altrei, zwei Stunden unterhalb Cavalese gelegen und übers Gebirg in nahem Zusammenhang mit dem deutschen Dorfe Truden (Trodena) ist hier noch als dem deutschen Sprachgebiet zugehörig zu erwähnen. Wälschen Ofen aber, oder wie nach dem urkundlichen Namen *Colonia Nova italiana* richtiger zu schreiben ist, Wälsch-Noven (800 Einwohner), darf dem Namen

weil er der erste Noth- und Hilfeschrei war, der in dieser Sache vor dem deutschen Publikum erscholl, dann auch, weil die tröstliche Bemerkung daran zu knüpfen ist, daß jetzt die Regierung diesen Spracheilanden die verdiente Beachtung zugewendet, allenthalben deutsche Schulen eingerichtet und deutsche Lehrer angestellt hat. Ebenso ist die rühmliche Thätigkeit des Innsbrucker Vereins und des Landesschulinspektors Chr. Schneller mit größter Anerkennung hervorzuheben.

Die Zahl der in den Spracheilanden zerstreuten Deutschen betrug übrigens vor zehn Jahren

in San Sebastiano	900
in Luserna	660
im Thal der Mocheni	1990
im Nonsberg	1790
	5340.

In der Volkszählung von 1869 zeigen sich die Ziffern etwas, doch nicht wesentlich gestiegen.

zu lieb nicht den Wälschen zugetheilt werden, ebensowenig als Deutsch-Metz aus gleichem Grunde den Deutschen, sondern es ist heutzutage völlig germanisirt, wenn auch die Einwanderer, welche die neue Colonie gründeten, dem Namen nach aus Wälschland gekommen sein müssen. [1]

Wenn man von Wälsch-Noven nordwärts geht, die Fleimserberge immer zur rechten Hand, so gelangt man, nachdem einige kleine Nebenthäler durchschnitten worden, auf die Seißer Alpe, die liebliche Alm, welche eine schöne wellenförmige Fläche von zehn Stunden im Umfang ist, überall mit Schwaigen und Sennhütten bedeckt, hin und wieder durch Laubwald und Fichtenhaine unterbrochen, steil abfallend gegen die Hochebenen von Ratzes und Castelrutt und Gröden. Gegen Süden und Westen wohnen deutsche Bauern zu ihren Füßen, gegen Norden aber die Schnitzler von Gardena. Diese und ihre Nachbarn überm Joch, die Enneberger, reden eine Sprache, die mit Ladinisch und Romansch in Graubünden die innigste Verwandtschaft zeigt. [2]

Oestlich vom Enneberger Thal liegt die Sprachgränze im wilden Dolomitgebirg. Dort stehen, auf den Hochalpen

[1] Hier oben auf den Höhen von Wälsch- und Deutsch-Noven wohnt auch eine zur Zeit noch sehr wenig bekannte Völkerschaft, die Reggel. Sie gelten bald als Hessen, bald als Sachsen, die mit den Longobarden nach Italien gezogen seien. Die ausführlichste Schilderung derselben hat bisher Prof. Gredler in seiner „Excursion auf Joch Grimm, Innsbruck 1867" gegeben, sie klingt aber nicht sehr vortheilhaft. Uebrigens sagt er, Körperwuchs, Tracht, Sitte und Character sei bei ihnen völlig fremdländisch; auch hätten sie einen ganz eigenthümlichen Geruch, der sprichwörtlich geworden.

[2] Auf Gröden und Enneberg wollen wir hier nicht näher eingehen, da die Drei Sommer in Tirol ausführlich von diesen Thälern handeln.

zerstreut, niedlich gebaute und mit heizbaren Zimmerchen versehene Sennhütten in dörflichen Haufen beisammen, unsichtbar für alle die im Thal hinabwandern, freundliche Ueberraschung für den, der an den kahlen Wänden hinaufgestiegen ist und da bei altherkömmlicher Gastfreundschaft Obdach und Erquickung findet. Sie sind nur im Sommer von den Ennebergern besetzt, im Winter begräbt sie tiefer Schnee. An seinem Rand herum senkt sich dieser Gebirgsstock in schmale Thälchen ein, die, zum Theil auch nur in der schönen Jahreszeit bewohnt, doch ihrem Namen nach eine Einreihung zulassen, welche dann z. B. Geiselsberg, Grünwald, Außer- und Innerprags dem deutschen, die südlicheren Thäler dem italienischen Gebiet zuweisen wird. Die Sprachgränze schneidet die neue Prachtstraße über Ampezzo nach Venedig etwas nördlich vom Schloß Peutelstein (Podestagno) beim Wirthshaus Ospedale (deutsch: Gasthaus). Auf dem kurzen Raum, der von da noch bis an die Landmarken von Kärnthen übrig bleibt, fällt die Sprachgränze mit der tirolischen Landesgränze zusammen.

Nunmehr aber, nachdem die Marken abgegangen, müssen wir den Leser noch auf verlorne und gefährdete Besitzthümer innerhalb des Gebietes aufmerksam machen. Er erinnert sich, daß im Etschthal Salurn als der letzte deutsche Ort, als das äußerste Spitzchen der Zunge, die der deutsche Sprachcontinent in die Länder der Wälschen hineinstreckt, bezeichnet worden ist, aber Salurn wird, wie gesagt, vielleicht bald schon mehr als Enclave, denn als Ende einer stetigen Fortsetzung zu betrachten sein. Es ist nämlich leider wahrzunehmen, daß in unsern Zeiten das Etschthal von Meran abwärts sich den Deutschen nicht mehr

zuträglich zeigt, und daß sich das germanische Element aus diesem Striche mehr und mehr verflüchtigt. Es werden dafür mehrere Ursachen angegeben und darunter am meisten die Beschaffenheit des Klima's hervorgehoben. Die Etsch fließt nämlich von Meran bis gegen Trient in ungeregeltem Rinnsal weit auseinander, überschwemmt bei Hochwasser die niederen Gestade und läßt das Wasser dann im Grase sitzen. So bilden sich stundenlange Sumpfgelände, und wenn im Sommer die heiße Sonne von Südtirol hineinscheint, so kocht sie pestilenzialische Dünste aus, welche Wechselfieber und andere Krankheiten in Menge erzeugen, so daß in der warmen Jahreszeit alle wohlhabenden Leute ins Gebirge flüchten und nur das arbeitende Volk zurückbleibt. Solchen Anfechtungen nun sollen die Wälschen bei weitem besser gewachsen sein als die Deutschen, da sie „dem Klima einfache Kost, Schonung der Kräfte durch sittliche Zucht, Wasser mit einigen Tropfen Branntwein gesprengt als Specialmittel gegen das Fieber und stets fröhlichen Sinn, laut im Gespräch" entgegenstellen. An anderen Orten, wie z. B. in Terlan, wo der Ausbund der Tiroler Weine wächst, in dem man den im Alterthum so beliebten rhätischen wieder erkennen will, denselben, welchen Augustus trank und Virgil besang — in Terlan sind die Weinhöfe ihres edlen Ertrags wegen fast alle in den Händen reicher Abwesender, so daß die selbständigen deutschen Weinbauern längst abhanden gekommen und die Einwohner fast nur ärmliche Lohnarbeiter sind, wozu sich denn auch die Italiener wieder besser schicken, da sie sich, an mäßigere Bedürfnisse gewöhnt als der Deutsche, auch mit geringerem Verdienst zufrieden geben. Geht es nun

einem solchen Betriebsamen einigermaßen nach Wunsch, so kauft er sich als Kleinhäusler an und erzeugt mit wälscher Ehehälfte wälsche Nachkommenschaft, die sich nicht mehr zu germanisiren braucht, da die Nachbarn auch schon größtentheils Wälsche sind. Ein anderer Einfuhrweg für italienisches Wesen ist der schwunghafte Holzhandel, der jetzt auf der Etsch betrieben wird, und der gänzlich in den Händen der Romanen liegt. Hiezu ist eine beträchtliche Menge von Floßknechten und Holzarbeitern erforderlich, und diese kommen alle von unten herauf und setzen sich da oben fest. Ferner kann man dazu rechnen, daß der Weinbau im Etschland, seit der bayerische Zoll besteht, an Einträglichkeit sehr merklich verloren, daß der Weinbauer, von langer guter Zeit her an reichliches Leben gewöhnt, schwer zu hausen hat, und an manchen Orten kaum mehr fortkommt. Daher viele Schuldenwesen vor den Gerichten und folgende Versteigerungen zu niedern Preisen, bei welchen dann der kümmerlich lebende Wälsche gern als Käufer auftritt, da er noch immer sich fortbringt wo der Deutsche längst zu Grunde gegangen. So kommt es denn, daß in Auer, in Branzoll, in Leifers, in Vilpian und Gargazon die deutsche Sprache immer mehr an Boden verliert, daß schon in Burgstall, welches kaum zwei Stunden vor den Thoren Merans liegt, mehrere wälsche Haushaltungen sich finden, und daß in Pfatten (Vadena), gegenüber von Branzoll, fast drei deutsche Meilen noch oberhalb der Sprachmark bei Salurn gelegen, unter 370 Seelen die deutsche Sprache kaum mehr gehört wird. Diese Pfattener sind auch schon vor mehreren Jahren bereitwilligst mit italienischer Seelsorge und Schule versehen worden, wäh-

rend man im Trienterkreise ängstlich Acht gibt, daß ja kein Deutscher auf dem Scheidewege in seine angeborene Nationalität zurückfalle.

Die deutsche Sprachkarte, welche die nächste Generation herausgibt, wird also wahrscheinlich alles mit der wälschen Farbe bemalen dürfen, was von Meran und von Bozen an auf dem linken Etschufer gegen Italien hin liegt.[1] Die italienische Ungezwungenheit des äußerlichen Lebens ist auch für die deutsche Nachbarschaft nicht ohne Reiz. Die Meraner Bauern und die Passeirer, stolz und stattlich, prangen zwar noch in ihrem bunten Thalgewand und halten es sauber, reingekehrt und gutgenäht an allen Enden, aber abwärts von da macht sich auch schon der Deutsche nicht viel mehr daraus, so zerlumpt und schmutzig einherzugehen, wie der wälsche Nachbar. Und zerbrochene Fenster, windschiefe, schlußlose Thüren und zerbröckeltes Mauerwerk, nach hesperischer Art, das alles reicht schon namhaft ins deutsche Gebiet herüber, um die Nähe des seligen Italiens zu verkündigen.

2.

Wir wollen nunmehr auch einiges darüber sagen, wie sich die germanischen Stämme selbst in diesem Alpenland eingetheilt.

Hier ist nun vor Allem anzumerken, daß nicht das gesammte Deutschtirol vom bojoarischen Stamme einge-

[1] So gefährlich ist die Sache noch nicht, wie wir unten im Capitel: „Das Deutschthum in Wälschland." II. näher erörtern werden. Auch in der Gegend von Meran soll sich die Zahl der Italiener in neuerer Zeit wieder merklich vermindern.

nommen, sondern daß im ganzen Oberinnthal Sueben sitzen und annoch schwäbisch gesprochen wird.

Dieser schwäbische Dialekt in Tirol steht sicherlich in Zusammenhang mit einer Erscheinung, die auf bayerischem Gebiet entgegentritt. Wie nämlich gleich oberhalb der alten Augusta die schwäbische Mundart über den Lech und schnell eine halbe Tagreise weit ins Bayerland hereinspringt, dann aber bei Fürstenfeldbruck mit scharfer Gränze an die Amper stößt, auf dem westlichen Ufer des Ammersees hinläuft und über den Peißenberg ins Amperthal und an die Loisach zieht, so setzt sich dieses überlechische Schwabenthum auch auf tirolischem Boden fort. Im grünen Thal der Leutasch, das sich um die starren Wände des Wettersteins herumwindet und bei Mittenwald ins Thal der Isar ausgeht, sprechen die Bauersleute ein sehr ausgeprägtes Schwäbisch, und ebenso thun der Ehrwald und die Dörfer am Fern. Im Innthal selbst gilt das Schwäbische bis in die Gegend von Telfs herab, wenn auch nicht ganz frei von nachbarlicher Färbung, doch so bestimmt erkennbar, daß man die Gränze kaum weiter hinauf wird setzen dürfen. Von Landeck aus aber nimmt diese Mundart sogar einen neuen Anlauf und zieht am Inn hinauf über Finstermünz an die Quellen der Etsch und bis an die Haide von Mals, wo die letzten Schwaben wohnen, die von den Vinschgauern die G'höter genannt werden, weil sie statt gehabt oder g'habt ihr schwäbisches g'hött verwenden. Was das Historische dieser schwäbischen Vorwacht innerhalb der Gränzen betrifft, die man als die natürlichen der bayerischen Mundart betrachten möchte, so ist es überraschend, daß sie zwischen Lech und Amper mit dem alten Allod der alemannischen Welfen auf

dem Lechrain zusammenfällt, und auf ein nationales Band zwischen Gebietern und Insassen schließen läßt. Dieselbe Strömung aber, welche die Schwaben an die Amper führte, mag sie auch südwärts an die Leutasch und über den Fern und von da auch ins obere Innthal und gegen den Ortles hinauf getrieben haben, wenigstens ist es viel wahrscheinlicher, daß diese schwäbischen Vorlande auf bequemeren Wegen vom Lechrain herein besetzt worden sind, als über den damals fast ungangbaren Arlberg.

Nun wollen wir aber auch mit einigen Worten jener Leute gedenken, die vor den Deutschen in den Alpen gehaust. Man gibt wohl allgemein zu, daß zur römischen Zeit das ganze alpinische Rhätien ebenso latinisirt worden sei, wie Hispanien und Gallien. Sind nun aber die Deutschen — Bojoaren oder Sueben — zu ihrer Zeit in solcher Zahl und Macht hereingebrochen, daß sie der romanischen Sprache plötzlich ein ewiges Stillschweigen auflegen, die Romanen aus allen Thälern, aus allen Alpendörfern und Berghöfen vertreiben konnten, oder mit andern Worten: ist das Land gleich von jener Zeit an so deutsch gewesen wie jetzt? Wenn vor fünf oder sechs Menschenaltern das Romanische im Vinschgau noch bis Schlanders herabging, konnte es ein paar Jahrhunderte früher nicht noch weiter herunter reichen, und wenn auch die Grödner Sprache jetzt nicht mehr ihr ganzes Thal ausfüllt, ist's nicht denkbar, daß sie etwa vor einem halben Jahrtausend auch an den Ufern des Eisacks herrschte? Sollte nicht eine Zeit gewesen sein, wo wenigstens jenseits des Brenners die Sprache der Mehrzahl romanisch und nur die der minderzähligen Eroberer deutsch war? Dieß sind Fragen, welche gegenwärtig innerhalb der

Alpen mit großem Eifer besprochen und bestritten werden. Eigentlich sind es die Wälschen, welche den Kampf eröffnet, denn die Deutschen hatten wenig Antrieb dazu, da sie die Seligkeit des Besitzes seit langen Jahren ungetrübt genossen. Nun aber legten die Italiener jählings ihre Hand auf das Land an der Etsch und dem Eisack, das die andern durch den gerechten Titel des Schwertes erworben und durch unvordenkliche Verjährung ersessen zu haben glaubten, und sprachen von unverjährbarem Eigenthum der großen italienischen Nation. Damit war der Krieg erklärt, der vielleicht noch lange lodern wird.

Das italienische Manifest ist ein stattlich gedrucktes Buch Giuseppe Frapporti's, des Trientiners, das den Titel führt: Della storia e della condizione del Trentino nell' antico e nel medio evo und 1840 in Trient ans Licht kam. Es ist ein Buch, das in mehr als einer Rücksicht anzieht, einmal durch die schöne Gewalt seiner Sprache, dann als ein frisches Zeichen wissenschaftlicher Regsamkeit in dem Gebiet, das einst der gelehrte Tartarotti so ruhmreich erhellt hat, und endlich durch eine Formulirung der neuen Ansprüche, die man nicht gedrungener wünschen kann, und die beim ersten Anblick überraschen muß. Die Gründlichkeit des Forschers setzt weniger in Erstaunen; es kommen da vielmehr manche Dinge vor, die man, gelinde gesagt, absonderlich finden möchte; nichts desto weniger ist es vielleicht der Mühe werth, hier einen kurzen Inbegriff seiner Ansichten und Meinungen zu geben, mindestens so weit sie unsere Streitfrage berühren.

Giuseppe Frapporti also ist ein Trientiner und liebt seine Vaterstadt mit all der innigen Anhänglichkeit, welche

die Italiener ihren Vaterstädten widmen. Daran thut er auch gewiß kein Unrecht, denn Trient war wirklich zu allen Stunden eine gute und rühmliche Stadt, in der großen römischen Zeit eine Colonie der Weltbeherrscherin, ein uralter Bischofssitz, angeblich von Hermagoras und Jovinus, des Evangelisten Marcus Schülern, gestiftet, mancher heiligen Martyrer Ruhestätte, Residenz longobardischer Herzoge, im Mittelalter mit vielen ehrsamen Freiheiten ausgezeichnet, oft betreten von Kaisern und Päpsten, im sechzehnten Jahrhundert berühmt durch den großen Kirchenrath, jetzt noch im Hochgefühl seines zweitausendjährigen Daseins reinlich, schön und mit manchen prächtigen Gebäuden geschmückt, nicht ohne große Lichter in Kirche, Staat und Wissenschaft, und endlich auch, was mehr als einmal erwähnt wird, mit der Gabe des dritten Dialekts in Italien ausgestattet, und mit Bürgern bevölkert, die an Gestalt und Physiognomie unter allen italienischen Völkern das ruhm- und ehrenreiche Prädicat italianissimi verdienen. Der alte Glanz weise aber auf alte Bedeutsamkeit. Schon der helle Klang des Namens Tridentum lege es offen dar, daß er eine hochansehnliche Stadt bezeichnet habe, nicht etwa nach der verächtlichen Ansicht Stofella's, die schon Graf Giovanelli widerlegt, ein unbedeutendes, von der alten Brixia (Brescia) abhängiges Oertchen, das überdieß erst unter Augustus entstanden sei, sondern eine Gründung der nazione madre, des uritalischen Volkes, aus dem später wieder die Römer hervorgingen, die dann die tridentischen Brüder auch mit dem Reich vereinigten. Eine uritalische Stadt ist also Trident, nicht, wie die Alten irrthümlich behaupten, eine Stadt der Rhätier, die der Wahrheit nach

eine ganz andere Nation waren als eine italische, nämlich die Ahnen der nachher sogenannten Alemannen (i Reti erano veramente tutt' altra nazione che itala, nazione progenitrice dei dappoi conosciuti Alemanni). Als solche Stadt mußte aber Trient auch sein Gebiet haben, und das Gebiet mußte um so ansehnlicher sein, je bedeutender die Stadt selber war. Die Gränzen dieses Gebiets nun hat Mutter Natur mit eigenen Händen gezeichnet, und sie sind gegen Süden die Klause von Verona, gegen Norden aber die beschneiten Zinnen der Centralalpen oder der Brennerpaß und die Ferner im Zillerthal und Oetzthal. „Denn im ganzen weiten Gelände," sagt der Geschichtschreiber, „von den Wurzeln der Berge, die da aufsteigen über Verona bis auf den Grat der Alpen, che l'Italia serra sovra Tiralli, haben die Römer keinen Ort gekannt, älter und ansehnlicher als Trident. Davon nannten sie die umliegenden Alpen, und Trident war eine Stadt, groß und herrlich, Jahrhunderte vorher, ehe man die Namen der kleinen Orte hörte, die in seinem Gebiete liegen. All dieß Land, in dessen Mitte die alte Metropolis sitzt, ist durch den hohen Wall der Alpen getrennt von Deutschland, und durch eine andere Bergkette abgeschieden von den benachbarten Gauen Italiens. Die Natur, die seine Marken setzte, bewahrt sie unverrückbar trotz aller politischen Theilungen und Zerreißungen, deren Ziel es gewesen. Und welcher Ort, der im besagten Umkreise liegt, wird Trident sein Recht streitig zu machen wagen, das Recht, nach seinem Namen das ganze Land zu benennen, das sich zwischen den innern Alpen und den Veroneser Bergen ausstreckt?"

In Frapporti's Buch haben wir also zum erstenmale die neue, aber völlig ausgebildete Lehre von einem Tridentinum oder, wie es bequemer heißt, Trentino, von einem bisher unbekannten Lande zwischen Verona und dem Brenner, das einmal zu Italien gehörte, oder vielmehr noch dazu gehört, aber jetzt in den Händen der Barbaren ist. Diese Lehre in ihrer geschichtlichen Wichtigkeit führt Giuseppe Frapporti mit Fleiß, mit Wehmuth, mit Stolz, oft sogar mit einem Anflug von Fanatismus durch. Mit Fleiß, sagen wir, führt Giuseppe seine Ansicht durch, denn er entwirft von seiner Schöpfung mehrere Karten nach verschiedenen Zeiträumen, in denen ganz richtig die Schneide der Oetzthaler und der Zillerthaler Ferner als die Gränze des Trentino angegeben ist. So erscheint der Historiker zugleich als literarischer Markgraf des idealen italischen Reichs, der vorderhand einmal seine Pflichten, seinen Ambacht uns zeigen und, unbekümmert um die partes infidelium, das ihm anvertraute Gebiet in seiner wahren und legitimen Ansicht (sotto il suo vero e leggitimo aspetto) vor Augen haben will. Gar zu große Genauigkeit darf man hier wegen Entlegenheit der Zeiten nicht verlangen, aber auffallend ist es unter anderm doch, daß man das alte Vemania, jetzt bekanntlich das Städtchen Wangen im Allgäu, hier etliche fünfzig Stunden südlicher auf das Dorf Wangen im Sarnthal verlegt sieht, auch etwa, daß der Berg Finisterre, den wir uns sonst an den Küsten des Oceans denken, in die Gegend von Martinsbruck gestellt wird, gerade dahin, wo uns andere Karten Finstermünz verzeichnen. Mit Fleiß geht Frapporti auch an die Prüfung der großen Karte von Italien, die im Jahr 1834

ein Herr Stucchi in Mailand herausgegeben hat, „um den italischen Völkern das schöne Land, ihr Erbtheil, vor Augen zu stellen.“ Er weist da einige Irrthümer nach, in die der Verfasser bei Bezeichnung trentinischer Ortsnamen wegen Mangels der richtigen Quelle verfallen, und welche die Trentiner in der zweiten Ausgabe verbessert zu sehen wünschen, so nämlich, daß künftig z. B. für Gebatschferner Vedretta del Gibaccio, [1] für Glurns Glorenza, für Mauls Mulio, für Schlanders Selandria, endlich auch, was fast zu viel verlangt scheint, für Bruneckhen Brunopoli, und für Mühlbach Milbacco geschrieben werde. Mit Wehmuth aber klagt Giuseppe Frapporti über die schiefen Ansichten des Plinius und anderer Alten, sowie der Schriftsteller des Mittelalters, die ihrer Unwissenheit wegen nie zur klaren Ansicht der natürlichen Gränzen Italiens gelangen konnten, während sie doch der größte Italiener dieses Jahrhunderts und wohl aller die da kommen werden (Napoleon I.) so leicht heraus gefunden. Doch seien sie bei den Alten wenigstens so kennbar angedeutet, daß sich jene ihrer Enkel schämen sollten, welche in Betreff ihres Vaterlandes, das Plinius heilig genannt, unwissend und blöde genug seien, zu wähnen, daß es gegen Norden nicht über die Klause von Verona oder über ähnliche willkürliche und schwankende Gränzen hinaufreiche, denn die praktischen Römer hätten doch wohl bald bemerken müssen, daß die italische Erde da beginne, wo die Ströme entspringen, die durch sie hinunterfließen, und ebenso sei der Schluß nicht fern gelegen, daß die Wasser, die sich in

[1] Diese Umschreibung wäre aber sprachlich unrichtig, denn Gebatsch ist nichts anderes, als das italienische campaccio.

italische Flüsse und Meere ergießen, auch italienische Thalgelände bilden.

Aber auch viel Stolz spricht aus dem Buche, viel Stolz und italienisch Hochgefühl, zumal, wenn es von den Barbaren handelt. Es ist eine bekannte Sache, daß südwärts von Bozen unser ganzes arminisches Heldenalter sammt allen seinen Fortsetzungen einer hohen Achtung zu keiner Zeit genossen hat, außer allenfalls bei etlichen panegiristi dei barbari, deren Frapporti strafend erwähnt, und so läßt sich auch unser Forscher weder durch des gefeierten Montesquieu gute Meinung von den Tugenden der germanischen Wälder bestechen, noch durch die von den Deutschen gehegte Ansicht, daß aus den verkommenen Romanen in Italien überhaupt nie etwas mehr geworden wäre, wenn sich nicht Gothen und Longobarden herabgelassen hätten, sich mit ihnen zu vermischen und so ihr „blaues" Geblüt in diese schwarzen Adern zu leiten. „Barbari" heißt es da in hartnäckiger Wiederholung und, wie es scheint, sind nicht überall unsere ungeschliffenen Altvordern in Anspruch genommen, sondern manches Gemälde barbarischen Thuns, Wollens und Treibens ist gerade so gezeichnet, daß wir, die mit so hohen Aufgaben betraute, durch Wissenschaft und Kunst vor andern hervorleuchtende Nation, selbst damit gemeint sein könnten; ja, manchmal wird dabei die Vergangenheit mit der Gegenwart so künstlich vermischt und unser ungehobeltes Wesen mit so vollsaftigem Pinsel gemalt, daß der deutsche Leser unwillkürlich an den Schlafrock greift, ob nicht die Zotteln der cheruskischen Bärenhaut noch verrätherisch daran hängen. Es wird zwar theoretisch nicht geläugnet, daß sich Barbarei

mit der Größe vertrage, aber in der Praxis werden sehr wenige Beispiele zugelassen, „sintemal der Geist der Barbaren am Ende doch kein anderer ist als der Geist des Hasses und der Zerstörung.“ Theodorich, der Gothenkönig, der Vogt von Berne, der Held der deutschen Heldenlieder, von dem zu Aventins Zeiten noch die bayerischen Bauern sangen, er heißt der abgefeimteste der Usurpatoren (scaltrissimo degli usurpatori), zugleich auch Tyrann, und wenn dann doch später die hohen Tugenden etlicher deutscher Kirchenfürsten zu Trient gerühmt werden, während Italien in der gezeichneten Epoche hieher wenig Gelungenes geliefert zu haben scheint, so schließt die Anerkennung des Ehrenmannes doch gern mit den alles wieder aufhebenden Worten: ma non fù italiano! Er war aber doch kein Italiener!

Von den Deutschen, auch von den tirolischen Nachbarn (i nostri vicini, i Tirolesi) will man überhaupt nichts annehmen, weder Männer mit Tugenden, noch die Tugenden allein; man wünscht nun einmal keine Verbindlichkeiten. Deßwegen wird auch der gelehrte und wohlmeinende Graf Giovanelli zu Trient hart angelassen, weil ihm eines Tages die schriftliche Aeußerung entfahren, die Trientiner hätten nichts von den Deutschen angenommen als ihr arbeitsames Leben und die unendliche Geduld in der Bebauung des Bodens — während doch die Arbeitsamkeit eine italienische, eine sehr italienische Tugend (virtù italiana, italianissima) sei, und daher nie einen Einfuhrartikel habe bilden können. Für all das Harte was hier dem deutschen Liebhaber italienischer Lecture geboten wird, findet sich fast nur einmal der Schimmer eines Entgegenkommens, wenn nämlich als eine Auszeichnung ge-

rühmt wird, daß die Trienter bei der seltenen Gelenkigkeit ihres Ingeniums sich die deutsche Sprache so sehr anzueignen wissen, daß man sie nach ihrem Accente für geborne Deutsche halten müsse, aber auch dieser eingebornen Anlage scheint der Geschichtschreiber für seine Person entsagt oder wenigstens doch den unheiligen Gebrauch seiner deutschen Sprachkenntniß möglichst gemieden zu haben. Nur wer sich zu römischer Sprache erhoben hat, steht eigentlich auf gleichem Fuße mit ihm, daher auch Velsero, Rescio, Inderbacchio (Welser, Resch, Hinterbach) und ein paar andere Deutsche hin und wieder als Gewährsmänner auftreten, aber nur selten, höchst ausnahmsweise Ormajero und Rosmanno (Hormayr und Roschmann). Auffallend möchte es dabei scheinen, daß später, nachdem die ersten Jahrhunderte der Barbarei vorüber sind, Stadt und Volk von Trient mit Stolz und Nachdruck lombardisch genannt werden; doch läßt sich dieß ohne viele Schwierigkeit erklären.

Auch von Fanatismus haben wir oben gesprochen, und es scheint uns dieses Wort keineswegs zu hart, wenn wir z. B. die Klage lesen, daß sich die deutschen Bewohner des Trentino bis zur Stunde nicht italianisiren wollten — eine Klage, welche die Vinschgauer und Pusterer um so seltsamer ansprechen dürfte, als sie in ihrer Befangenheit Gott täglich danken, daß sie nicht so elend zu leben brauchen, wie die Wälschen. Nur aus der übermächtigen Gewalt der deutschen Grafen von Tirol und ihrer Reisigen sei es zu erklären, daß sich die Bewohner des obern Trentino niemals italianisiren konnten — ein Umschlag zu dem sie doch der italische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs längst aufgefordert und gerufen hätten. Aber

trotz alle dem hätten sie weder Gesichter (!), noch Manier, noch die Sprache abgelegt, weil sie Herren der Italiener seien und Brüder der transalpinischen Deutschen, welche mächtiger als die Italiener. „Denn wenn das Glück diesen so gewogen gewesen wäre, daß sie umgekehrt die Deutschen bezwungen hätten, so würden die cisalpinischen deutschen Colonien in kürzester Zeit sich italianisirt haben, und der Natur wäre menschlicher Zwang gewichen.“ Wird schon sein! sagt der Tiroler in solchen Fällen; uns aber scheint aus derlei Reden gleichwohl etwelche nationale Befangenheit entgegenzuwinken; denn wenn auf einer Seite als Auszeichnung gerühmt wird, daß die Trentiner noch bis zur Stunde italianissimi geblieben seien, trotz der Bestrebungen, die man zu allen Zeiten aufgeboten, sie zu germanisiren, so sollte man auf der andern Seite den wackern Leuten an der Etsch und am Eisack nicht das zum Vorwurf machen, was in Trient eine Tugend ist.

Indessen kommen solche kleine Vergehen gegen die Billigkeit bekanntlich auch an andern Orten vor, und die Deutschen haben Zeit genug gehabt sich daran zu gewöhnen. Auch ist Frapporti nicht überall gleich streng. Viel gutmüthiger zeigt er sich z. B. gegen Franz Resch, den gelehrten Geschichtschreiber der Kirche zu Seben und Brixen, „einen Deutschen der in Italien geboren war, ohne daß er es je gemerkt,“ und der zur milden Ahndung für diese seine Unbewußtheit lediglich il buon Rescio, der gute Rescio, genannt wird, wogegen einige adelige Familien des Trentino, die, schlimmer als Resch, ihre Nationalität nicht verkannt, sondern verläugnet, um vieles schärfer angesehen werden. „Kund und zu wissen sei es unsern Brüdern in

den andern Provinzen Italiens," ruft der Geschichtschreiber von Trient, „daß nicht alle die barbarischen Geschlechtsnamen der Trientiner eines deutschen Ursprunges, sondern nur der Unterwürfigkeit oder andern Familienrücksichten zu Liebe aus dem schönsten italienischen Gepräge germanisirt worden sind. So hat man aus den Namen Tono, Sporo, Corredo, Firmiano, Clesio, Cuneo, Arsio und andern ähnlichen ein Thun, Spaur, Coreth, Firmian, Cleß, Kuen, Arß oder Arzt oder Artz gemacht, also daß es eine höchst schwierige Sache geworden ist, nur zu errathen, wie sie auszusprechen und zu schreiben. Auf solche Art haben diese Familien ihre so schönen italienischen Namen in scheußlichster Weise (brutissimamente) zu deutschen entstellt." Hier werden wir also auf eine Erwerbung hingewiesen, die nicht allgemein bekannt ist, und insofern wollen wir es auch nur als eine Herstellung des Gleichgewichts ansehen, wenn Frapporti den Grafen Gebhard von Hirschberg euphemisch und euphonisch einen Gebardo di Montecervo oder den Brixener Bischof Bruno von Kirchberg Brunone di Montechiesa nennt, und wenn auch andern ehrenwerthen deutschen Familiennamen eine ähnliche Verklärung zugeht. Glücklicherweise kann der begeisterte Trientiner beifügen, daß obige Apostasie keinen großen Schaden gestiftet; es sei vielmehr zu verwundern, wie der Dialekt von Trient, der von deutschen Wörtern strotzen zu müssen scheine, doch nicht mehr als dreißig[1] angenommen habe, tanta è l'eccellenza e la purità di questo dialetto meritamente terzo fra gli italiani. — Das soll seiner

[1] Nach Chr. Schneller (Die romanischen Volksmundarten in Südtirol) sind es allerdings ungleich mehr.

Zeit etlicher befangener Landsleute wegen zum gesonderten Nachweis kommen. Dabei wird wahrscheinlich auch bewiesen werden, was wir jetzt schon vermuthen, nämlich, daß die Trientiner ihr Fraila (Fräulein), ihr Auschenet (Hausknecht), ihr Wagerle, ihr Tisler, Slosser und andere Handwerksnamen unvorsichtiger Weise von uns genommen, wie sich ja auch neben ihren grotesken Taufnamen, ihren Cäsarn, Scipionen, Calpurniussen, ihren Lucretien und Cornelien unsere lebensfrischen tirolischen Maidele, Rosele, Seppele, Hansele (Ansele) in den Schooß ihrer Familien hineingeschmeichelt haben.

Frapporti's Buch konnte billigerweise von Salurn an aufwärts nicht der freundlichen Anerkennung entgegensehen, die ihm unterhalb des Avisio zu Theil wurde. Man hat von deutscher Seite aus manches erwiedert. Einer der germanischen Gegner sprach damals sogar sehr bitter von der Monomanie des Romanisirens, vermöge welcher sich die zahlreiche Partei, deren Haupt Frapporti sei, unermüdlich bemühe, den trockenen Boden vorsündfluthlicher Geschichte bis zu dem Schlamm der Völkerwanderung zu sondiren und mit beliebiger Deutung der dunkelsten Stellen schlechtunterrichteter Classiker, wie auch mit dem leichtfertigsten Haschen nach italischen Gleichklängen in Namen den Grundsatz aufzustellen, ganz Tirol bis zum Brenner und darüber hinaus sei gut römisch und alle Bewohner römische Abkömmlinge, denen das deutsche Barbarenthum nur aufgedrungen worden, die man also zu einem dereinstigen panitalischen Reiche nicht laut und oft genug anticipando reclamiren könne.

Wir glauben, die Frage ließe sich entscheiden ohne

beliebige Deutung der dunkelsten Stellen schlechtunterrichteter Classiker zu Hülfe zu nehmen. Man dürfte beispielshalber nur an die provinciales Romani denken, welche zu Theodorichs Zeiten die Bewohner des gothischen Rhätiens waren. Indessen ist dasselbe Ergebniß ohne alle Bücher zu gewinnen, ohne alle zweideutigen und unzweideutigen Citate. Es ist nämlich eine wenig beachtete, aber gewiß sehr viel enthüllende Wahrnehmung, daß die Erde, die grüne Flur, das braune Gestein, der weiße Fernerbach in den rhätischen Alpen ihre eigene Sprache reden. In der That, die Wiesen und Aecker, die Felder und Wälder, Fels und Berg, Quell und Strom, das spricht im conservativen Gebirg noch immer die alten Laute fort, die es einmal vor langen Jahrhunderten von den früheren Bewohnern erlernt hat — eine Sprache, die der Landmann, dem sie zur Verwahrung anvertraut, als historisches Fideicommiß fast unberührt auf Kinder und Kindeskinder vererbt — deren alte Klänge zwar leise flüsternd an Ort und Stelle vernommen werden, aber nicht in die Studirstuben hineinschallen. Um der Sache näher zu kommen, wollen wir uns nun einbilden, wir seien eines schönen Herbstabends in einem reizenden Thalgelände am Eisack oder an der Etsch angekommen, zu Brixen etwa oder zu Klausen, zu Bozen, zu Meran, zu Schlanders oder zu Mals, und wir gehen hinaus um an den Halden herum zu lustwandeln und fragen dabei die Leute, die uns begegnen, nach den Namen der Dinge, die wir um uns sehen. Und da wird uns denn der tirolische Landmann mit willfähriger Freundlichkeit berichten, dieses sein Wieslein heiße Pradell, jener große Anger heiße Pragrand, eine andere Wiese

Pradefond, eine dritte Praderif, eine vierte Plandesott, jenen Acker nenne man Tschamplöng, diesen Tschampeleit, die Quelle heiße Funtanell, das Haus daneben Kasleid, der Steg darüber Puntleit, und der Fels, wo sie entspringe, Peterschell. Wenn uns nun diese Namen im Spessart oder im Böhmerwald begegneten, so wäre das gewiß sehr räthselhaft, aber hier wo die Romanen schon über den nächsten Bergen wohnen, bleibt wohl nichts anderes übrig, als ohne alles Wagniß in Pradell ein pratello, in Pragrand ein prato (prà) grande, in Pradefond ein prato del fondo, in Praderif ein prato del rivo, in Plandesott ein plan di sotto, in Tschamplöng ein campo lungo, in Tschampeleit ein campeletto, endlich in Funtanell, Kasleid, Puntleit, Peterschell ein fontanella, caseletta, ponteletto, petrisella zu sehen.

Wollte man nun aber sagen, das komme alles von einem vorübergehenden romanischen Sturme, der in dem Aprilenwetter der letzten römischen Kaiserzeit über das Land gefahren, so wird der Unbefangene gewiß erinnern, daß den Samen, der so tief in Grund und Boden eingewachsen ist und auf Jahrtausende Wurzel geschlagen hat, kein vorübergehender Säemann ausgeworfen, daß vielmehr Jahrhunderte an diesem romanischen Netze spinnen mußten, bis es mit ununterbrochenem Garne über dem ganzen Südlande lag. Auch dürfen wir nicht zugeben, daß die frühere Sprache beim Einfall der Deutschen jählings verklungen sei, denn wenn sich auch der romanische Faden an den interessanten Persönlichkeiten des Nobilis Romanus Dominicus, des Breonensers, der zur Zeit als der heilige Corbinian starb (730), im Innthal lebte, und des Quartinus, des Preg-

nariers, der im Jahr 828 mit Beiziehung romanischer Zeugen dem heiligen Candidus zu Innichen Schenkungen machte, und dessen muthmaßlicher Aeltervater auf einem römischen Grabstein zu Mauls unter demselben Namen auftritt — wenn sich auch an diesen beiden Männern der romanische Faden nur in lokaler Beschränkung und auch so nur bis in die Zeit der Karolinger fortziehen läßt, so zeigen doch viele jener Namen eine Form, die man ohne Bedenken für noch jünger halten darf. Denen aber, die solche Erscheinungen nur bei den nächsten Angränzern der Romanen finden möchten, müssen wir entgegnen, daß noch vier Stunden nordwärts von Brixen der Puntleitersteg über den Eisack geht, und daß nicht weit von Sterzing, da wo man über den Jaufen zieht, eine einsame Sennhütte am Fichtenwalde, die Gastpeneider Almhütte (casa di pineto, Kas d' Peneid), noch zur Stunde durch ihren Namen verbürgt, daß unter ihrem Schindeldache vor Zeiten Butter und Käse beim weichen Klang romanischer Alpenlieder bereitet wurden. [1]

Gehen wir indessen wieder ins Etschland zurück. Heutzutage ist nun aber dieses durch und durch germanisirt, und es entsteht daher die Frage, wem verdanken wir die Aneignung des schönen deutschen Südlandes? Jedenfalls müssen Einwanderungen deutscher Stämme von Norden her stattgefunden haben. Diese Einwanderer lassen sich aber noch zur Stunde ohne Schwierigkeit erkennen — es

[1] Seitdem hat sich allerdings herausgestellt, daß die romanischen Ortsnamen nicht blos bis an den Brenner gehen, sondern daß sie sich auch im Oetzthale, im Zillerthale und sogar im Achenthale sehr häufig finden. Siehe Drei Sommer in Tirol. Zweite Auflage. I. 157. 256. II. 109.

sind keine andern als die kräftigen hochgewachsenen blauäugigen Männer aus der engen Schlucht von Passeier, aus dem trauben- und kastanienreichen Burggrafenamte um Meran, die Männer von Ulten und von Sarnthal, alle zusammen ein Schlag, der an äußerer Schönheit und an innerer Kraft unter allen Bauerschaften Germaniens preiswürdig hervorleuchtet.

Wir haben also in der Gegend von Meran um die rhätische Burg Tirol einen Herd gefunden, ein Hauptquartier, von dem wir, das Wipp- und Pusterthal etwa abgezogen, die Germanisirung von Südtirol ausgehen lassen dürfen, obgleich auch in diesen Ursitzen des südtirolischen Deutschthums die Germanen noch lange Zeit friedlich mit Romanen zusammengewohnt haben mögen. Von dorther zogen nach alter Ueberlieferung die Sarnthaler in das Gelände ein, das sie jetzt bewohnen, von dorther, scheint uns, zog die deutsche Sprache auf die Hochebene von Castelrutt und Deutsch-Noven, so wie auf die Rebenhügel von Kaltern und Tramin, wo zwar deutsche Männer in früheren Jahrhunderten lege longobardica lebten, aber doch die völlige Germanisirung nicht vom Longobardenland herauf, sondern wohl von oben hinunter gekommen sein mag. Von dorther sind ferner die Deutschen von Pergine ausgegangen, die Urväter der Mocheni und die Männer, die sich auf den rauhen Höhen der sieben Gemeinden niederließen.[1] Von dorther lernten also auch das Vinschgau

[1] Dieser Ansicht ist jetzt, wie schon oben bemerkt, eine andre gegenübergetreten. Professor Felix Dahn hat nämlich, gestützt auf einen Geographen des zwölften Jahrhunderts, der die Meraner Gothen nennt, für die Meraner Bauern, die Passeirer, Ultner und Sarner gothische Abkunft in Anspruch

und seine Seitenthäler ihre jetzige Sprache, und an der Etsch wuchs sie, bojoarisch wie sie war, hinauf bis an die Malser Haide, bis wo jetzt die schwäbischen G'höter wohnen.

Wenn übrigens der Garten und die Blume des deutschen Volksthums jenseits der Alpen im Burggrafenamt erblühte, so ist es begreiflich, daß einzelne deutsche Schößlinge schon in den ersten Zeiten auch in das romanische Gebiet hineinrankten. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß von der Burg zu Buchenstein an, die hinter Enneberg fast schon im venedischen Gebirge liegt und mit italienischem Namen Castel d'Andrazzo genannt wird, bis auf das Schloß zu Hohen-Balken bei Somvix im stockromanischen Hochthal am bündnerischen Vorderrhein die ritterlichen Vesten und Burgen, ganz unabhängig von der Sprache, welche die Landleute sprachen oder sprechen, zum größten Theil deutsche Namen tragen. Demnach ist es erlaubt, in manchen Gegenden die alten Burgställe und die Gehöfte der Dienstleute als die ersten Oasen zu betrachten, von denen aus sich das frische Grün des deutschen Wesens über die verwelkten Romanen verbreitete, obwohl es mitunter nicht die liebevollsten Hände waren, welche diese Auffrischung besorgten.

Die Zeit der Germanisirung ist freilich nach Lage und Zusammenhang der verschiedenen Thalgelände sehr verschieden gewesen, und in bestimmte Jahrzehnte wird sie

genommen und die Deutschen in den venedischen Gemeinden und in der Valsugana sind nach neueren Quellen ohne Zweifel von den Longobarden abzuleiten. Was die Gothen betrifft, verweisen wir auf die Herbsttage S. 159 ff.; über die Longobarden werden wir später, namentlich in den Capiteln „das Deutschthum in Wälschland," eingehender sprechen.

sich wohl kaum irgendwo verlegen lassen. Immerhin würde eine tirolische Sprachkarte etwa aus dem eilften Jahrhundert ein sehr buntscheckiges Bild bieten: deutsche Farben in zahlreichen Einsprengungen, und zwar viel umfänglichern als jetzt, noch weit unter Salurn hinunter bis in die Mark Verona und bis Vicenza, wälsche Farben dagegen mit jenen vermischt, bis an den Brenner (und bis an den Achensee); der Burgfrieden von Schloß Tirol mit dem Passeier, mit Ulten und Sarnthal, dann das Pusterthal, das von den Slaven wüste gelegt und von den Bojoaren neu bevölkert worden war, als zwei große deutsche Sprachinseln, die aber noch nicht ganz gesäubert sind, in Nals und Eppan, im Eisackthal und allen seinen Nebenthälern, in Vinschgau, Stanzerthal, Paznaun und halb Vorarlberg das Landvolk noch romanisch, die Burgen und ihre Vorflecken deutsch, die Städte gemischt, Brixen überwiegend deutsch, aber Trient noch lange nicht ganz wälsch, denn das erste Stadtrecht von Trient aus dem vierzehnten Jahrhundert war, wie auch Frapporti ehrlich eingesteht, in deutscher Sprache abgefaßt. In Bozen mögen sich dazumal beide Sprachen die Wage gehalten haben. Zwar will Pincio, der im sechzehnten Jahrhundert schrieb, behaupten, daß hundert Jahre vor seiner Zeit diese Stadt noch ganz italienisch gewesen, allein diese Behauptung ist nicht glaublich, weil schon viel früher und zwar in reicher Anzahl deutsche Bürger zu Bozen urkundlich vorkommen, unter welchen wir nur den ehrenwerthen *Roprechtus Schuselspularius* aus dem Jahr 1315 anführen wollen, der sich unschwer als ein deutscher Ruprecht Schüsselspüler erkennen läßt.

Aus all diesem geht nun leider hervor, daß wir auf Seite der Italiener stehen, und ungefähr die nämliche, eher noch eine schlimmere Meinung hegen als die, welche Giuseppe Frapporti, der Trientiner, behufs der Verherrlichung seines Trentino aufgestellt, da wir mit demselben insofern übereinstimmen, als wir eine der Völkerwanderung vorhergehende völlige und stellenweise noch durch Jahrhunderte fortdauernde Romanisirung, nicht nur bis an den Brenner, sondern bis an die bayerischen Alpen annehmen. An seiner Art der Beweisführung möchten wir uns freilich nicht betheiligen, denn „die heiligen natürlichen Gränzen" wollen uns hier so wenig beweisend dünken als am Rhein, und den Eifer, welchen der wälschtirolische Geschichtsforscher sonst noch für Zubereitung und Herrichtung der alten Quellen aufgeboten, hätte er sich vielleicht ganz ersparen können, da Graf Benedict Giovanelli schon vor bald zwanzig Jahren viel eindringender dargethan hat, daß Trient eine Stadt der Rhätier gewesen, so daß man nach dem Recht der Wiedervergeltung das Strafverfahren, das wir oben gegen Franz Resch, den Brixener, angewendet sehen, am Ende auch gegen seinen Richter kehren und sagen möchte, er sei in Rhätien geboren ohne es zu merken, der gute Frapporti!

Nun sind aber die Tiroler mit so ganzem Herzen deutsch, daß sie solche wälsche Genealogien für ruchlose Ketzerei halten und dadurch fast verletzt werden. Viel besser kömmt man noch mit dem Keltenthum durch, doch trauen wir leider demselben gerade in diesem Lande wenig Halt zu, und möchten ihm höchstens an den Gränzen etlichen Einfluß einräumen. Was aber unsern Romanismus betrifft, so

erinnern wir zur Entschuldigung, daß es sich hier nicht um Gegenwart oder Zukunft handle, sondern um den Zustand wie er etwa in den ersten anderthalb Jahrtausenden nach Christi Geburt gewesen, um einen Zustand, an dem wir in unsern Tagen durch allen Patriotismus nichts mehr ändern können, und dessen Beschaffenheit wir uns gefallen lassen müssen, wie sie immer auch gewesen sein mag. Auch liegt das Anziehende gerade darin, daß die Germanen sich in das neue Land nicht breit und schwerfällig hineingelegt, die Romanen zertreten, zermalmt und ausgemetzelt, sondern daß anfänglich nur eine zarte Einspritzung ihres edlen Geblüts durch die Thaladern der etschländischen Alpen lief, nur ein dünnes Brünnlein, das aber vermöge der innern Vortrefflichkeit eine heilsame Wunderkraft verübte, und ohne an dieser Kraft zu verlieren, sich immer weiter ausbreitete — daß von Anfang an nur wenige deutsche Gefolgschaften sich jenseits des Brenners niederließen, diese aber durch ihr überlegenes Naturell die Nachbarn zum Deutschthum heranzogen, den verkommenen Römlingen Sinn für Ehre und Freiheit beibrachten, allem Leben, allen Sitten und Gebräuchen, allen Rechten und Ordnungen ihren Typus aufdrückten, und so vereint mit allen Landesgenossen jenes stattliche Gebäude von Volksfreiheiten aufführten, dessen Erinnerung jetzt noch der Stolz Tirols ist. Wenn es sie aber verdrießen sollte, daß auf diese Weise mancher Tropfen unächten Blutes nicht abgeläugnet werden kann, so mögen sie zum Trost auf die andern deutschen Völker blicken, unter denen die wenigsten besser daran sind, die sich aber durch dieses Gebrechen des Stammbaumes nicht hindern lassen werden, ihre Carrière zu machen.

3.

Bisher haben wir zunächst nur von Romanen, von Bojoaren und Sueben, sohin von Völkerschaften gesprochen, welche zur Zeit noch auf tirolischem Boden neben einander wohnen. Nunmehr kommt aber auch noch eine völlig untergegangene Nationalität anzuführen, nämlich die slavische. Die karantanischen Slaven oder Wenden brachen im letzten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts aus Kärnthen herein; Paul Warnefried erzählt von den langen und blutigen Kämpfen, die sie im Pusterthal, an der Drau und Rienz mit den Bojoaren unter den Agilolfingern gefochten. In jenen Tagen war einmal die Gränze zwischen Bojoaren und Wenden für lange Zeit bei Anras, vier Stunden oberhalb Lienz (ad rivolum montis Anarasi [770]). In der That scheinen sich auch im Hauptthal die letztern bleibend nicht weiter angesetzt zu haben; wohl aber stiegen sie seitwärts an der Isel hinauf bis an die Schneeberge, welche jenseits ins Ahrnthal hinunterreichen. Dort und im Virgen- und Tefferedkerthal finden sich noch die Dörfer, die sie bewohnt haben, wie Staniska, Mierniz, Gößnitz, Eischnitz, Lasnitz, Zobelnitz, Feistriz und andere slavischen Namens. Auch Windischmatrei erinnert noch an sie. Die Sprache selbst ist längst verklungen; doch weiß niemand zu welcher Zeit.

In den undeutschen Ortsnamen Tirols steckt aber auch noch eine ganz eigene Familie, welche auf romanisch nicht erklärt werden kann. Es sind Namen wie Mauls, Sils, Tils, wie Wattens, Terfens, Uderns, Velthurns, Tisens, Tagusens, Schluderns u. s. w. Man sieht beim ersten

Blick, daß sie aus einer andern Sprache stammen müssen, als aus jener, welche uns Pradell, Puntleit und Funtanell (pratello, ponteletto, fontanella) geschenkt. Welches war aber diese Sprache?

Es scheint hier nur eine Alternative möglich: entweder war's etruskisch (rasenisch), wie Livius von Padua, der Nachbar der rhätischen Alpen, versichert, und wie auch mancher Fund aus dem Boden anzudeuten scheint, oder keltisch, wie manche Neuere wollen. Zur Entscheidung dieser Frage scheinen nun besagte Namen vollkommen auszureichen, denn wenn auch viele davon sehr abgeschliffen sind, so klingen doch wieder andere so rein und unverdorben, als kämen sie eben erst aus ihrer sprachlichen Werkstätte. In jüngster Zeit ist daher auch versucht worden, mit diesen Namen zunächst jene andern zusammenzuhalten, welche uns die Inschriften altetruskischer Grabmäler aufbewahrt, eine Mühewaltung, über die wir uns gern auf den Wunsch beschränken, daß kritische Pochwerke und sorgsame Abschlemmungen aus den Stufen dieser ersten Schürfung zuletzt etwas reines und brauchbares Erz zu Tage fördern und die Frage lösen mögen, ob die Etrusker wirklich, wie Niebuhr angenommen, aus den Alpen an die Tiber hinabgestiegen, und ob der etruskische Tempel in der That, wie Leo v. Klenze behauptet, das rhätische Bauernhaus sei. Wir erwähnen hier nur der Vollständigkeit willen, daß jene Nomenclatur von manchen, insbesondere von jenen, die keine fremde Mischung im deutschen Tirol zugeben wollen, für altdeutsch, für sehr altdeutsch gehalten wird. Nun wäre es aber, wie ein gelehrter Freund behauptet, doch ein seltener Umstand, daß die Alt-

deutschen jenseits des Scharnizwaldes ihre Dörfer Gufidaun und Albeins und Gargazon benannt, diesseits aber Dingolfing und Erding und Plattling? An die Gothen hat man dabei wohl auch gedacht, aber aus den ruhmreichen Zeiten Dietrichs von Bern ist in Deutschtirol vielleicht kein Klang mehr übrig als etwa Gossensaß, ehemals Gozzensazze, der Gothensitz, ein Dorf am Brenner, unter denselben Breonensern angelegt, deren Zügelung der Vogt von Berne seinem Herzog an der rhätischen Mark, Servatus, so sehr ans Herz gelegt hat. An diese durch uralte Eisenwerke ausgezeichnete Dorfschaft dürfte vielleicht auch eher als an den Kaukasus zu denken sein, wenn in der deutschen Heldensage, die tirolischer Localitäten so oft Erwähnung thut, der Berg Göikelsas, Geikeisas, Gloggensachsen u. s. w. genannt wird, allwo einst König Elberich und Wieland, der Schmied, mit einander Schwerter schmiedeten.

Die nähere Betrachtung der Ortsnamen und ihrer Fundorte verbreitet über die frühere Vertheilung der Bewohner manches willkommene Licht. Wenn wir z. B. wahrnehmen, daß im ganzen Vinschgau, von Meran aufwärts bis an den Haidersee, alle Dörfer und Flecken bis auf drei oder vier vorromanische Namen tragen, so ergibt sich daraus, daß dieselbe Anordnung der Ortschaften, wie sie heutigen Tages besteht, bis in die Zeiten der alten Venosten hinaufreiche. Wenn wir dagegen im Oetzthal etwa von Umhausen an aufwärts gehen und über Winkel, Au und Ried nach Lengenfeld, über Huben, Gruben, Sölden nach Zwieselstein gelangen, und auf dem ganzen Weg weder romanische noch vorromanische Klänge hören oder erfragen können,

während sie doch am Eingang des Thales und am Innstrom hin und her nicht selten, so bedeutet dieß, daß in römischer Zeit das Thal noch unbewohnt gewesen und vor der Völkerwanderung keine menschlichen Ansiedelungen darin errichtet worden seien. So ist es auch mit dem innern Zillerthal und mit dem untern Theil des Paznauns, und wie im Oetzthal, so sprechen auch in diesen beiden Thälern die Sagen von Seegewässern, welche einmal da flutheten, wo jetzt die Dörfer stehen. Im Oetzthal, im Zillerthal und im Paznaun aber finden sich in den innersten Gründen, am Eis der Ferner, um den Ursprung der Thalbäche wieder romanische Namen — eine auffallende Begegnung, da man sich kaum denken mag, daß die ersten Einwanderer durch See und Sumpf und Wildniß sich viele Stunden weit hinaufgearbeitet, um auf den winterlichen Höhen von Vent und Dux und Galtür ihre Hütten zu bauen. Es eilt aber auch da allenthalben die Sage zu Hülfe, welche die Urcolonisten nicht von unten herauf, nicht dem Bach entlang, sondern von rückwärts über die Jöcher und die Ferner kommen läßt. Diese Ueberlieferung ist um so glaubwürdiger, da der uralte Zusammenhang dieser Innerthälerer mit den Leuten jenseits des Joches zum Theil noch bis in unsere Tage lebendig geblieben, zum Theil wenigstens noch historisch bekannt ist. Daß die Galtürer und Ischgler im Paznaun vor Zeiten in die Kirchen des Engadeins pfärrig waren, ist jetzt noch nicht vergessen. Wir fügen auch noch bei, daß die einsame Alpengemeinde Vent, die zuhinterst im Oetzthal liegt, obgleich durch die schauervolle Wüstenei der Ferner vom Etschland getrennt, bis in unser Jahrhundert herein ins Gericht nach Castelbell im

warmen Vinschgau und in die Pfarre nach Unser Lieben Frau zu Schnals, und daß die Hinterduxer nicht zum Zillerthal gehörten, dem ihr Bach zuläuft, sondern in Gericht und Pfarre übers Joch nach Matrei im Wippthal, wohin sie im Winter, wenn jenes etwa nicht zu befahren, fünfundzwanzig Stunden zu gehen haben. Ebenso ist es mit den ehemals undeutschen Alpendörfchen in den Seitenschluchten des Lechthales, mit Madau am Parseierbach, Grameis am Parsallerbach, Bschlabs am Parzinerbach — sie sind theils jetzt noch bergüber dem fernern Innthal zugethan, theils erst in diesem Jahrhundert davon getrennt worden. Aehnliches begegnet uns im romanischen Thal von Enneberg, wo die Sage die erste Einwanderung gleichfalls nicht vom Pusterthal hereinkommen läßt, sondern über das Grödnerjöchel und den uralten Hof Rubatsch am grünen Bühel bei Colfusc, als die erste Ansiedelung bezeichnet. Die gleichen Erscheinungen treten in Graubünden und in den Bergen um den Monterosa auf und sind dort auch schon von bedachtsamen Wanderern hervorgehoben worden. Das Gedächtniß einer frühern Bevölkerung lebt dann da und dort noch in der Ueberlieferung fort, die sie als Wilde kennt, welche das Christenthum nicht annehmen wollen, oder als grimmige Riesen, welche die neuen Capellen niederwerfen. So weiß das Enneberger Thal noch von seinen Salvangs, seinen Wilden, zu erzählen, die in Klüften wohnten und von der Jagd und Kräutern lebten, zwar Niemand wehe thaten, aber sich an denen, die sie neckten, grausam rächten. Auch die vorarlbergischen Damilser sagen ja noch von den Wilden, die, als die ersten Walser kamen, am „Brand" ihre Heimath hatten. Eine

ansehnliche Haushaltung schlimmer Riesen saß auf der Burg Tirol und langte aus dem Horst mit langen Armen herüber, um die kaum erstehenden Mauern von St. Peters Kirchlein einzureißen. Den innthalischen Riesen Thyrsus hat der starke Haymon am Thyrsenbach bei Zirl erschlagen, eine Waffenthat, zu deren Sühne er das Kloster Wilten baute. Auch im Schloß zu Greyerz hausten einst die Riesen; ebenso war das Einfisch- und das Eringerthal im Wallis vordem ihr Besitzthum, und im Kalveuserthal hinter Pfäfers gräbt man noch jetzt zuweilen ihre Knochen aus.

Und nun wollen wir schließen. Wir würden uns freuen, wenn es gelungen wäre, sachverständige Männer aufmerksam zu machen, wie in den rhätischen Alpen, wo ja auch der Schlüssel für die neuere Geognosie gefunden wurde, noch manches Lichtchen leuchte, das vielleicht auf die dunkeln Gestaltungen uralt-italischen Völkerwesens, gewiß aber auf die mittelalterlichen Stammverhältnisse in den deutschen Südmarken einen erwünschten Schimmer werfen könnte. Es ist erfreulich, zu bemerken, daß die tirolischen Geschichtsfreunde Fleiß und Mühe mehr und mehr der Betrachtung des nationalen Werdens zuwenden, und neben den Urkundenforschungen auch jenes Material, so nicht in den Archiven liegt, sorgsam und liebreich sammeln. So sind denn bereits mehrere Monographien über einzelne Thäler vorhanden, welche uns zu obiger Darstellung dankenswerthe Züge lieferten. Im Gebirge steht jedes Thal für sich, jedes hat seine eigene Geschichte, seine eigene Sprachnuance, seine eigene Tracht, seine eigenen Leute, seinen eigenen Lebenswandel. Diese einzelnen Sonderphysiognomien sollten nun allmählich alle treu und sorgfältig gezeichnet, es sollten

zur Zeichnung und Färbung des Bildes die Stimmen der Vorzeit, die Sprache der Flur, die Wanderungssagen, die andern Mythen und Mähren herbeigezogen, der physische Schlag der Bewohner, ihre Mundart, der Bau ihrer Kirchen, ihrer Häuser, die Art ihres Lebens, ihre Sitten und Gebräuche, ihre alten Rechte und Gewohnheiten, auch ihre Tracht verglichen, und so der Schluß aus der Gegenwart auf die Vergangenheit ermöglicht und umgekehrt aus dieser jene erklärt werden. So würde sich wohl zeigen, daß das Land um König Laurins Rosengarten noch manchen Edelstein, manch historisches Kleinod verbirgt. Aus allen diesen gesonderten Arbeiten aber würde sich zuletzt in Verbindung mit der documentirten Historie die Geschichte zusammenstellen lassen wie aus Rhätiern und Romanen, aus Gothen, Longobarden, Bojoaren, Sueben, sogar aus karantanischen Slaven, wie aus diesen verschiedenen Bestandtheilen das schöne und wohlklingende Erz zusammenschmolz, das jetzt als deutschtirolisches Volksthum vor uns liegt.

II.

Aus dem wälschtirolischen Kriege.

Wien 1849.

1849.

Herr Adolph Pichler, ein Doctor der Arzneikunde, hat unter diesem Titel ein Schriftchen herausgegeben und darin den Krieg der Wiener Studenten mit den Lombarden beschrieben, wie er im Frühling des vorigen Jahres weit drinnen im wälschen Gebirge, im Thal des Chiese und an den schönen Gestaden des Idrosees geführt worden ist. Dies Gedenkbuch fängt bei den Märztagen an, wo die Tiroler Studenten, „die in Wien auf das thätigste mitgewirkt," sich die schwere Frage stellten, welche Folgen ihre Thaten haben dürften in dem gebenedeiten Heimathlande, und wie die neu erworbene Freiheit am besten zu schützen wäre vor dem dunkeln Haufen derer, die sie als das Werk des Teufels und als lutherisches Ketzergift darstellen würden. Ehe sie aber noch darüber ins Reine gekommen, lief die Botschaft ein, daß die Lombarden bei Rocca d'Anfo vor den Bergen von Wälschtirol stünden und Val Arsa schon betreten hätten. Allen, welche die Stimmung dieser Gegenden kannten, mußte die Lage als höchst gefährlich erscheinen; denn die Bevölkerung der Städte war seit langem für die

italienische Sache gewonnen, und der Landmann, der die Verbindung mit Deutschtirol seines Erwerbes und Absatzes halber sich nicht ungern gefallen ließ, hatte doch andererseits nicht den wünschenswerthen Todesmuth, um den einbrechenden Sprachverwandten feindlich entgegenzutreten. Von den deutschen Bauern war aber nach den verlässigsten Nachrichten vorerst auch nichts zu hoffen. Die Aufrufe wie sie aus den Kanzleien hervorgingen, voll von poetischen Erinnerungen an alte Glorien, die dem Aelpler abgeschmackt geworden, sie verhallten nutzlos im Gebirge. Wenn sie zu uns kommen, meinten die Schützen in den sicheren deutschen Thalschluchten, dann werden wir sie wohl niederschlagen nach unserer Väter Art, aber aufsuchen thun wir sie nicht. Wer ans Jahr Neun erinnerte, der erhielt die Antwort: gerade deßwegen ziehe man nicht aus, um nicht wieder so betrogen zu werden wie dazumal.

Desto nothwendiger dünkte daher den Tirolern zu Wien die Hülfe höher gestimmter Freischaaren, und am vierten April traten alle tirolischen Musensöhne deutschen Stammes in der Sonne auf der Wieden zusammen, um zu berathen was für das Vaterland zu thun sei. Der tirolische Rothbart, der alte Kapuziner Haspinger, der seit Anno Neun ganz verschollen gewesen, der kam jetzt auch wieder hervor und schrieb seinen Namen zuerst auf die Rolle der Reisigen. Erzherzog Johann versprach mit Rath und That dabei zu sein, die Bürger von Wien steuerten Geld und Waffen, und gegen Mitte April war die Schaar zum Zuge nach den wälschen Gränzen gerüstet. Freilich zweifelten manche, ob es nicht besser wäre in Wien zu bleiben, als an den Gardasee zu ziehen, wo keine Reaction zu bekämpfen sei;

allein Dr. Adolph Pichler, der jetzt Hauptmann geworden, gab seine Meinung durchschlagend für den Auszug ab; denn das Beste für Tiroler sei das gefährdete Tirol zu schützen. Am fünfzehnten April zog der Heerhaufen zur Fahnenweihe in den Stephansdom, und von da auf die Eisenbahn, wo die Wiener Freunde Abschied nahmen. Andern Mittags waren die Tiroler in Graz, „wo die Stimmung radicaler war als selbst in Wien.“ Im Saale der Ressource gaben ihnen die Einwohner ein glänzendes Fest. Sie sangen alle zusammen: Was ist des Deutschen Vaterland? und der Hauptmann ergriff, nachdem das Lied verklungen, das Wort: „Nicht als Tiroler wollten sie angesehen sein, sondern als Deutschlands Gränzsoldaten, und darum flattere die schwarz-roth-goldne Fahne vor ihren Reihen. Einer für Alle, Alle für Einen, Alles für Deutschland.“

Ohne Aufenthalt zogen nun die jungen Schützen durch die schöne Steiermark, überall freundlichen Grüßen und ehrender Aufnahme begegnend. Ein steierischer Schullehrer hatte seine sämmtliche Jugend an die Straße gestellt, um die angehenden Helden zu bewillkommnen. Hin und wieder flog auch von Mädchenhand ein Vergißmeinnicht, ein Blumenkranz auf die vorbeirollenden Leiterwagen. Die Klagenfurter freuten sich über die streitfertigen Tiroler nicht minder als die Bürger von Graz, und am einundzwanzigsten April erblickten jene zum erstenmale die glänzenden Schneegebirge ihrer Heimath. Am nämlichen Tage noch rückten sie in das pusterthalische Lienz ein.

Mittlerweile war aber auch im Lande eine muntere Kriegslust ausgebrochen. Erzherzog Johann war gekommen

um aufzumahnen. Die Herabsetzung des Salzpreises hatte die Bauern mit Dankbarkeit erfüllt, die Gebildeten, die vielverketzerten Bücherleser, waren ebenfalls aufgestanden, und zuletzt hatte stellenweise sogar der Klerus in die Trompete gestoßen. Dieses alles gefiel den Ankömmlingen und ergötzte sie wohl viel inniger als das Gerücht, das im Lande verbreitet wurde, diese ihre ruchlose Horde sei nur gekommen, um das fromme Tirol dem wahren Glauben und den alten Sitten abspenstig zu machen, und ebenso Geistliche zu mißhandeln wie Nonnen zu entehren.

Als die angehenden Helden eines Tages festlich bewirthet zu Bozen saßen, traten in dunkelgrünen Röcken zwölf junge Männer ein und erklärten Tiroler Studenten aus Salzburg zu sein, die mit denen von Wien gemeinschaftlich das Vaterland vertheidigen wollten. Tags darauf kam Erzherzog Johann in die Stadt und musterte vergnügt die frische Compagnie. Wieder einen Tag darauf rückten die Innsbrucker Studenten ein, die sich später bei Enego so ausgezeichnet, aber noch keinen Plutarch für ihre Thaten gefunden haben. Der Hauptmann der Wiener Freischaar lobt der Innsbrucker Musensöhne Bescheidenheit und musterhafte Disciplin, gibt dabei aber auch zu verstehen, daß sich außerdem in diesem Studentenkrieg mancherlei Zügellosigkeit unreifer Bursche gezeigt, „welche mit zehn Wörtlein Latein im Kopfe voll thörichter Selbstüberschätzung sich berufen glaubten, alles zu richten, zu verbessern und zu verurtheilen.“

Von Bozen führte der Hauptmann seine Schaar an den Gardasee, wo er von alten deutschen Tagen träumend Herrn Dietrichs von Bern gedachte, der da den Drachen

erschlagen, und der schönen Braut des Sachsenkaisers Otto, die an diesem blauen Gewässer eine Zuflucht gefunden hat. Auch dünkte es ihm erhebend und der Erinnerung werth, daß nach den alten Kaiserzügen nun zum erstenmal wieder an seiner Seite das deutsche Banner über dem See von Garten wallte. Die Studenten zogen aber jetzt mit ihrem Rothbart Haspinger über den Ponale und durch das Ledrothal nach Storo in Judicarien. Dort bei Darzo, bei Ponte tedesco, an dem alten Schloß von Rocca d'Anfo standen sie wochenlang den Lombarden gegenüber, und kämpften vereint mit den tirolischen Kaiserjägern jene Gränzkämpfe, über welche die Zeitungen damals berichtet haben. Die Studenten freuten sich dieser Waffenbrüderschaft und hielten das beste Vernehmen, obgleich der Hauptmann den tiefinneren Zwiespalt zwischen der beiderseitigen Stellung nicht verkannte, denn noch gebe es in Oesterreich keine Idee, für welche Soldat und Bürger zugleich einstünden. Auch die Wiltauer Schützen waren in dieses Thal befehligt worden und fochten nun bei Ponte tedesco mit, wo Dr. Friese, gerade am Gränzstein zwischen Deutschland und Italien, vielbetrauert fiel.

Als Lodron und Caffaro genommen waren, brach die Compagnie gegen Ende Mai nach Ala auf. Dort begab es sich, daß sie unter einem großen Haufen italienischer Soldaten, die bei Curtatone gefangen worden, neunzehn Studenten von Pisa fanden, sie freundlich bewirtheten und „im heiligen Geiste der Zukunft eine Versöhnung weltgeschichtlicher Ideen feierten." — „War es nicht derselbe Gedanke, für den sie stritten?" O möchte eine würdige Ausgleichung zwischen beiden Völkern stattfinden! sagt wohl

mit allgemeiner Zustimmung der Hauptmann, nicht beurkundet von dem nichtswürdigen Volk der Diplomaten, sondern von den Herzen der edelsten Männer diesseits und jenseits der Alpen! — Die kriegsgefangenen Pisaner aber, die von da traurig in fremde Gefangenschaft zogen, schieden nicht ohne begeisterten Dank für die Milde und den Edelmuth, den die Tiroler bei ihrer Aufnahme bezeigt.

Von Ala zog die Compagnie am zehnten Junius nach Bozen, wo sie nach zweimonatlicher Dienstzeit auseinandergehen wollte. Der Hauptmann brachte aus dem Kriege die Erfahrung mit, daß es eine gänzliche Verkehrtheit sei, die Aufhebung der stehenden Heere zu beantragen. Er glaubt, daß im Felde Ausdauer mehr nütze, als das Anprallen ungestümen Muthes. Republik und Constitution dürfe man nicht mit ins Lager nehmen; dort müsse rücksichtsloser Gehorsam walten, und dieser brauche, wie jede Tugend, strenge Uebung.

So löste sich denn die Compagnie im Junius wieder auf, und der Hauptmann, der auch ihr Geschichtschreiber geworden, schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Ehe wir zu Bozen auseinandergingen, beschlossen wir, die Fahne auf der Burg Tirol zu hinterlegen. Unser wenige zogen wir am ersten Julius hinauf durch die Weinberge von Meran; ich konnte ein Gefühl der Wehmuth nicht ganz unterdrücken, als ich zum letztenmal diese Fahne, welche uns auf so weitem Wege durch so viele Gefahren geführt hatte, vor mir an der Spitze des kleinen Zuges herflattern sah. Es war Mittag, als wir durch das Schloßthor traten. Im Rittersaale bildeten wir einen Kreis, noch einmal sangen wir das Lied: „Was ist des Deutschen

Vaterland?" noch einmal ließen wir vom Fenster aus die theure Fahne im Zug des Windes wallen, dann übergaben wir sie dem Castellan. So möge sie am würdigsten Platz in ganz Tirol aufbewahrt sein, bis sie wieder eine rüstige Schaar Kämpfer dem Feind entgegenträgt."

Es ist, nebenbei gesagt, schon bekannt, daß damals auch die andern Heerschaaren der Innsbrucker Studenten und die Landesschützen nach manchem Strauß nicht ohne Verlust, doch ohne große Unfälle wieder heim gekommen sind — von der Vertheidigung der wälschen Gränze, wo vor ihnen Feinde, hinter ihnen wenigstens keine Freunde standen. Wenn nichts anderes, meinten die heimkehrenden Streiter, so hätten sie sicher doch so viel verdient, daß man ihnen jene Marken lasse, die sie geschützt und bewahrt. Ganz anderer Meinung waren aber bekanntlich die Signori von Trient und Roveredo, welche insgesammt die alten bureaukratischen Sünden der Innsbrucker Kanzlei zur Ausrede nahmen, um beim anbrechenden Völkerfrühling einen neuen Blüthenzweig in den europäischen Garten zu setzen — das freie, unabhängige, italienische Fürstenthum Trient. Als es dem Schwert Italiens nicht gelungen war, dieses Kleinod zu erwerben, ließ man sich auch das Mindergute gefallen und bat unter Zusage erneuerter Anhänglichkeit an das erhabene Kaiserhaus um vollständige Trennung von den deutschen Nachbarn. Diese aber, die Deutschtiroler, die Bauern wie die Herren, ergrimmten zusehends über dieses wälsche Begehren und beschworen alle Machthaber über ihr Vaterland nicht die grausame Strafe der Zerreißung zu verhängen, welche das Aergste gewesen, was „der erfinderische Macchiavellismus des Corsen nach

dem glorreichen Trauerspiel von 1809 gegen Tirol ersonnen.“ Jetzt, nachdem man siegreich für ihren ungeschmälerten Bestand gekämpft, jetzt sollte die Grafschaft, deren Gebiet seit Jahrhunderten immer nur gewachsen, ohne äußern Zwang, ohne Krieg und Empörung zerrissen und um ein Drittheil verkleinert werden! Außer dem Ehrenpunkt war aber auch die Furcht vor künftigen Zollschranken und andern Verkehrsstörungen bewegend und noch mehr die Sorge für den Schutz des Landes. Sollten nämlich die Gränzen nach der Nationalität gesetzt werden, so würden die äußersten Vorposten Italiens vor den Thoren von Meran und Brunecken stehen, und alle deutschen Gebiete südlich von Brixen, das Pusterthal, das Etschland, das Vinschgau wären im Kriegsfall überflügelt und unhaltbar oder doch jedenfalls beständigem Schrecken ausgesetzt vor wälschen Ueberfällen, die sich auf den nächsten Bergen vorbereiten ließen. Darum: entweder Italien bis an den Brenner, Brixen, Bozen, Meran und das Pusterthal dreingegeben, oder Deutschland bis an die Veroneser Klause. Weit entfernt, sich auf eine Transaction einzulassen, fanden vielmehr die Landesschützen von Tirol mit dem ihnen eigenen Scharfblick, daß mehrere feste Castelle, die zum Schutz vor feindlichen Einfällen unentbehrlich, gerade dicht jenseits der Gränze liegen, und sie haben sich daher binnen Jahresfrist nicht wenig Mühe dafür gegeben, daß auch Rocca d'Anfo, das wunderliche Bergschloß Covelo und etliche andere solche für den Weltfrieden unerhebliche Nester mit dem theuern Bergland vereinigt werden.

Bei solcher Stimmung mußte es natürlich Beruhigung, Freude und Jubel erzeugen, wenn in diesen Tagen von

Wien die Nachricht kam, die österreichische Regierung werde niemals zugeben, daß die Provinz Tirol in zwei von einander unabhängige Theile getrennt werde, weil eine solche Trennung ein Verrath an der tirolischen Nationalität, ein Verderben für die ganze Provinz und sogar ein Unglück für das italienische Tirol selbst wäre. Wenn sich andererseits die Wälschtiroler zergrämen, so ist ihnen das auch nicht übel zu nehmen, nur sollen sie es den Deutschen nicht verdenken, daß diese nicht lassen wollen, was sie nicht entbehren können. Auch mögen sie dabei erwägen, daß ihre Nationalität fortan geachtet, gleichberechtigt sein wird, und daß der alte Innsbrucker Hochmuth und die alten Zöpfe sie nicht mehr behelligen werden. Waren ja doch ihre Beschwerden immer schon so beschaffen, daß der größte Theil nicht den Deutschen über dem Brenner zur Last fiel, sondern dem System zu Wien. Und dann ist zu bezweifeln, ob sie fürderhin zu Verona, zu Venedig oder Mailand wärmere Freunde finden werden, als im deutschen Nachbarlande. Bei jenen allerdings schönen Phrasen von der nazione madre, von dem italischen Urvolk, dem die Trienter ihre immerhin rühmliche Abstammung und ihren Dialekt, den dritten in Hesperien, verdanken, ist doch manche Uebertreibung, manche Affectation mituntergelaufen. Die Wälschtiroler sind lange nicht so italienisch, lange nicht so undeutsch, als sie in ihren politischen Demonstrationen zu sein sich bemühen. Abgesehen davon, daß in den Thälern ostwärts von der Etsch noch manche zerstreute und freilich ganz vernachlässigte deutsche Gemeinde sich findet, abgesehen davon, daß da auch in der italienisirten Bevölkerung das deutsche Blut noch durchschlägt,

wie denn die wälschen Fleimser selbst im letzten Jahre noch einen eifrigen Heereszug zum Schutz der Gränze veranstalteten — abgesehen also von den Germanismen der Bauern, so ist auch in den beiden Großstädten das italienische Element nicht so rein und unvermischt, als man nach dem Verdict ihrer Journale erwarten sollte. Sind ja doch ihre Adressen, ihre Proclamationen oft zu einem Drittel von deutschen Firmen unterzeichnet, welche, freilich nicht contra naturam sui generis, aus Höflichkeit die Bewegung gegen die Deutschen mitleiten helfen. Die uralte Verbindung mit Deutschtirol hat nämlich eine große Anzahl deutscher Familien ins italienische Etschland geführt, und es war im Mittelalter wohl die halbe Bürgerschaft von Trient des besten deutschen Blutes. Darum weiß auch jeder ordentliche Trienter ganz gut Deutsch zu sprechen, und es ist eine unstatthafte Bescheidenheit, wenn sie glauben, sie könnten sich in Innsbruck nicht verständlich machen. Da wir hier die Gründe für und wider sammeln, so mag auch nicht verschwiegen sein, daß die Wälschtiroler trotz des drittbesten Dialekts doch in Italien immer nur als Tedeschi betrachtet werden, als ein halbbarbarisches Bergvolk, dessen trübes Geblüt sich nicht halbwegs mit dem classischen der wahren Italiener messen dürfe. Selbst die hohen Ehrenstellen, welche diese italienischen Altösterreicher im lombardisch-venetianischen Königreiche mit leichter Mühe erkletterten, haben ihnen wenig Popularität verschafft, da die bevorzugten Talente sich zumeist der Polizeikundschaft, den politischen Verfolgungen und andern unreinen Geschäftszweigen zugewendet haben. Lag ja doch auch in der neuitalienischen Sehnsucht nach den Brennerpässen mehr ein

Gelüste nach dem Land als nach den Leuten; denn man hätte die Barbaren von Bozen und Meran ebenso gern an dem Glücke des großen italischen Reiches theilnehmen lassen als die Schöngeister von Trient und Roveredo. Ueberdieß hat der Grundbesitzer leicht einzusehen, daß für seine Producte, freilich erst nach dem Fall der Zollschranken, der Markt in Deutschland viel günstiger ist als in Italien, das ungefähr das nämliche hervorbringt, und ebenso leicht begreift der Bewohner der Etsch, daß die Landplage der Ueberschwemmung am Ende in Innsbruck aus alter Ueberlieferung doch viel besser gewürdigt werde, als im venetianischen Flachlande, das früher sogar die beabsichtigten Regelungen des obern Flußbettes möglichst zu hintertreiben suchte. Somit werden sich bei gutem Willen denn doch wieder Fäden finden lassen, um die alte Freundschaft neuerdings anzuknüpfen. Mitten unter der Aufregung des letzten Jahres, den gegenseitigen Vorwürfen und Verwünschungen, hat es weder da noch dort an milden versöhnlichen Stimmen gefehlt, die für eine treuherzige Verständigung sprachen: „Gerechtigkeit für Wälschtirol" ist jetzt auch der Wahlspruch der Deutschtiroler geworden, und beide Theile mögen auf ihrem Wege, an dem allerdings noch manche Dornen liegen, sich mit der Hoffnung stärken: Eine Freiheit macht uns alle frei!

Wenn man aber — um zum Schluß noch einmal auf den Auszug der Studenten zurückzukommen — wenn man in des Hauptmanns Gedenkbuch liest, wie sie damals mit jugendlicher Begeisterung das Lied des alten Arndt gesungen und sich an den deutschen Farben ihres Banners gefreut, wie sie überall auf ihrem Wege von Wien bis

nach Bozen mit demselben Liede und denselben Farben begrüßt wurden, wie man dazumal von keinem andern Vaterlande hörte, als von Deutschland und abermals Deutschland, und wenn man dann vergleicht, wie es jetzt steht im Land Tirol, in Kärnthen, in Steiermark und in Oesterreich, so sieht man deutlich, daß das gute deutsche Volk auch wieder einmal einen Anlauf umsonst genommen, daß statt einer festen Vereinigung mit Deutschland, wie sie damals gehofft wurde, vielleicht nichts mehr in Aussicht steht, als einige halbgeduldete Sympathien, die man auch bald mit der neuösterreichischen „Gloire" zu beseitigen suchen wird. Ob wir aber auch darein reden dürfen? Nu, als nächsten Nachbarn, als Söhnen desselben Stammes, darf den Bayern wohl auch daran liegen, welchen Bahnen das schöne Land in den deutschen Alpen und an der deutschen Donau ferner folgen wird!

Hat ja doch der bojoarische Stamm, unverkennbar derselbe in Sitte, Sprache, in seinen Gesängen, in seiner Gemüthsart, in seinem ganzen Wesen, alle Länder eingenommen vom Lech bis zu den Wenden und Ungarn, von dem Fichtelgebirge bis nach Wälschland. Er hat die Städte der Magyaren und der südlichen Slaven germanisirt, bis hinab nach Semlin und Belgrad, wo jetzt deutsche Zeitungen erscheinen. Freilich geht eine breite Blutspur durch seine Geschichte von dem Tage an, dem achten September 1156, wo Friedrich der Rothbart auf dem Felde bei Regensburg das bayerische Ostreich von dem bayerischen Westreich trennte. Man hat damals nicht gefragt, ob die beiden Theile auseinander wollten, aber seitdem ist die Hälfte der deutschen Geschichte ein endloser verheerender Krieg im

Schooße des eigenen Stammes, geführt auf deutscher Erde mit Hülfe von Franzosen und Wälschen, von Panduren und Croaten. Wie sich die „Häuser“ haßten und schlugen und zu zertreten suchten, so mußten auch die Völker auf die Schlachtfelder. Das hat sich auch in den letzten Decennien bei dem Treibjagen auf deutsch-monumentale Ereignisse für die bayerische Kunst so bitter fühlen lassen, daß Jahrhunderte hindurch fast alle Lorbeerkränze gegen deutsche Völker, gegen den eigenen Stamm erfochten wurden. Bei den andern Deutschen ist es freilich auch nicht besser; der Anblick des gleichen Jammers mahnt allenthalben zur Bescheidenheit. Als nun im ewigen Hader der angestammten Häuser die Oesterreicher, die Tiroler, die Bayern die grimmigsten Feinde geworden, hieß es, das sei nun einmal die Folge ihrer entgegengesetzten Stammeseigenthümlichkeiten, die aber im Wesen ganz dieselben sind.

Endlich hat unser Jahrhundert zwar noch den heftigsten Kampf, aber auch die Tage der Versöhnung gesehen. Die Augen gehen jählings auf, und man erkennt die Verblendung der vergangenen Zeiten. In unsern Tagen schlägt die alte Gleichheit des Blutes immer mehr durch. Die Kronen, die Häuser, die Cabinette, sie kommen und gehen — die Einheit unsers Volkes wird ewig bestehen.

III.

Schriften von J. Bergmann und J. Thaler.

1850.

Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen von Joseph Bergmann, k. k. Rathe, erstem Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinette und der k. k. Ambraser-Sammlung, Mitgliede mehrerer gelehrter Gesellschaften. Mit einer Karte von Franz v. Hauslab, k. k. Oberst. Wien. Gedruckt bei Carl Gerold 1844.

Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau, sowie auch über das Erlöschen der alten Grafen von Bregenz im zwölften Jahrhunderte. Von Joseph Bergmann &c. &c. Wien. Gedruckt bei Carl Gerold. 1847.

Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort. Mit topographisch-historischen Erläuterungen von Joseph Bergmann. Wien 1849.

Tirols Alterthümer in dessen geographischen Eigennamen. Von J. Thaler. (Im elften und zwölften

Bändchen der Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1845 und 1846.)

(Die hier folgende Abhandlung, die zuerst (Januar 1850) in den Gelehrten Anzeigen der bayerischen Akademie der Wissenschaften erschien, ist die Palinodie, welche weiter unten (Nr. XVII) in den Rhätoromanischen Studien wieder erwähnt wird. Ihr onomatologischer Bestandtheil ist zwar ganz und gar in die Schrift „Zur rhätischen Ethnologie“ (Stuttgart, 1854) übergegangen, aber dennoch schien es erlaubt, ihren alten Text hier fast unverändert wiederzugeben. Einerseits ist nämlich jene Schrift, wie schon oben gesagt, selbst in Tirol nur wenigen Auserwählten bekannt geworden, und anderseits mag es manchem sprachkundigen Leser, der auf solche Studien nicht viel Zeit verwenden kann, willkommen sein, hier einen kurzgefaßten Inbegriff der ganzen rhätischen Onomatologie zu finden.)

Die Geschichte des Landes Tirol wartet mit stets wachsender Spannung auf ihren Verfasser. Die bisher angestellten Versuche, sie von Urbeginn bis zum letzten Menschenalter in einem Faden herabzuerzählen, sind kaum der Rede werth — theils höchst dürftige Abrisse, theils weitläufige, oberflächliche Compilationen. Freiherr von Hormayr hat diese Aufgabe seines Lebens bekanntlich schon frühzeitig aufgegeben; die Schriftsteller im Lande hatten früher die Censur, haben jetzt noch die herben Wirkungen geistlicher Empfindlichkeit zu fürchten; auch steht die historische Propädeutik noch nicht auf der Höhe, die ein gedeihliches Unternehmen verbürgen könnte. Deutsche Scribenten andrer Stämme haben das Land nur sehr abspringend in den Kreis ihrer Forschungen gezogen und wurden, wie die Tiroler behaupten, selbst bei diesen so seltenen Abstechern von einem providentiellen „Unstern“ verfolgt, so daß bei jenen wackern Leuten bezüglich der Historie ihres Landes ungefähr dieselbe Ansicht eingewurzelt ist, wie wir sie bei

Micali über die Geschichte Italiens finden, nämlich, daß sie von Barbaren nicht geschrieben werden könne, und daß alles, was diese als Forscher zu Tage fördern, höchstens ein Lächeln der Nachsicht verdiene.

Mittlerweile hat man sich denn auf Verfertigung von Monographien geworfen. Professor Albert Jäger hat z. B. die Geschichte des Jahres 1703 mit eben so viel Freimuth als Gründlichkeit zusammengestellt, und studirt nunmehr die Tage Herzog Sigmunds, des Münzreichen. Seine Neigung scheint sich vor Allem auf die Erforschung des innern Verfassungslebens seit den Zeiten der Habsburger zu richten und gewiß ist auf diesem Felde noch viel Tüchtiges von ihm zu erwarten.

Nicht allein historisch, sondern auch ethnographisch geberdet sich die in anderen Gegenden und unter anderen Umständen geborne Muse des Herrn Joseph Bergmann, welcher k. k. Rath und Custos an der Ambraser Sammlung zu Wien ist. Dieser Gelehrte verlebte seine Jugend auf einem schönen Hofe bei Hittisau im Bregenzerwald und bewahrte die Liebe für seine Heimath frisch und warm bis auf den heutigen Tag. Von einigen kleinern, zunächst durch Wiener Archivalien angeregten Aufsätzen über die Heimlichkeiten des Waldes gieng er vor etlichen Jahren auf die Walser über, die nächsten Nachbarn seines anmuthigen Vaterländchens. Den Untersuchungen über die Walser gebührt das Verdienst, die allerdings schon früher angenommene und geglaubte Abstammung dieser vorarlbergischen Aelpler von den burgundischen Bewohnern des obern Wallis außer Zweifel gesetzt zu haben. Ermuthigt durch das Ergebniß seiner Mühen, unterwarf Herr Berg-

mann sofort auch seine eigentlichste Heimath einer umfassenden Forschung und gab auf dem Grund derselben die „Früheste Kunde über den Bregenzerwald“ ans Licht. Als diese vollendet war, breiteten sich seine Studien über das ganze Land Vorarlberg aus und so erhielten wir denn im vergangenen Jahre die „Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort.“ [1]

Die Manier des Herrn Joseph Bergmann ist sehr angenehm und belehrend. Er sucht sich nach seiner Neigung ein Alpenthal heraus, theilt nach Möglichkeit die Geschichte desselben mit und legt nebenbei sehr großen Werth auf Abstammung, auf Sprache, die frühere so wie die jetzige, auf alte Einrichtungen, Sitten und Trachten. Denkt man sich nun noch die landschaftliche Basis hinzu, so ergibt sich ein sehr dankenswerthes Bild der ganzen Thalschaft — so hell und klar, daß die Finsterniß, die auf so vielen andern ruht, nur um so bedauerlicher erscheint.

Was nun den neuern Arbeitern auf diesem Gebiete vor allem auffällt, das ist die Bewegung, der Wechsel in dem ältern Völkerwesen der rhätischen Alpenlande, sowie das Leben und Sterben der Sprachen.

Frühere Forscher ließen diese Erscheinung so ziemlich

1 Der damalige Custos Bergmann gieng in ehrenvollem Ruhestand als Ritter von Bergmann und Director des k. k. Münz- und Antikencabinets am 29. Juli 1872 aus diesem Leben. Seine letzten Tage hatte er auf dem Katharinenhof bei Graz verbracht. Er war auch noch in den letzten zwanzig Jahren mannigfach mit seiner Heimath beschäftigt. Die letzte Studie, die er ihr, „Seinem theuern Vaterlande der treue Sohn“ gewidmet hat, ist die „Landeskunde von Vorarlberg“ (Innsbruck und Feldkirch. Wagner'sche Buchhandlung. 1868), eine sehr inhaltsreiche Darstellung der topographischen, statistischen und historischen Merkwürdigkeiten des Ländchens.

außerhalb ihres Gesichtskreises und wenn ihr Auge sich auf irgend eine auffallende Thatsache dieser Art gerichtet hatte, so sah es in der Regel falsch. Und doch sind diese Fragen gerade auf diesem Boden um so anziehender, je bedeutsamer die auftretenden Völker für die früheste, wie für die spätere Geschichte Mitteleuropas geworden. Die Thaladern der Alpen sind nämlich in drei verschiedenen Jahrtausenden auch jedesmal mit verschiedenem Blute injicirt gewesen — mit rhätischem, römischem und germanischem. Rhätien ist das Land, in welchem die deutsche Gelehrsamkeit, die es etruskischen Stämmen zuweist, den Schlüssel zur Urgeschichte Italiens zu finden glaubt; nachdem die Urbewohner überwunden, sehen wir auf den rhätischen Alpen Roms kriegerische Söhne in friedliche Milchwirthschaft und poetisches Hirtenleben versenkt. Später als die rhätische Sprache vielleicht noch nicht verklungen, die römische erst seit ein paar Jahrhunderten lautbar geworden, drangen Gothen, Longobarden, Sueben, Bojoaren ein. Die letzteren scheinen sich zuerst namentlich in den großen Hauptthälern am Inn, an der Rienz (Pusterthal) und an der Etsch verbreitet und festgesetzt zu haben, während in den Seitenthälern die romanischen Hirten noch lange unbehelligt blieben und ihre Sprache noch lange bewahrten.

Von allen diesen Vorgängen, vom alten Rhätus an bis in die letzten Jahrhunderte, wo der ethnische Proceß zum Stillstand kam und die früher schwankenden und unsichern Umrisse fest werden, sind uns Wahrzeichen geblieben. Ueber die ältesten Zeiten haben sich neuerdings wieder unterirdische Zeugen gefunden, eine Anzahl von Alterthümern, die in der Nähe von Innsbruck ausgegraben

wurden, durchaus etruskischen Styls, auch noch mit etruskischer Schrift versehen. Dieser Fund beweist allein schon den oft bezweifelten Zusammenhang Rhätiens und Etruriens, denn da die Gallier im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das Padusland einnahmen und den Verkehr der Länder am Inn mit denen am Arnus abschnitten und da später, als die Römer durch Unterwerfung der Gallier die Verbindung wieder hergestellt hatten, etrurische Kunst und Schrift erloschen war, so muß die erste Schule jener Gebilde nothwendig jenseits des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt zu suchen sein. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß deutsche Archäologen, welche die etruskischen Museen durchgeforscht haben, einmal auch einen wissenschaftlichen Blick auf diese Schätze zu Innsbruck werfen und dasjenige aussagen würden, was ihnen die Vergleichung mit den in Italien gesehenen Alterthümern eingibt.

Abgesehen von diesen metallenen Monumenten der ältesten Zeit findet sich aber auf rhätischem Boden auch eine Unzahl kleiner Sprachdenkmäler und zwar aus allen Zeiten. Man stößt da nämlich auf tausende von Localnamen, die, sofern sie nicht deutsch sind, von Romanen, Römern oder Rhätiern herrühren müssen. Mit diesen Ortsnamen hat es nun eine sonderbare Bewandniß. Wer da auf altem deutschen Boden geboren ist, der ahnt wohl kaum, wie gut es ihm in dieser Beziehung geworden. Er steht z. B. wenn er eine Fußreise machen will, in Lauterbach auf, verrichtet in Waldkirchen sein Morgengebet, löscht in Hohenbrunn den ersten Durst, ruht in Grünwald aus und so kommt er von Stunde zu Stunde in Dörfer

und Weiler, deren Namen ihm so heimlich klingen, als wenn er sie selbst gegeben hätte und die Minderzahl der halb oder ganz unverständlichen belästigt ihn nicht, da sie gewöhnlich auch wieder durch eine wohlbekannte Endsilbe wie ing, ach, au den erstern näher gerückt sind. Ganz anders ist es in den meisten Gegenden von Deutschtirol, wo wir keinen Schritt machen können, ohne durch wildfremde wunderliche Namen überrascht zu werden. Schon die Specialkarten weisen deren viele hunderte auf — noch ungleich mehrere aber wird der Neugierige finden, welcher sich, um die Sache näher zu besehen, die alten Grund- und Saalbücher oder neuere Verzeichnisse der Flur- und Waldnamen aufschlagen läßt.

Diese räthselhafte Erscheinung ist von den Eingebornen bis in die neueste Zeit nur wenig in Betracht gezogen worden und Herr Pfarrer Thaler von Kuens bei Meran sagt daher nicht mit Unrecht, es seien dieß „Namen, welche die Einheimischen, weil von Jugend auf daran gewöhnt, lange unbeachtet ließen und auf die sie größtentheils erst durch Auswärtige, welche von deren fremdartiger Form gleich beim Eintritte in dieses Ländchen überrascht wurden, aufmerksam gemacht werden mußten."

Hiemit haben wir denn einen weitern Forscher eingeführt und so sind es also, den Berichterstatter als Verfasser der Urbewohner Rhätiens [1] miteingeschlossen, gegen-

[1] „Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern" (München, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt 1843) ist eben der Titel jener meiner Schrift, gegen welche diese meine Abhandlung gerichtet ist, weil erstere sehr viele Ortsnamen in Deutschtirol, welche entschieden romanischen Ursprungs sind, als etruskisch behandelt hatte. Zur

wärtig ihrer drei, die sich mit diesen im Einzelnen unscheinbaren, im Endergebniß aber vielleicht nicht zu verachtenden Studien beschäftigen. Alle drei kommen darin überein, daß sie Dilettanten sind; dem Beruf nach ist kein vergleichender Linguist, auch kein Germanist oder Romanist unter ihnen. Selbst das Romaunsch in Graubünden und das Ladinische in Gröden und Enneberg, welche Idiome in vielen kleinen Fragen sich nützlich erweisen würden, kennen sie nur nach sehr dürftigen Quellen. Außerdem fehlen ihnen noch autoptische Kenntnisse mancher hieher gehöriger Gegenden, namentlich des mystischen Graubündens, das so viele Belege bieten könnte. Aus diesen und andern Gründen kommen sie auch darin überein, daß sie ihr Amt, welches sie nur mit Bescheidenheit üben, lediglich als Provisorium betrachten, immer spähend, ob nicht ein anderer, in allen hieher gehörigen Kenntnissen tief nnd gründlich Bewanderter die Sache aufnehmen wolle — bisher umsonst, denn außer einem wohlverdienten Tadel, den die damaligen Recensenten über „die Urbewohner Rhätiens" laut werden ließen, hat sich die deutsche Wissenschaft mit dem ganzen ihnen lieb gewordenen Kram noch keine Minute verdorben.

Mit wenig Apparat, aber viel gutem Willen ausgerüstet, haben nun aber die drei Liebhaber doch schon manche Fortschritte gemacht. In der That gieng noch vor ungefähr zehn Jahren, was die romanischen Namen betrifft, das Verständniß über Pradell (pratello) und Fontanell (fontanella) nicht weit hinaus und schon bei Puntleit und

weiteren Sühne des Frevels ist dann später die oben erwähnte Schrift „Zur rhätischen Ethnologie" verfaßt worden.

Petscheid wollte man lieber in weit abliegende Irrthümer verfallen als an ponteletto und peceto (Fichtenwald) denken.[1] Nunmehr aber hat man schon für eine lange Reihe anderer, auf den ersten Blick sehr befremdlicher Namen Urform und Bedeutung gefunden und ist dabei auf die Wahrnehmung gekommen, daß die Namengebung der Römer und der ihnen nachfolgenden Romanen durchaus descriptiv, sowie höchst einfach und natürlich war.

Wir finden dabei, wie sich erwarten läßt, daß Wiese und Feld, Berg und Thal, Haus und Hof die erste Rolle spielen. Die Adjectiva, die dazu treten, beruhen auf schlichter sinnlicher Anschauung — schön, gut, lang, groß u. s. w. Sehr häufig ist der Gegensatz von oben und unten. Letzteres, ursprünglich wohl de sutt (di sotto), klingt jetzt sutt, zutt, zott, auch seit, zeit; ersteres, de sura (di sopra), lautet vermöge der verschiedenen Umwandlungen des u auch sehr mannigfaltig, wie etwa: zur, zür, zier, zeir, zêr, zör, zauer, auch tschur, tschier u. s. w. Im Ganzen sieht man, daß zu jener Zeit die vielen Derivativbildungen, die sich das Italienische erhalten hat,[2] während sie in den ladinischen Idiomen erstorben sind, hier noch in voller Lebenskraft blühten. Ueber die jetzigen Formen wollen wir uns hier nicht in Erörterungen einlassen; man wird finden, daß sie — unter verschiedenen Einwirkungen — sehr weit auseinander gerathen sind.

[1] Petscheid nahm Beda Weber damals für ein deutsches Pfadscheide; ich hielt es, was jedenfalls noch schlimmer war, für ein etruskisches Velcuta. Puntleit erklärte Beda Weber aus dem Keltischen; ich habe es gar nicht zu erklären versucht.

[2] Wie accio, ello, icello, one u. s. w.

Die folgenden Beispiele werden näher in das Wesen dieser Namenschaft einblicken lassen. [1]

Pratum, Wiese, jetzt Pra, Par, Per u. dgl.

Hievon findet sich Pragrand, Pargrand (pra grande), was sehr häufig vorkömmt, ferner Parlung, Parlaun, Perlaun, pra lungo, Parbiel, pra bello, Prazera, Persur, Perseier, pra de sura, Prazott, Persutt, pra de sutt.

Abgeleitete Bildungen sind das oft wiederkehrende Pardell, Pardiel, pratello, Pardatsch, prataccio, Pardaun, pratone, Prazell, Prazöll, pratisello u. s. w.

Zusammensetzungen sind Pradefant, Prafand, pra de fundo, Pradelwart, pra de la guardia, Pragafall und Parpfienz im Montavon, pra de caval, pra de fienes

1 Viele dieser Namen findet man auf Peter Anichs Karte von Tirol und auf den neuern Specialkarten. Andre geben die neuern Landbeschreibungen, wie z. B. die von Staffler. Eine gute Anzahl habe ich aus alten Urbarien u. dgl. zu Innsbruck zusammengetragen und eine sehr schöne Sammlung aus Vorarlberg verdanke ich der Güte des Herrn Kreishauptmanns v. Ebner zu Bregenz. — Die Namen erscheinen hier übrigens sämmtlich in jener Schreibweise, in welcher ich sie vorfand; es herrscht darin keine Rücksicht auf die — unverstandene — Herkunft, sondern nur das Streben, den jetzigen Laut möglichst getreu wieder zu geben. Sehr viele tirolische Familien, zumal aus dem Bauernstand, haben ihre Geschlechtsnamen von solchen undeutschen Hofnamen entnommen. Die Schreibung derselben hängt aber zunächst von Schullehrern, Geistlichen und Gerichtspersonen ab, welche nach Kräften deutschen Klang und Sinn hineinzubringen suchen. So schreibt man z. B. Bratelwarter, gleichsam einer, der auf den Braten wartet, obgleich es von pra de la guardia kömmt, und daher besser Pradelwarder zu schreiben wäre. Der sehr oft vorkommende Name Petscheider (von peceto) wird sehr verschieden, auch Batt- Bett- Bitt- Buttscheider geschrieben. So auch Bitterschöller von petrisella; sogar Pfundneller, Pfungneller, Pfunglitter liest man von fontanella und ponteletto.

(Heuwiese), Pramont, Pratmaun, pra de munt. Breberis, ein Dorf in Vorarlberg, ist wohl nichts anders als pra de rives, Bachwiese. Der Name Brettfall, welchen eine im Zillerthale auf einem Felsenvorsprung gelegene Einsiedelei trägt, wird wohl von pra de val, Thalwiese, kommen; nur muß dabei angenommen werden, daß der Felsen den Namen des anliegenden Thalgrundes an sich gezogen habe, was nicht auffallen darf, da sehr viele Berge Namen tragen, welche mit val zusammengesetzt sind.

Ein Pradawal findet sich bei Taufers im obern Vinschgau, ein Pratval im Domleschg.

Planum, Ebene, jetzt Plan, Pla, sehr häufig; z. B. Plazera, plan de sura, Plandesott, Planzott, Plazott, Plasutt, plan de sutt, Plansell, planisello, Plaunwell, plan bello, Planggeroß im Pitzthal, plan grosso. Dieser Name wird auf der Karte von Peter Anich Blank-Roß geschrieben, ein Zeichen, wie leicht man sich dazumal die Etymologien zu machen wußte. Plateriol, plan de rivuolo, Plantafuß, plan de fossa, Plattei, plan d'aua (aqua).

Campus, Feld, jetzt Kamp, Gamp, Tschamp u. s. w. Kompeid, campetto, Kansell, Gonsell, Gontschella, campisello, Kompatsch, campaccio, Ganzutt, Konsör, Gantschör, Gantschier, campo de sutt, campo de sura; Tschamplöng, campo longo, Gandereu (bei Schnan), Tschonderei (bei Spiß), Gambrif (bei Kauns), campo de rivo, Gantebei, campo de bue, Kandelwahl, campo de la valle. Das öfter vorkommende Gamperdon, Gamperdün, Tschamperton ist wohl campo rotundo. Kammerschein bei Mühlbach im Pusterthale, campo ursino.

Mancherlei Namen sind vom alten Verbum runcare.

ausreuten, hergeleitet und ersetzen jene häufigen Reute, Greut und Gschwend des deutschen Gebirges, so Runk, Runtscha, Rungges, Rungad, Rungatsch, Rungatitsch, Rungal, Rungalin, Rungelatsch u. s. w. Ranzauer, Ranzutt, runca de sura, runca de sutt. Randur, runcatura.

Das romanische monte, Berg, ist verhältnißmäßig selten zu finden. Mathon, montagna, Matatsch, montaccio, Mombiel, monte bello, Mansaura, monte de sura, Monteplair im obern Vinschgau, monte de bell'aria? Beliebter war jedenfalls collis, col, jetzt Kol, Gol, Gal, mitunter auch Gl, wie in Glatsch, collaccio, Gleins, collines; Galtschär, col de sura, Kolfusk, col fosco, Gallaferde, colle verde, Golmetz, Galmitz, col mezzo, Galpeines, col de pines.

Vielfach finden sich Verbindungen mit dem Adjectivum ruptus, rutto, rotto, wie in Kastelrutt, urkundlich *Castellum ruptum*. So entstand denn Gallruth, Gallreide, Gloreut, Kohlraut, alles Namen für Gegenden, wo, wie man jetzt sagt, „der Schrofen eingebrochen ist," nämlich ein Bergbruch stattgefunden hat.

Häufiger als alle diese kommt indessen val, Thal, vor,[1] jetzt als Val, Vel, Vil, Vol, Vul, auch als Fl — (in manchen Namen wohl leicht mit villa zu verwechseln). Valletta, Valeid, Flitt, vallaccia, Flatsch, vallettaccia, Viltätsch, vallone, Flon, val de sura, Walzur (in Paznaun), Valezera (im Walserthale), Falzauer (urkundlich *Valsur*). Letzteres ist der Name des Bergstroms, der

[1] Daß der Name Fallmerayer, der bei Brixen zu Hause, von va Maria kömmt, haben wir schon anderswo bemerkt.

durch das Ultenthal läuft. Dieses muß daher früher wohl auch val de sura geheißen haben, welche Bezeichnung nunmehr an dem Bache hängen geblieben ist. Val nova, val bona, jetzt in den Familiennamen Wallnöfer, Wellponer übrig; auch Falbann findet sich. Val longa, Fallong, Flung, val nera, Velnair. Falschgaier in Obervinschgau, val oscura, Fallerschein im Lechthal, val ursina.

Die Silbe Ver, die in so vielen Namen auftritt, hat den drei Liebhabern auch nicht wenig Mühe gemacht. Der Verfasser der „Urbewohner" schlug zuerst vor, sie als rasenisch d. h. etruskisch gelten zu lassen, was sich denn auch Bergmann gefallen ließ. Thaler, bei seiner Vorliebe für das Keltische, denkt an „das irische Appellativum fair (Hügel), verwandt mit dem gothischen fairgun, Berg."

Der Berichterstatter hat nun zwar seine Ansicht, daß auch rasenische Derivate von Ver vorhanden, nicht aufgegeben, allein viele Namen, die er ehemals zu jenen zählte, darf er jetzt mit Sicherheit den romanischen zuweisen. Er wurde auf das Richtige zuerst aufmerksam, als er ein Dörfchen im Montavon, das auf den Karten Valcalda heißt, von den Einheimischen Vergalde nennen hörte. Val kann also auch zu Ver entstellt werden und sohin ist sicherlich Verwell und Verbeil nichts anders, als val bella. Das Gleiche wird Verwall sein. Vernuer ist nun was Velnair, nämlich val nera, Vermala val mala, Versetsch val secca, Vergröß val grossa, Vergötschen val coccina (coccinus als cötschen, cuetschen ist das ladinische Wort für roth). So erklärt sich denn auch der Name

Vermazon, Formazon, der öfter vorkommt, als val mezzana, das Mitterthal, und ist dabei sicherlich nicht, wie Thaler meint, an formaggio zu denken. Selbst Firmisan, der Gletscher im Oetzthale, ist dasselbe. So wird denn auch Versell, Versall, Versill ganz klar als vallesella und Versair stellt sich als val de sura heraus.

Was bedeutet aber Vernaggt? Bekanntlich trägt diesen Namen eine der innersten, durch ihren Gletscher berühmten Schluchten des Oetzthales. Es liegt nichts näher als val de nocte und Vernueg, Name einer Bergspitze in Obervinschgau, ist wohl dasselbe. Allerdings ist nicht ganz klar, was damit gesagt sein soll — vielleicht ein düstres, im Schatten liegendes Thal. Deutlicher ist dieser Gedanke ausgedrückt in Falschgaier, das oben angeführt worden.

Von casa, Haus, Hütte finden wir Gusamal, casa mala, Gußefaggl, casa de vaccula, Gastpeneid, casa de pineto.

Gewöhnlich bleibt aber von diesem Worte nichts übrig als Gs, Gsch. So lautet casale jetzt Gsal, Gsol, casettaccia Gstatz, casellines Gschlenz, casignizza Gschnitz. Sohin wird man auch Gspell, Gschwell, Gschleng verstehen und als casa bella, casa longa deuten. Gschnür und Gschneier, wie Gaschnera bei Nenzing in Vorarlberg, sind daher casa nigra, nera. Gstrenga ist vielleicht casa de runca, Gstaies, Gsteis casa d'aues (aua = aqua), Wasserhaus.

Betrachtet man diese weitgehende Beseitigung der Vocale, so fällt es auch kaum mehr auf, wenn wir Fagschlung (ein Weiler in Stubai) für val de casa lunga

(va' c' s' lung), Praxmar (ein Hof in Lisens) für pra de casa major, Proxaufen aber (eine Wiese bei Gufidaun) für pra de casa alba ansehen.

Zum Schlusse wollen wir noch einige Bemerkungen beigeben, die im Vorhergehenden nicht untergebracht werden konnten, unter anderm auch über Namen, in deren Auslegung die Mitarbeiter nicht das Richtige getroffen zu haben scheinen.

In Vorarlberg, im Süden von Rankweil, am Ufer eines kleinen See's liegen die Trümmer eines alten Frauenklösterleins, genannt Valduna. Der Witz vorausgegangener Etymologen hat darin ein Vallis Dominarum zu sehen geglaubt, was indessen schon früher (Drei Sommer in Tirol S. 151) beanstandet wurde. Nunmehr bietet schon eine der Bergmannischen Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert *Valrun* (verschrieben für Valtun) und im vierzehnten Jahrhundert findet sich abermals *Valdun*. Der Name ist vielleicht vorrömisch; wenn er romanisch, kann er nichts anders sein, als vallettone, was in Tirol als Velton, Veldaun vorkommt.

In Bergmanns Urkunden S. 102 heißt es (im J. 1391): der bach in Santaniser (Satteinser) holtz, den man nempt Anwanera." Es ist da gewiß Auwanera zu lesen, aqua nera. Jetzt heißt der Bach Avera.

Der Name Frommengärsch, Dorf an der Ill, erklärt sich aus fromageria, mittellateinisch: locus ubi casei fiunt vel asservantur; davon also der Plural fromageries = Frommengärsch.

Gurtibohl in Montavon ist wohl corte de val, Thalhof.

In den „Untersuchungen über die Walliser“ nimmt Bergmann auf Seite 11 u. ff. mehrere der vorarlbergischen Namen vor. Er sagt dabei unter anderm: „Dieses ca (von casa) hat sich in dem nun entromanisirten Montavon in ga — verdorben, z. B. Gampretz = ca en prez oder praz — Haus auf der Wiese; Gamplatsch = ca en plats, Haus auf der Platte; Gampletsch = ca en bletsch — Haus in der Nässe, Feuchtigkeit.“ Warum nicht einfacher Gampretz für campereccio (vgl. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, S. 225) und Gamplatsch, wofür Gampletsch nur andere Aussprache, für campellaccio wie Rungelatsch, Alplatsch u. s. f.? So ist auch das oft gedeutete Pontlatz, Brücke im Oberinnthal, nicht pons latus oder pons lateris, sondern ganz sicher pontellaccio. (Vgl. das ital. coltellaccio.)

Blons, Plons (S. 18), Dorf im Walserthale, auch sonst noch in Tirol, soll von dem romaunschen pluna Holzbeuge, kommen. Besser von planes, die ebenen sc Plätze. Die Neigung, den Namen, wenn möglich, pluralisch zu fassen, ist überall ersichtlich.

Baziel (S. 18), Alpe bey Zürs, „von dem romaunschen baziel, Gelte.“ Möglich; aber ebenso leicht kann es pezzuolo, Feldstück, oder pozzuolo sein.

Was Tirol betrifft, so haben wir zunächst die Arbeit des Herrn Pfarrer Thaler anzusprechen, welcher dem Keltischen vielen Werth beilegt und daraus manches verdollmetscht, ohne daß wir beistimmen können. Auch einige aus den romanischen Sprachen genommene Erklärungen dürfen vielleicht ohne Schaden wieder aufgegeben werden; insbesondere scheinen uns die Berufungen auf das Neu-

französische, das als natürliches Surrogat des Keltischen gelten soll, in den meisten Fällen unpassend und Deutungen, wie Tschegot von scié coté, ganz unannehmbar. Da liegt doch cicada oder cicuta, Grillen- oder Schierlingsberg, viel näher. Um noch Einiges herauszugreifen, besprechen wir:

Abesell (S. 66, zwölftes Bändchen der Zeitschrift des Ferdinandeums) weder abyssellus mit Beda Weber, noch aube (alpe) und selle, „Alpensattel", sondern avasella, Wässerlein, dasselbe was Agasella bei Göfis in Vorarlberg.

Andrian (S. 68), wahrscheinlich antraeanum, waldige Grotte — meint Herr Thaler, aber das ist es sicher nicht. In der schönen, weinreichen Gegend von Bozen haben schon die Römer eine Anzahl Niederlassungen gegründet, die noch jetzt fast dicht bei einander stehen und alle noch das alte, an einen Namen gesetzte anum (wie Formianum, Tusculanum, Sirmianum) deutlich zeigen. So Girlan in Urkunden *Cornulanum*, wahrscheinlich Cornelianum, Prissian, Priscianum, Baßlan, Basilianum, Riffian, urkundlich *Rufianum*, von Rufus, Lahna, Leonianum. Ferner Piglan, Missian, Grissian, Siffian, Sirmian.[1] So wird gewiß auch Andrian von einem Andrius (*Ἀνδρεῖος*) oder Andreas kommen.

Luimas, Luitmes, hinterster Hof im Kalmthale in Passeier (S. 89), weder von lo maso, noch von franz. lieu-maison, sondern von ultimes sc. cases. Ein Luimeshof auch in Stubai.

[1] Vgl. Zur rhätischen Ethnologie S. 126.

Neben Mattatz (S. 93) läßt sich auch Matschatsch erwähnen, ein Berg bei Kaltern, vom ital. maggiatico, brachliegend.

Sprons (S. 105), Hochthal ober Meran „von pronus sc. clivus.“ Wohl eher von sopranes sc. cases oder prates.

Verschnaid ist fraxinetum, frassineto, farsineto.

Im Uebrigen darf man Herrn Pfarrer Thaler für seinen Eifer, zu sammeln und zu sichten, um so dankbarer sein, als sich bisher in Tirol kein Anderer aufgethan hat, der in diesem Fache mit ihm wetteifern möchte.

Hiemit soll denn diese Besprechung romanischer Sprachdenkmäler in Deutschtirol ihr Ende haben. Den Nutzen solcher Untersuchungen wollen wir nicht zu hoch anschlagen — aber Ein Ergebniß scheint doch der Rede werth. Es zeigt sich nämlich, daß sich der Romanismus auf jetzt deutschem Boden noch über ein halbes Jahrtausend nach der Völkerwanderung erhalten hat, zum Theil noch bis ins zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, in einzelnen Gegenden auch noch länger. Was Vorarlberg betrifft, wo man namentlich im Walgau (um Bludenz) und im Montavon noch im sechzehnten Jahrhundert „wälsch“ oder „grobrhätisch“ gesprochen hat, so war dort diese Thatsache von Alters her bekannt; in Deutschtirol dagegen wurde die romanische Vorzeit, und mitunter sehr hartnäckig, fast bis heute bestritten.

Die geographischen Gränzen der Erscheinung sind ziemlich leicht und sicher festzustellen. Das Flußgebiet der Etsch und des Eisacks ist voll von Romanismen; an der Drau sind sie selten, im Innthale finden sie sich in der

Gegend von Landeck noch sehr häufig, gehen dann dünner gesät bis an das Zillerthal, sind aber in einzelnen Fundstücken bis nach Salzburg hin zu verfolgen. In Vorarlberg nehmen sie mit scharfer Gränze den südlichen Theil des Landes ein, das ehemals sogenannte Capitulum Drusianum.

So sehr nun aber der Blick sich schärfen und die Geschicklichkeit in der Deutung sich durch Uebung ausbilden mag, so viel steht jetzt schon fest: Wenn aus dem Namenvorrath eines Bezirks Alles ausgehoben worden, was deutsch und was romanisch ist, so ergibt sich noch ein nicht unbedeutender Rest von Namen, der allen Deutungsversuchen widersteht und der daher aus einer Sprache stammen muß, welche der römischen vorausgieng, also aus der rhätischen. Es ist nämlich ganz unmöglich, daß dasselbe Volk, das uns die oben besprochene klare, fast übereinfache Nomenclatur hinterlassen, zugleich auch Namen geschaffen haben soll, die selbst in seiner Sprache gar keinen Sinn haben konnten.

Diese Namen fallen übrigens zumeist auf die Wohnsitze der Menschen, auf Dörfer und Weiler, während sie als Flurnamen in der Minderzahl sind. Daraus geht hervor, daß die Römer oder Romanen die Namen der bestehenden Ansiedlungen beibehielten, aus Feld und Wiese aber die fremden verdrängten, wie ungefähr nach ihnen die Deutschen den größern Niederlassungen, Dörfern und Weilern, ihre alten Benennungen gelassen haben, aber in der Flur, wenn auch langsam, die romanischen beseitigen.

Ich erlaube mir nicht, das Wesen jener uralten, vorrömischen, rhätischen, etruskischen oder, mit anderm Ausdruck, rasenischen Namen hier vollständig auseinanderzu-

setzen. Es sei nur erwähnt, daß uns die alten Etrusker zwar sonst sehr wenige Denkmäler ihrer Sprache, aber dafür in ihren Grabinschriften eine unzählige Menge männlicher und weiblicher Namen hinterlassen haben. Nun ist es aber außer allem Zweifel, daß die Gleichheit zweier unbekannter Sprachen, hier also der rhätischen und der etruskischen, sich auch durch die Identität ihrer Namen erweisen lasse und wenn wir also wahrnehmen, daß jene vorrömischen Ortsnamen in Tirol, Vorarlberg und Bünden vornehmlich in s, eis, ers, els, eins, ens, don, dein, saun, sein u. s. w. ausgehen, wie z. B. Mals, Burgeis, Labers, Vendels, Sateins, Wattens, Maldon, Saldein, Malsaun, Malsein, und daß ebenso die etruskischen Namen der Grabinschriften vornehmlich in usa, isa, arisa, alisa, inisa, tuna, tina, suna, sina u. s. w. enden, so dürfen wir sicherlich behaupten, daß rhätisch und etruskisch dereinst dieselbe Sprache gewesen. Daß wir diese Namen, weil das Etruskische bis jetzt noch unerklärt, nicht deuten können, ist allerdings traurig, aber ohne allen Einfluß auf jene Beweisführung.

IV.

Kritische Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tirols.

Von Mathias Koch. Abgedruckt in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch=historische Classe. Jahrgang 1850. — Zweite Abth. (November).

1851.

Obwohl diese kritischen Beiträge nicht selbstständig, sondern nur als Theil einer akademischen Zeitschrift auftreten, so dürfen sie denn doch an einem ähnlichen Ort auch ihre Besprechung und stellenweise ihre Widerlegung finden, zumal da sich der Verfasser hinlänglich Raum gegönnt, seine Sätze so gründlich als ihm immer möglich darzulegen, und dabei die Absicht nicht verheimlicht hat, in der rhätischen Frage einmal energisch aufzuräumen und gewisse Irrthümer, die sich in neuerer Zeit ans Licht gewagt, für immer ins Elend zu schicken.

Aufrichtig gesagt, glauben wir indessen nicht, daß diese kritischen Beiträge sehr viel zur Kritik der rhätischen Studien beitragen. Herr M. Koch ist Keltomane, weiß aber, wie dies bei den Keltomanen üblich ist, nur sehr

wenig von der Sprache, für deren einstige Nutznießer er schwärmt.

Immerhin ist auf dem rhätischen Felde Jeder willkommen, der nur einen Spaten ansetzt, denn so anziehend es ist, so viele Räthsel es seinen Pflegern aufgibt, so hat sich bisher doch noch kein namhafter Forscher herbeigelassen, es mit den Mitteln der neuern Wissenschaft zu bebauen.

Noch immer tummeln sich drei oder vier Dilettanten darauf herum, die zwar ihrem Geschäft mit dem besten Willen obliegen, aber gleichwohl die Stunde sehnlichst herbeiwünschen, wo auch diese Studien so betrieben würden, wie z. B. die Herren Mommsen, Kuhn und Aufrecht in den italischen Gränzen die ihrigen betreiben.

Zu diesen gutwilligen Rhätologen rechnet sich auch der Verfasser der „Urbewohner Rhätiens“, einer Schrift, die, so viel auch im Einzelnen verfehlt ist, seines Erachtens einen noch immer unwiderlegten und kaum zu widerlegenden Satz enthält, nämlich daß die rhätischen, d. h. die tirolisch-bündnerischen Ortsnamen, so weit sie rhätisch sind, denselben Habitus darbieten, wie die Städtenamen der Etrusker und wie alle übrigen Namen dieses Volkes, die uns auf Grabdenkmälern oder andern Monumenten erhalten sind.

Es gibt nämlich im Umfange des alten Rhätiens und zwar in den jetzt deutsch redenden Gegenden dieses Alpenlandes eine Menge von Ortsnamen, nicht allein für Städte und Dörfer, sondern auch für einzelne Höfe, Felder, Wälder, Berge, Felsen, Bäche u. s. w., welche ein jedes Ohr, das für linguistische Eindrücke nur einigermaßen empfänglich ist, als undeutsch und fremdartig

erkennen muß. Ja sogar die dortigen Bauersleute wundern sich oft über die „spassigen“ Namen ihrer Höfe und Fluren.

Bei näherer Betrachtung und Vergleichung dieser undeutschen Ortsnamen ergibt sich aber ferner, daß auch sie nicht aus Einer Sprache stammen, nicht der gleichen Abkunft sind. Der eine Theil derselben läßt sich nämlich ohne große Mühe aus dem Lateinischen oder vielmehr aus dem Romanischen erklären und erhält dadurch seinen sichern Stammbaum; dem andern Theil aber ist mit diesen Mitteln nicht beizukommen; er ist, wenigstens zur Zeit, nicht zu enträthseln. Die alten Formen dieser Namen sind durch Vergleichung ziemlich sicher herzustellen, aber der Sinn ist nicht zu errathen. Es geht da wie mit den etruskischen Inschriften — man kann zwar die Wörter lesen, aber man weiß nicht, was sie sagen wollen.

So unverständlich indessen diese Bildungen jener längst verschollenen Sprache sind, so ist doch eine gewisse Methode darin. Diese ganze Nomenclatur stellt so zu sagen einen mächtigen Baum dar, der in eine unzählbare Menge von Aesten, Zweigen und Blättern auseinander geht, aber auch im äußersten Blättchen noch den Stoff und die Structur des Stammes, zu dem es gehört, erkennen läßt.

Um diesem specifischen Charakter der rhätischen Namen näher zu kommen, wollen wir aber vor Allem einen Blick auf die Nachbarschaft werfen.

Betrachten wir also zuerst die keltischen Namen, die alten classischen nämlich, wie sie in Gallien und den britannischen Inseln vorkommen, so finden wir vorwiegend Composita, zusammengesetzte Namen. Die Composita mit dunum, durum und magus sind längst als solche bekannt;

aber auch in Namen wie Cattuvellauni, Veromandui, Durocortorum, Mediomatrici, Durocatalauni, Sumalocenna u. s. w. erkennt gewiß auch der Nichtkelte wenigstens einen doppelten Bestandtheil.

Werfen wir nun einen Blick auf eine deutsche Karte, so finden wir außer manchen reinen Appellativen, die lediglich der Gebrauch als Eigennamen festgestellt hat, wie Wald, Egg, Bruck, Berg, See, Bach, in der Hauptsache zwei große Gattungen, nämlich Ableitungen von ältern Personennamen, jene zahllose Classe auf ingen, ungen, ing und dann eine zweite Classe, welche zusammengesetzt ist entweder aus zwei Appellativen, wie Holzkirchen, Seefeld, Schönberg u. s. w., oder aus einem Nomen proprium und einem Appellativum, wie Wolfhartshausen, Wessobrunn, Dietramszell u. s. w.

Also finden wir, daß die Kelten und Germanen ihren Orten mit Vorliebe zusammengesetzte Namen gegeben haben.

Betrachten wir dagegen die Nomenclatur der italischen Halbinsel, so finden wir von oben bis unten eine ganz verschiedene Weise. Wenn wir da die mehr als zweisilbigen Ortsnamen zusammenstellen, so zeigt sich, daß eine nicht eben große Anzahl von wiederkehrenden Ausgängen die ganze Namengebung beherrscht und ihr den specifisch italischen Charakter aufdrückt. Solche Ausgänge sind entum, ernum, urnum, turnum, ternum, ulum, culum, usium, anum, inum u. s. w.[1] Nun ist die Erforschung der altitalischen Sprachen zwar noch lange nicht an ihrem Ziele, aber so viel ist doch außer allem

[1] Zur Erinnerung nur wenige Beispiele: als Maleventum, Tifernum, Vulturnum, Liternum, Tusculum, Canusia, Lavinium.

Zweifel, daß jene Ausgänge keine selbstständigen Worte, sondern Formativansätze sind.

Daraus ergibt sich also, daß in der keltischen und germanischen Namengebung die Zusammensetzung vorwiegt, im Gebiete der italischen Sprachen aber die Namen dadurch entstehen, daß an einen einsilbigen Stamm gewisse Suffixe oder Ansätze treten.

Was nun aber hiemit als das Charakteristische der italischen Namenschaft bezeichnet worden, das ist gerade auch das Eigenthümliche der rhätischen.

Obgleich wir nun dieser rhätischen Nomenclatur bisher einen durchaus italischen Charakter beigelegt haben, so sind doch zwingende Gründe vorhanden, ihr die allernächste Verwandtschaft oder vielmehr Identität mit dem Etruskischen zuzuschreiben. Vor allem fällt da das auslautende s auf, das einem alten usa, asa, sa entspricht, wie dies gerade in der etruskischen Epigraphik so unendlich häufig ist. Wir finden da viele Hunderte von Frauennamen, die auf usa, asa, isa, esa, auf arisa, alisa, anisa, unisa, inisa ausgehen, und dies sind ja eben unsere tirolisch-bündnerischen Namen auf s und sa, wie Lävis, Lafeis, Mardusa, Tanasa, Tanusa; auf ers, wie Labers, Leifers, Lofers, Mutters, Natters; auf els, wie Vendels, Mädels, Presels; auf ans, uns, ens, enz, wie Marans, Lafuns, Tisens, Wattens, Bludenz. Diesen Erscheinungen ganz entsprechend kommt uns denn auch in der etruskischen Epigraphik für unser Lävis ein Lavisa entgegen, für Volders (urkdl. *Volares*) ein Vularisa, für Vendels (urkdl. *Venls*) ein Venalisa, für Presels ein Perisalisa, für Tisens ein Tusenisa, für Wattens ein Vathinisa,

wie wir denn überhaupt jede rhätische Namensform durch ihr Analogon in der etruskischen Epigraphik belegen können.

Damit glauben wir denn den Beweis geliefert zu haben, daß die vorromanischen Ortsnamen in den rhätischen Alpen aus einem den uritalischen Sprachen verwandten, mit der etruskischen aber identischen Idiome herzuleiten seien.[1]

In einer gewissen Gegend seiner Abhandlung spricht Herr Koch auch von den Euganeern und ihrer Flucht in die Alpen. Damit bringt er den Namen der Valsugana als vallis Euganea in Verbindung, allein diese allerdings sehr gewöhnliche Deutung ist sicherlich falsch. Der Hauptort dieses Thales hieß zu den Zeiten der Römer Alsuca, Ausuca und davon kommt dann die Bezeichnung Vallis Alsucana, Valalsugana, Valsugana, die mit den Euganeern nichts zu thun hat. Il fonte degli Euganei, den Hormayr erwähnt, dürfte in der Wirklichkeit vielleicht gar nicht aufzufinden sein oder er verdankt seinen gelehrten Namen irgend einem gelehrten Sommerfrischler aus Trient oder Roveredo. So falsch aber die gewöhnliche Deutung von Valsugana, so richtig ist die ungewöhnliche von Gossensaß, wie sie in den Urbewohnern Rhätiens S. 22 gegeben ist. Herr Koch sagt hierüber in einer schnöden

[1] Hier folgt nun im früheren Texte eine Erörterung der von Herrn Koch angeführten Stellen aus Strabo, welche wir aber unsern Lesern lieber schenken wollen. Neugierige Forscher, die sie gleichwohl nicht entbehren zu können glauben, mögen sich auf die Gelehrten Anzeigen der k. b. Academie der Wissenschaften, December 1851, wo diese Abhandlung zuerst erschien, verweisen lassen.

Note: „Ein Beispiel von falschen, bloß auf Analogie beruhenden Schlüssen gibt der tirolische Ortsname Gossensaß mit Gothensitz gedeutet. Will man diesen grellen Verstoß einsehen, so braucht man bloß die urkundliche Form aufzusuchen.“

Schlagen wir nun das angerathene Verfahren ein, so finden wir als urkundliche Form in Hormayrs sämmtlichen Werken I. S. 279 die Form *Gozzinsasse*. Blättern wir dann in einem andern Buche, von dem vielleicht auch Herr Mathias Koch gehört hat, nämlich in Grimms deutscher Grammatik, zweite Ausgabe, und lassen wir uns auf S. 153 nieder, so finden wir unter Anderem, daß der Name Gotones mittelhochdeutsch Gozones gelautet haben würde, wie Patavium Pazowa lautete. Und wie aus Pazowa Passau geworden, so aus Gozzinsasse Gossensaß. Wo liegt nun der grelle Verstoß?

Im Verlauf der Abhandlung S. 567 läßt sich Herr Koch sogar auf Ortsnamen ein und führt dann Kardaun bei Bozen an, was keltisch sein soll. Fände sich dieser Name an der Seine oder an der Loire, so würden wir uns deßwegen nicht in Streit einlassen, allein bei Bozen können wir keine keltischen Namen zugeben. Wenn Kardaun nicht ein romanisches cortone (großer Hof) ist, dem aber die urkundliche Form *Cardun* zu widersprechen scheint, so ist es sicherlich ein rhätisches Cartuna, und dies ist dasselbe, was Cortona in Etrurien. Die Endsilbe daun weist in den Alpen keineswegs auf keltischen Ursprung; sie kann in ursprünglich romanischen Wörtern vorkommen, wie z. B. in Pardaun = pratone (große Wiese), Veldaun = vallettone, und andernfalls ist sie nicht das keltische

dunum, sondern ein rhätisches tuna, das ganz parallel läuft mit den Endungen suna, runa, luna und auch nicht immer daun zu werden brauchte, sondern jetzt auch dein, tina, don lauten kann. Vgl. Altuna, Aldein; Artuna, Irdein; Cafatuna, Gufidaun; Salatuna, Salatina; Maltuna, Maldon u. s. w. Karneid, das neben Kardaun zu finden ist, steht entweder für Kartneid und ist dann als cortignetta zu erklären oder es ist rhätisch und lautet ursprünglich Carnuta. Kampenn und Kampill sind unzweifelhaft romanisch, campigno und campillo. Hall wird wohl deutsch sein, Aguntum, Veldidena u. s. w. sind rhätisch.

Endlich bespricht Herr Koch auch die in Süd- und Nordtirol ausgegrabenen Alterthümer. Da wir die etruskischen Museen nicht gesehen haben und die etruskische Kunst nur aus den Abbildungen kennen, so wollen wir uns auf diese Frage gar nicht einlassen. Die Schriftzüge auf den gefundenen Geräthschaften sind übrigens ohne Zweifel etruskisch und unter Voraussetzung dieses Zugeständnisses haben wir nichts entgegen, wenn Herr Koch in denselben auch Aehnlichkeit oder Gleichheit mit andern alten Alphabeten findet. Uebrigens belästigt uns nicht die leiseste Ahnung, daß diese Ausgrabungen, wenn deren Prüfung dereinst in die rechten Hände fällt, unsere Thesen im mindesten behelligen werden.

Was nun die Ausdehnung oder das Gebiet der Rhätier betrifft, so nehmen wir nur ein ganz kleines Zugeständniß in Anspruch, etwa nur so viel, daß es überhaupt Rhätier gegeben, daß diese etwa bei Chur oder an der Etsch, im Vinschgau oder bei Bozen gewohnt. Wenn man uns so viel einräumt, so verzichten wir auf sämmtliche Stellen

der Alten und beweisen dann Alles mit unserem eigenen Material. Wir sagen dann ganz einfach: so weit die rhätischen Ortsnamen gehen, so weit haben ehedem Rhätier gewohnt. Würde man also die Gegend von Chur als ein ächt rhätisches Revier bezeichnen, so nehmen wir die dortigen Namen vor und behaupten (natürlich mit Einrechnung verschiedener Aussprache und wechselnden Accents), Trins am Vorderrhein sei dasselbe, was Trins im Gschnitzthal am Brenner, Ems (urkdl. *Amades*) dasselbe, was Matsch im Vinschgau, Maladers dasselbe, was Milders in Stubai, Malans dasselbe, was Melans bei Hall, Mels dasselbe, was Mils bei Hall und bei Imst, Mauls bei Sterzing und Mals im Vinschgau, Sarns und Sils im Domleschg dasselbe, was Sarns bei Brixen und Sils im Innthal — kurz vom Gotthard bis zum Zillerthale und von Hohenems bis Trient überall dieselben Namen, die sich augenscheinlich bei ihrer Verbreitung um diejenigen Gränzen, welche Herr Koch den Rhätiern setzen will, nicht im mindesten kümmerten. Aber auch Trient ist noch nicht der Gränzstein dieser rhätischen Nomenclatur, sondern dieselben Namen, wie sie in den jetzt deutschen Gebieten vorkommen, finden sich, nur romanisch colorirt, auch in Wälschtirol und im Veltelin; allein diese südliche Ausdehnung wollen wir hier der Kürze halber nicht weiter verfolgen.

Uebrigens können wir allerdings zugestehen, daß wir in Tirol auch keltischen Einfluß wahrnehmen, daß sich auch keltische Ortsnamen oder wenigstens keltische Ansätze an rhätischen Namen finden.

Einmal müssen wir anerkennen, daß die Continuität

der rhätischen Namen am Zillerthal abbricht. Dort herum finden sich noch Schlitters, Fügen (Focuna), Uderns, weiter draußen, in weiten Zwischenräumen nur noch Itters und Lofers. Dort mag also der Punkt sein, wo Rhätier und Kelten auf einander stießen und sich mischten. Den Namen der Station Masciacum bei Matzen oder Wörgl wollen wir wenigstens gerne den Kelten überlassen. Derselbe hat im innern Rhätien nicht seines Gleichen, liegt aber vielleicht auch dem Namen Meschach bei Götzis in Vorarlberg zu Grunde. Als Messy kommt er jetzt in Frankreich vor.

Wenn nun also an dem Suffix acum die Ortsnamen der Kelten mit Verlässigkeit zu erkennen sind, so können wir ihnen allerdings auch in Wälschtirol ein kleines Häuflein zuwenden, als z. B. Lisignago im Fleimserthale, Cavedago am Nonsberge, Almazago und Termenago im Sulzberge, Stimiago in Judicarien. Gleichwohl scheint aber nur der Ausgang den Kelten anzugehören, während der andere Theil des Wortes rhätisch sein dürfte. In Lisignago wenigstens scheint Lisigna ganz deutlich das deutschtirolische Lüsen (urkdl. *Lusina*) zu sein.[1]

Immerhin wird der keltische Ursprung dieses Suffixes dadurch noch wahrscheinlicher gemacht, daß es auch im ehemals keltischen Paduslande sehr häufig gefunden wird, wie Tregnago, Gusago, Gorlago, Cavernago, Imbersago, Legnago u. s. w. darthun. Das Resultat wäre also, daß sich im Unterinnthale wenigstens Eine Spur des Keltischen

[1] Von diesem ago sprechen auch die Herbsttage in Tirol, S. 125, 143 Ferner wird davon unten, in dem Capitel „Ueber rhätoromanische Studien", gehandelt.

findet, während im Süden von Verona her bis in das Fleimserthal und den Nonsberg das Eindringen keltischer Stämme durch mehrere Wahrzeichen bekundet ist.

Am Schlusse der viel besprochenen Abhandlung werden wir endlich gar auf das politische Gebiet geführt und uns so zur Gewissenspflicht gemacht, die Unschädlichkeit unserer Thesis auch von dieser Seite nachzuweisen. Als „Oesterreicher, der sich seiner staatsbürgerlichen Aufgabe bewußt ist," fühlte sich Herr Koch um so mehr zu einer Erhebung seiner Stimme veranlaßt, als seine Erwartung einer von Deutschtirol ausgehenden kräftigen Zurückweisung dieser wissenschaftlich falschen und politisch schädlichen Meinung gänzlich fehlschlug. Es schien ihm höchste Zeit — denn „der aus der Gelehrtenstube in das wälschtirolische Volk gedrungene und von einer übelgesinnten Partei ohne Zweifel genährte Wahn etruskischer Abstammung hat zu der, wie wir wissen, hartnäckig verfolgten Lostrennungsforderung wesentlich beigetragen, er hat selbst zersetzender als der Vorwand ehemaliger Vereinigung der südlichen Landestheile mit Italien gewirkt." (Damit ist doch wohl die Vereinigung mit dem napoleonischen Königreich Italien gemeint?)

Wir haben nun zwar die feurigen Blätter von Trient und Roveredo schon seit bald sieben Jahren nicht mehr gelesen, allein wenn ihre Taktik nicht eine ganz andere geworden ist, als sie damals war, so dürfen wir keck behaupten, daß auch der patriotische Epilog, den Herr Koch seiner Abhandlung zu geben wußte, nur auf einem Irrthum beruht. Von den etruskischen Ahnen war unsers Wissens in Wälschtirol gar nie die Rede, ganz abweichend

von Graubünden, wo sich auch noch neuere Mythen an diesen Namen knüpfen, sondern dort wurde die Sache ganz anders genommen. Frapporti, welcher der Bannerträger der italischen Sympathien war, sprach nur von der Nazione madre, von den alten Uritaliern, die vom Brenner bis Sicilien, nach seiner Meinung, ein einiges Volk gewesen, die dann auch wie Rom so Trient gegründet. Deßwegen ist letzteres nicht etruskisch, sondern eine città italianissima. Noch weniger werden die Wälschtiroler mit den Rhätiern verbunden, welch' letztere nach Frapporti ja die Ahnherren der späteren Alemannen sind. Freiherr v. Giovanelli hatte hierüber allerdings quellenmäßigere Ansichten, allein seine Abhandlungen, voll klassischer Gelehrsamkeit, haben der wälschtirolischen Jugend schwerlich den Kopf verrückt. Namentlich bei den dortigen Landleuten dürfte mit Porsena und den alten Lucumonen so wenig auszurichten sein, als bei den unsern mit Hermann und Thusnelda. Zu Trient hat man in neueren Zeiten am liebsten über den Apennin und den Arno hinweg mit der ewigen Roma kokettirt, und wenn ein politischer Agitator in Wälschtirol nur ein wenig nachdenkt, so wird er auch finden, daß er seine Anhänger mit den glänzenden Erinnerungen an die Zeiten der römischen Weltherrschaft bei weitem mehr entflammen kann, als mit Berufungen auf die längst verschollenen Etrusker, deren unvordenkliche Glanzperiode schon in den Zeiten der römischen Macht eine halbe Mythe war. Viel triftiger spricht ohnedem für italienische Vergrößerungsgelüste der andere Umstand, daß die italienische Sprache noch bis ins Mittelalter, ja bis nach den Zeiten der Reformation in Tirol und Vorarlberg

viel weiter reichte als jetzt. Sollen wir aber diese historische Thatsache nicht anerkennen, weil allenfalls ein uns peinlicher Gebrauch davon gemacht werden könnte? Erschrecken die Franzosen etwa, wenn man ihnen sagt, ihr Land sei vor Alters von Völkern bewohnt gewesen, die zu einem Theil mit den baskischen, zum andern mit den bretonischen Stämmen verwandt waren? Oder wird den Deutschen Angst, wenn ihnen die Franzosen sagen, daß ehemals gallische Stämme bis nach Thracien und Galatien hin gewohnt? Wenn es nur darauf ankäme, die Geographie eines Atlas antiquus wieder herzustellen, so könnten ja vor Allem die Germanen von den Zeiten der Völkerwanderung her auf ganz Westeuropa Anspruch machen.

Was endlich Herr Koch zu Ende seiner Abhandlung über das Verschwinden des deutschen Elementes in den Sette Communi, in der Valsugana, über das Heraufwachsen des Italienischen im Etschlande sagt, das haben wir selbst auch schon längst gesagt, begeben uns daher aller Erinnerung dagegen und vereinigen uns in dem Wunsche, daß doch endlich das Allernöthigste geschehen möchte, um jene Landsleute bei ihrer Sprache zu erhalten, da sonst von dieser wohl in dem nächsten Menschenalter keine Spur mehr übrig sein wird.

V.

Zur tirolischen Literatur.

1862.

Die tirolische Literatur hat in neuester Zeit mehrere Erscheinungen hervorgebracht, welchen wir wohl einige anzeigende Worte widmen dürfen. Adolf Pichlers jüngstes Buch: „Aus den Tiroler Bergen" vertritt die bellettristische Ader des Landes und mag den Freunden der rhätischen Alpen dringendst empfohlen werden. Der Verfasser zeigt sich gut unterrichtet, naturhistorisch gebildet und geistreich, entspricht daher auch allen Anforderungen, welche in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts an einen Touristen der besseren Gattung gestellt werden. Ein bedeutendes Werk im historischen Fach ist dagegen eine zweibändige Geschichte des Cardinals v. Cusa, vielmehr seines langen Streites mit Herzog Sigmund von Tirol. Dr. Albert Jäger, früher zu Marienberg, später Lehrer am Gymnasium zu Meran, jetzt Professor an der Universität zu Wien, hat dieselbe endlich nach fünfzehnjähriger Arbeit ans Licht gegeben, und die Wagner'sche Buchhandlung zu Innsbruck hat sie verlegt.

Es ist ein schwieriges Werk, die Zeit des Cardinals,

der bekanntlich auch Bischof von Brixen gewesen, und seine Händel mit dem besagten Herzog aufrichtig und mit unabhängigem Sinne darzustellen; doch wird nicht bezweifelt, daß Professor Jäger die Aufgabe glücklich gelöst habe. Eine ausführliche Besprechung des Buches kundigeren Händen überlassend, gedenken wir noch einer kleineren Arbeit über das „Leben und die Schriften des Johannes Nasus, Weihbischofs zu Brixen,“ welche ein Franciscaner, P. F. B. Schöpf zu Botzen verfaßt und damit „eine längst gefühlte Lücke unserer Literaturgeschichte“ ausgefüllt hat, da der jetzt verschollene Naß oder Nasus einer der bedeutendsten katholischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts gewesen.

Auch Schulers „Gesammelte Schriften, herausgegeben von seinen Freunden,“ sind jetzt in einem einzigen Band erschienen. Dr. Johannes Schuler, lange Zeit ständischer Archivar, dann Innsbrucks Vertreter beim Parlament zu Frankfurt, nachher Professor der Rechtsphilosophie an der vaterländischen Universität, vor zwei Jahren gestorben, war ein kleines unansehnliches Männchen, aber gelehrt und weise wie wenige im Lande Tirol, dabei menschenfreundlich, ohne Neid, immer hilfreich, mit Lehre und Ermunterung zur Hand bei jedem guten Gedanken, der nach Verwirklichung strebte, sei es im poetischen, im prosaischen, im politischen Feld oder in Angelegenheiten der Gemeinde, der Vertraute der tirolischen Jugend wie des tirolischen Alters — kurz ein durchaus liebenswürdiger Charakter. Er hatte früh begonnen sich poetisch zu bethätigen, hörte aber auch früh wieder auf, und zwar schon vor seinem dreißigsten Lebensjahr. Er war es, der sich 1829 mit

Streiter und Beda Weber verabredete, auch in Tirol wenigstens die Morgendämmerung einer geistig angeregten Zeit herbeizuführen, und ein Taschenbuch, „Die Alpenblumen aus Tirol“ zu gründen. Dieser Almanach konnte zwar nur drei Jahre lang am Leben erhalten werden, ist aber doch, während die sonstigen Taschenbücher schon je übers Jahr vergessen werden, in Tirol noch immer in gutem Gedächtniß, und gehört eigentlich zu den Büchern, die jedes gebildete Landeskind gelesen haben muß. Als das beste, was darin zu finden, gilt übrigens Schulers Novelle „Jacob Steiner,“ die traurige Geschichte des berühmten Geigenmachers von Absam. Sie erscheint nun in den „Gesammelten Schriften“ wieder und neben ihr alles andere, leider wenige, was der treffliche Mann geschrieben.

Dem Buch ist übrigens ein biographisches Denkmal vorgesetzt, welches mit schöner Pietät den Lebensgang des Verstorbenen schildert. Nachdem seine freie Seele von Jugend auf, mit Ausnahme des Frankfurter Jahrs, unter Metternich und Bach gelebt, überkam ihn noch auf dem Todbette die frohe Kunde, daß ein neuer Morgen über Oesterreich dämmere. Da fiel ihm fast das Sterben schwer, und er rief bewegt: „Jetzt käme *meine* Zeit — nur drei Jahre möcht' ich noch zu leben haben!“ Noch in den letzten Stunden beschäftigte ihn die Sorge um das Vaterland. Mit Nachdruck sprach er damals, was alle seine Landsleute wohl beherzigen dürften, und wiederholte es öfter: „Eines ist was unserm Lande noth thut, die religiöse Toleranz; wenn es diese nicht zu erringen weiß, so ist kein Heil zu erwarten!“ — —

Ein wunderliches Büchlein ist so eben zu Bozen er-

schienen, nämlich das „Journal des offenen Landtags zu Innsbruck 1790.“ Es ist bekannt, daß die Tiroler über Kaiser Josephs II. Reformen ziemlich mürrisch geworden waren, und daß ihnen sein Nachfolger Leopold II. eine feierliche Gelegenheit geben wollte, sich mit ihm gütlich auseinanderzusetzen. Zu diesem Zweck wurde wieder ein offener Landtag einberufen, ein Institut, welches man siebenzig Jahre lang nicht mehr hatte auftreten lassen. So kamen denn die Priesterschaft, der Herren- und Ritterstand (gegen dreihundert Mann), die Städter und die Bauern in Innsbruck zusammen und tagten in alterthümlicher Pracht. Das Journal, welches von einem der Mitglieder nicht ohne leisen Anflug von Ironie zu seiner Erinnerung niedergeschrieben ist, gewährt eine sehr ergötzliche Lectüre. Wir müssen uns leider versagen, hier Auszüge daraus zu geben, obgleich sich manches unschätzbare Kleinod feudalistischer Zopferei darinnen findet. Ob aber der Herausgeber nicht gar zu bitter urtheilt, wenn er die Meinung ausspricht, der seitdem verflossene Zeitraum von einundsiebenzig Jahren scheine für die politische Bildung des Volkes spurlos vorübergegangen zu sein?

Auch die historische Schule, welche Professor Ficker angelegt, tritt mit ein paar interessanten Schriftchen auf. J. Durigs „Beiträge zur Geschichte Tirols“ sind zwar schon im Jahr 1860 erschienen, dürfen aber wohl auch in diesem noch erwähnt werden. Sie schildern eine sehr wichtige Epoche, nämlich die eigentliche Entstehung der Grafschaft Tirol, welche aus sehr unscheinbaren Anfängen binnen eines Menschenalters so rasch heranwuchs, daß sie vor Ende des dreizehnten Jahrhunderts schon jene schöne Ab-

rundung erreicht hatte, wie sie nachher fortbestand, bis Kaiser Max sein Lieblingsländchen schließlich noch mit den drei bayerischen Gerichten Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel, mit dem bis dahin Görzischen Pusterthal und den wälschen Confinen vergrößerte. Hr. Durig hat mit Klarheit dargelegt, wie dieses Gebiet, welches allererst zum Herzogthum Bayern gehörte, und eigentlich noch keinen Namen hatte — in montanis, „im Gebirge,“ sagte man aushilfsweise — im eilften und zwölften Jahrhundert dadurch selbständig wurde, daß die Kaiser den Bischöfen zu Brixen und zu Trient, welche sie sich wegen des Durchzugs nach Italien geneigt wünschten, das Herzogsamt verliehen, wie die Bischöfe aber von dieser Würde wenig Nutzen hatten, da sie Hab und Gut, Vogteien, Gerichte und Grafschaften nach einander an die weltlichen Herren zu Lehen geben mußten, vor allen an die Grafen von Tirol, welche, zumal Meinhard II., gemästet mit dem nahrhaftesten Mark der Kirche, deren Oberhirten auf Leben und Tod bekämpften, dabei das Herzogthum, wenn auch ohne den Namen, nach ihrem Hauptschloß ober Meran versiedelten, und den Kirchenhirten, die sie als ihre Schirmvögte eigentlich hätten beschützen sollen, wenig mehr überließen als den Trost, das Leben und in ihren Bischofssitzen doch noch ein Absteigquartier und eine priesterliche Herberge gerettet zu haben.

Diese Geschichten sind uns von Herrn Durig einfach und schmucklos, aber nach fleißigem Quellenstudium beschrieben worden, so daß sich jeder patriotische Tiroler freuen wird, jene dunkle Gegend der vaterländischen Historie mit neuem Licht beleuchtet zu sehen.

Einen bekannteren und daher wohl auch dankbarern Stoff hat Dr. Alfons Huber, ein Altersgenosse und Mitschüler Durigs, sich gewählt, nämlich die Entstehung des Schweizerbundes. („Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft mit einem Anhang über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell.“ Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung 1861.) Der Verfasser spricht übrigens von seiner Arbeit mit anerkennenswerther Bescheidenheit. Da die Literatur über seinen Gegenstand, sagt er in der Vorrede, bereits einen solchen Umfang erlangt habe, daß es denen, die sich nicht speciell mit diesen Verhältnissen beschäftigen, fast unmöglich werde, sich auch nur mit den bedeutendsten der einschlägigen Arbeiten bekannt zu machen, so habe er zunächst nur ein möglichst vollständiges Bild von dem Stande und den Resultaten der bisherigen Forschungen geben wollen. Unsers Bedünkens bezeichnet das Büchlein aber auch einen Abschnitt auf diesem Felde — das Ziel, das die Forschung seit dritthalbhundert Jahren, seit Willimans Epistel an seinen Freund Goldast (1607), zuerst in langen Zwischenräumen, im letzten Menschenalter mit einer gewissen Hast und unausgesetzt verfolgt hat, es ist erreicht: unser Wilhelm Tell, der Urner, welchen Tschudi, Johannes v. Müller und Friedrich v. Schiller so schön verklärt haben, er existirt nicht mehr!

Es könnte zwar scheinen, als sei dieses Resultat schon längst errungen, allein hiegegen ist zu bedenken, daß der Satz zwar aufgestellt war, aber noch von vielen Seiten angefochten wurde, und daß selbst in den letzten zwanzig Jahren trotz Kopp und Häusser wieder Arbeiten erschienen

sind, die den Mythus noch in allen seinen Theilen aufrecht zu halten suchten, gleichsam als seien alle die scharfsinnigen Forschungen, die ihn zersetzt und aufgelöst, gar nicht vorhanden. Hat ja doch das „Deutsche Museum“ noch im März v. J. eine Abhandlung von Wilhelm Genast gebracht, welche nach verschiedenen Ausführungen mit dem Satze schließt: „Es liegt kein Grund vor, dasjenige für erdichtet zu halten, was von Tells Thaten in den Chroniken uns überliefert worden ist.“

Wenn wir nun Hubers Arbeit betrachten und abwägen, so kommen wir allerdings zu der Ansicht, daß auch die letzten apologetischen Versuche nicht gelungen sind. Es ist nämlich schon längst bekannt, daß die Sage, in welcher unser Wilhelm Tell spielt, unter anderm Namen bereits bei Saxo Grammaticus († 1204) als eine altnordische vorkommt, [1] daß gleichzeitige Quellen von Wilhelm Tell nichts wissen, und daß die Schweizer Chroniken erst hundert und siebenzig Jahre nach der angeblichen Geschichte von ihr zu erzählen beginnen; den neuern Untersuchungen verdanken wir dagegen die Gewißheit, daß um 1307, in welche Zeit der Aufstand der Waldstätte nach der bisherigen Gewohnheit gesetzt wurde, dort gar nichts Erhebliches vorkam; daß auch Oesterreich damals keine Vögte dort hatte, daß

[1] Da der nordische Heros Palna Toki heißt, so wäre sogar ein Zusammenhang zwischen den beiden Namen zu vermuthen. Aus Toki konnte nämlich auf deutschem Boden die Koseform Tokilo und aus dieser dann Togilo, Tögel, Töll hervorgehen. Doch fragt sich, ob die Schweizer schon im fünfzehnten Jahrhundert Tell für Töll geschrieben hätten. Als deutscher Name betrachtet, erklärt sich Tell, wie das ältere Tello, Name eines bekannten Churer Bischofs, als eine Ableitung aus Tegenhart, Tegino, Tegilo.

namentlich ein Geßler niemals Vogt zu Küßnacht war. Noch immer aber gieng die Angabe durch die Welt, daß Tells Mannsstamm erst 1684 erloschen, die letzte Enkelin erst 1720 gestorben sei. Es mußte also doch Telle gegeben haben, und Genast führt zu unsrer Beruhigung an, daß wenigstens Johannes v. Müller dieß als erwiesen annehme. Hiegegen ist aber leider zu erinnern, daß J. E. Kopp, der in dieser Sache nichts ununtersucht gelassen, auch jenen schönen Wahn zerstört hat. Er fand nämlich in dem Kirchbuch von Attinghausen, daß der Name Tell zwar im siebenzehnten Jahrhundert vorkomme, jedoch nur deßwegen, weil ein gewisser Johann Martin Nell plötzlich seinen Namen ändert, und als Tell verstirbt, während seine Tochter wieder den Namen Nell führt. Auch die scheinbar verbürgte Thatsache, daß noch 1388 sich 114 Personen fanden, welche den Tell gekannt zu haben eidlich bestätigten, verdient keinen Glauben, da sie nur auf einem Schriftstück beruht, welches sicherlich apokryph ist. Somit wäre denn in der Sache kaum mehr etwas Erhebliches zu thun, und man dürfte die Frage wohl zu den erledigten zählen. [1]

[1] Die Frage ist keineswegs zu den erledigten gezählt worden, denn seit dem Jahre 1862 sind über dieselbe noch allerlei Arbeiten, Aufsätze in Zeitschriften und ganze Bücher erschienen. Als das bedeutendste darunter wird „der Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft", französisch von Rilliet, übersetzt von Brunner, Aarau 1873, genannt. Ich fand leider keine Zeit mehr, es zu vergleichen.

VI.

Studien eines Tirolers.

Von J. Streiter. Leipzig 1862.

1863.

Die Einwohner der nahrhaften Stadt Bozen im Etschland schreiben der Bücher nicht gar viele, allein gerade deßhalb verdienen die wenigen, die ihnen entfließen, desto mehr Beachtung. So sind denn auch die Studien eines Tirolers von J. Streiter, dem Bürgermeister jener Stadt, einer gespannten Aufmerksamkeit nicht unwerth. Sie bebehandeln alle wichtigen Begebenheiten, welche sich in seinem Vaterländchen während der letzten Jahrzehnte zugetragen, und zwar in einem Geist, in dem sie, wie behauptet werden darf, bisher noch nicht behandelt worden sind. Es geht nämlich ein eigenthümlicher Strom von Aerger und Bitterkeit durch das Buch, so daß sich der Leser alsbald fragt: woher denn diese Verstimmung, da ja die Insaßen der tirolischen Alpen sonst für heiter gelten, und ihr Frohsinn wenigstens früher viel von sich reden machte? Bei dem Verfasser dieser Studien scheint aber die üble Laune schon weit in die Vergangenheit zurückzureichen, und wer je von

seinem Lebenslauf gehört, begreift auch am Ende unschwer, daß derselbe, wenn er die Feder für die Nachwelt erfaßt, leicht in einen andern Humor verfällt als in den des muntern Zillerthalers, der auf der Münchener Dult seine Handschuhe anzupreisen beginnt.

Der junge Streiter wurde als ein Bozener Kind da und dort der unvermeidlichen Leitung andächtiger Mönche anheimgegeben, allein diese erlebten wirklich wenig Dank von ihm. Es wird ihm allzeit unvergeßlich bleiben, wie sie ihm zu Trient, obwohl er schon ein „Philosoph" war, noch Schiller, Goethe und Lessing confiscirten und nur Thomas von Kempen und Cicero's Reden übrig ließen — oder wie ihn einst ein Professor des neuen Testaments bei den Haaren auf dem Boden herumzog, weil er entdeckt hatte, daß der „Philosoph" eine Tragödie von Alfieri zu besuchen vorhabe — oder wie er noch in Innsbruck als „Hörer der Rechte" mit einem spätern Würdenträger von ziemlicher Höhe sich monatelang herumstreiten mußte: ob Homer wirklich ein „Zoche" (Lümmel) und des Lesens werth sei oder nicht. Die unaufhörlichen Betstunden und die langen Rosenkränze, die immer wiederholten Bußübungen und Beichten, die schlechten Schulbücher und die schlechten Lehrer, langweilige Compendien und langweilige Exegeten, der modernde Duft dieser Schulstuben, die jeden frischen Luftzug und auch die deutsche Literatur ausschlossen — kurz das ganze monastische Treiben in dem Klostergymnasium einer tirolischen Kleinstadt und die ängstliche Vornirtheit der damaligen geistesarmen Landesuniversität — wir wollen keineswegs sagen, daß aus solcher Diät nicht schon mancher biedere, wenn auch etwas unorthographische

Tiroler hervorgegangen; aber den Brixener Fragmentisten, der derohalben im achtzehnten Lebensjahr eine Hegira nach Salzburg unternahm, wie jenen Joseph Streiter hat sie keineswegs befriedigt. Dem Bozener Klosterschüler ging, als er Jüngling geworden, des Lebens Schönheit und des Daseins Würze nicht im Oberinnthal auf, wohin, wie der tirolische Volksmann Riehle sagt, „glücklicherweise noch keine Intelligenz gedrungen," sondern erst in den deutschen Culturländern, am Rhein, zu Heidelberg, zu Dresden, zu Berlin. Es war ihm fortan weniger darum zu thun, unter etschländischen Weinlauben mit gutmüthigen Franciscanern die Wunderthaten der heiligen Philomena zu erörtern, als mit freisinnigen Männern, die auch von Kunst, Literatur, Theater, Musik und dergleichen weltlichen Dingen zu reden wußten, über die große Zukunft der deutschen Nation zu sprechen und über die Naivetäten seiner engern Landsleute zu scherzen, wobei jedoch, wie sich von selbst versteht, die Gränze der Gemüthlichkeit nie überschritten wurde. So geschah es denn, daß er sich mit den Jahren mehr und mehr entalpte. Daß das Gute, nach Goethe, so nahe liege, wollte ihm nicht immer recht fühlbar werden. Er hätte sein Haupt viel lieber mit rheingauischem Rebenlaub bekränzt, als mit Edelweiß vom Similaun. Ein Uhland'sches Lied zog ihn kräftiger an, als der witzigste Schnaderhaggen, und ein gutes historisches Bild, wenn auch aus ketzerischem Pinsel geflossen, gefiel ihm besser als alles was die zeitgenössischen Heiligenmaler am Eisack schönes leisten konnten. So zeigt auch sein stilles Haus zu Payersberg von außen keine jener charakteristischen Zierden, die den Alpensohn verrathen, keine durchschossene

Scheibe, keinen Geierkopf, keine Bärentatze; aber im Innern findet man allerdings verschiedene musikalische Instrumente, gutgewählte Bilder und eine treffliche Bibliothek. Es darf nach allem diesem nicht wundernehmen, wenn solch ein Germane sich in seiner Einsiedelei am Fuß des porphyrnen Rittengebirges immer einsamer fühlte. Er wurde ein heiterer Misanthrop, und gefiel sich mehr und mehr in dieser Stellung. In den Tagen Metternichs, in der guten alten Zeit, wie jetzt die „Alttiroler" sagen, war für ihn nichts zu thun, nichts zu erstreben — aber mit den Jahren kam gleichwohl, wie wir alle wissen, ein Umschwung heran. Vom allgemeinen Vertrauen geschoben, rollte ihm endlich ein curulischer Stuhl entgegen — er brauchte sich nur hineinzusetzen und war — Bürgermeister von Bozen.

Nach diesen Beiträgen zur Lebensgeschichte des Verfassers haben wir auch noch einiges über seine neueste Veröffentlichung zu sagen, allein wir müssen leider melden, daß, wie schon oben angedeutet, nicht viel Angenehmes daraus zu erzählen ist. Die tirolischen Landesangelegenheiten, von der Berufung der Jesuiten und der Vertreibung der Zillerthaler bis auf die heutige Protestantenfrage, bieten sehr wenige Erscheinungen, an denen die deutschen Brüder ihr trübsinniges Gemüth ergötzen könnten. Rechnen wir die Tage ab, wo die Tiroler als „Deutschlands Gemsenwacht" durch ihre Ausfahrten an die deutsche Bundesgränze unsere Sympathien mit sich zogen, so bleiben nur jene drei Marksteine ihrer neueren Geschichte übrig, die wir mit der Theorie von der allgemeinen Perfectibilität der Menschheit schwer vereinbaren können. Wenn nun auch ein bißchen Trost darinnen liegt, daß das Volk dem Ursprung jener

Ereignisse ganz fremd war, daß es sich höchstens allmählich durch geschickte Faiseurs etwas wach trommeln und, wenn's nichts kostete, auch zum Ausdruck irgend einer Meinung verleiten ließ, oder ferner, daß viele wackere Männer im Lande sind, welche, wenn sie nur wüßten, wie es aufgenommen würde, ganz anders auftreten möchten, so gibt dieß höchstens eine gute Hoffnung für die Zukunft, aber es erheitert nicht die unerquickliche Betrachtung der Vergangenheit. Diese Stimmung hat selbst der Gedanke, den der Vicelandeshauptmann von Zallinger neulich im Landtag geäußert, nicht wesentlich erheitern können. Er dringt nämlich trocken und geschäftsmäßig auf ein Abkommen mit den übrigen Deutschen, auf daß diese die Tiroler Weine wohlfeiler über die Gränze lassen und in größern Quantitäten zu sich nehmen sollen, aber ohne daß sie in der Protestantenfrage eine Concession erwarten dürften. — Man liebäugelt nur mit unsern Kehlen, nicht mit unsern Herzen. — Diesseits fühlt man die Absicht und man ist verstimmt.

Eine Frage, die ein Recensent des Büchleins vielleicht aufwerfen dürfte, wäre die: ob der Verfasser seine Landsleute nicht zu streng beurtheile. Er fordert von denselben nicht nur einen großen Stock von Einsichten, sondern auch eine Gesinnungstüchtigkeit, eine Festigkeit, einen politischen Heroismus, wie man ihnen auch außer Tirol nur selten begegnet. Wo sollen aber diese Tugenden alle plötzlich herkommen in einem abgeschlossenen Ländchen, das seit Jahrhunderten immer unter klerikal-bureaukratischer Zucht stand, und das über Staat und Kirche kaum in Tönen denken durfte? Und was war zumal da zu erwarten, wo

der eigentliche Bürgerstand, der ärmlich lebende Hanthierer in den kleinen Städten, das sorgenvolle Haupt nur selten aus der Werkstatt herausstreckte, und dem Staatsdiener, den Honoratioren die große Aufgabe überließ, die Ideen der Freiheit im verschwiegenen Busen keimen zu lassen und die gefährlichen Gedanken in der stillen Brust zu wälzen? Es ist kein Wunder, daß ein achtzehnjähriger Recrut den rühmlichen Freiheitstod bei Leipzig viel leichter hinnimmt, als ein fünfzigjähriger Beamter mit sieben Kindern seine unrühmliche Entlassung. In Oesterreich gab es nie einen Nationalfonds, aus dem man den Martyrern ihres Freimuths eine Ergötzlichkeit gewähren konnte. Wer sich opferte und nichts gelernt hatte als Referate machen, dem blieb nur sein ungetrübtes Bewußtsein und das Hungertuch. Wer gefallen war, war auch schon todt. Nach der Luft, in der sie wachsen, werden aber auch die Bäume.

Traurig ist es immerhin, daß sich dort unter den Einsichtigen so viele Unentschlossene, Zaghafte, so viele unzuverlässige Leute finden, die unter vier Augen den Himmel stürmen und öffentlich die fügsamsten Lämmlein sind; aber wie lange ist es denn her, daß durch das ciscalpinische Deutschland eine gesündere Luft weht? Wenn man vor zwei oder drei Jahrzehnten die Freiheitsapostel durch politische Untersuchungen terrorisiren wollte, fanden sich auch diesseits der Alpen zu rechter Zeit immer loyale Denuncianten, gefällige Richter und feile Federn, die alles beschönigten, und unter der Herrschaft der Ultramontanen kam ja z. B. in Bayern ein wahrhaft genialer Aufschwung in jede Art von Heuchelei. Regierungen, welche die Corruption und das Laster pflegen wollen, erleben oft schnellere

Resultate und finden sich weniger aufgehalten als solche, die ihre Völker von Vorurtheilen, Aberglauben und Unwissenheit zu befreien und ihnen ein würdigeres Dasein zu schaffen streben. Wenn wir nun, um auf die „Studien" zurückzukommen, fast glauben möchten, daß der Verfasser auf die Nöthigungen die wir eben berührt, etwas zu wenig Rücksicht genommen, so getrösten wir uns doch andererseits, daß gerade in dem gelinden Feuer, das jetzt in Tirol entbrannt ist, sich mancher Charakter stählen, und daß auch später aus der Asche der Gegenwart ein ganz hoffnungsvoller Anflug sich erheben werde. Es braucht dann nur gute Witterung zum Wachsen.

Nach jenem Maßstab aber mußte wohl auch Johannes Schuler zu ungünstig beurtheilt werden. Dieser war kein Titane, aber ein trefflicher Mensch, der gleichwohl nie in sein rechtes Fahrwasser gerieth und erst auf dem Todbette zu fühlen glaubte, daß jetzt seine Zeit gekommen wäre.

Auch der Boden in Innsbruck hatte im Jahr der Bewegung eine eigenthümliche Hitze. Zu den Elementen, wie sie anderswo aufeinanderschlugen, kam hier noch eine mächtige reactionäre Klerisei, deren dunkle Wogen die junge und mühsam schwimmende Freiheit jeden Augenblick zu verschlingen drohten, und zuweilen sahen auch die aufgeregten Bauern mit ihren Dreschflegeln ganz keck über die Stadtmauern herein. Hier hieß es „ans Vaterland, ans theure, schließ dich an," d. h. der Mann des Volks mußte auch auf dessen Stammeseigenthümkeiten einige Rücksicht nehmen, sonst konnte er über Nacht in die Luft geschnellt und aus dem längst ersehnten Wirkungskreis hinausgeschleudert werden. So blieb auch Schulern nichts übrig

als entweder die Fühlung mit seinen politischen Freunden, die allerdings sehr bedächtig vorwärts schritten, zu erhalten, oder als wilder Mann sich einsam in die politischen Urwälder zu verlaufen und bei Seite gelassen zu werden. Man erinnert sich, wie Dekan Amberg, als es um die Wahl nach Frankfurt gieng, dem milden Johannes öffentlich das religiöse Rüthlein hinhielt, über welches er als Examinandus springen mußte. Er soll auch nicht ganz flott darüber weggekommen sein; allein wenn er damals aus „Gesinnungstüchtigkeit" durchgefallen wäre, so hätte man irgend einen strubelköpfigen Fanatiker nach Frankfurt geschickt, der dort auch nichts größeres gethan und vielleicht die Kluft zwischen dem übrigen Germanien und den Kindeskindern der ersten deutschen Freiheitshelden nur noch erweitert haben würde. Zu bewundern war nun allerdings in jenen Tagen nicht viel an dem tirolischen Hamlet und seinen Thaten und man hörte ihn wohl auch vielfach und bitter tadeln. Aber der deutsche Zeitungsleser liebt es, indem er auf der Ofenbank liegt, seine Helden siebenmal des Tags durchs Feuer laufen zu sehen, und während er seine politischen Schwimmübungen im trockenen Zimmer anstellt, vergißt er gern wie viel schwieriger es ist, sich draußen im wogenden Elemente zu bewegen. Lobenswerth und unvergeßlich wurde Johannes Schuler allerdings nicht durch seine gescheiterten Versuche, ein geläutertes Tirolerthum in Staat und Kirche herzustellen, sondern vielmehr durch seinen regen Sinn für die Forschung und die Wissenschaft, für Kunst und Dichtung. Von Jugend auf strebte er seine Landsleute in allen diesen schönen Dingen vorwärts zu bringen und war ihr weiser Rathgeber auf allen

Wegen, die sie in die Höhe führen konnten. Jedes Pflänzlein das hervorsproß, fand an ihm einen treuen Gärtner, jeder Schaffende einen Freund. Seine Bibliothek, die auch die kühnen Schriften aufnahm, welche die Wiener Censur erzittern machten, stand dem ganzen Lande offen. In seinem Studierzimmer pulsirte das literarische Herz von Tirol. Wenn die Erfolge nicht überraschender waren, so lag die Schuld nicht an ihm, und so dürfte denn das was er in diesem Bereiche gewollt, immerhin eine Indemnity sein für das, was ihm auf anderm Felde mißlungen.

In einer andern Frage möchte man vielleicht lieber auf des Verfassers Seite treten. Er sagt nämlich über das Jahr der Helden, über Anno Neun, ungefähr das Folgende (S. 79): „Aber eben dieses, vielleicht das größte und bedeutendste Ereigniß der ganzen Tiroler Geschichte, ein Kampf, der die Augen von Deutschland und Europa auf diese starren Felsen heftete, der damals außer der Erhebung der Spanier keinen andern Pendant des Sieges oder wenigstens zeitweiligen Trotzes gegen den Welteroberer fand, hatte auch nicht einen dieser naturwüchsigen Aelpler zum Sinnen, Forschen und Versuchen aufgestachelt, um sein Volk zu mahnen, daß das Wachen besser denn ewiger Schlummer, die materiellen Vortheile nur Folgen der Intelligenz, die Emancipation des Geistes aber Bedingung und Schlußstein von beiden sei. — — — Hier war Anlaß, Zweck und Preis des Ringens nur ein Wahn; nie wollte uns Bayern den Glauben nehmen, nur die Herrschaft der Priester, des Geistes Fesseln sollten gebrochen werden, die wir Jahrhunderte lang geduldet, mit Stolz getragen, mit Inbrunst geküßt. Durch eine solche Bewegung tritt ein

Volk in keine neue Phase, auf keine höhere Stufe seiner Entwicklung; sie ist ein Streich in stehendes Wasser, das nach einer kurzen Pause wieder so spiegelglatt und eben liegt, wie zuvor; kein Verständiger, der ihr auf den dunkeln Grund sieht, mag sich daran freuen, begeistern, Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft knüpfen, nur Jesuiten mögen ihrer in irgend einer Missionspredigt gedenken, um den Pöbel gegen Jene aufzuhetzen, die nicht so bigott und heuchlerisch sind, wie sie. — — — Außerhalb unserer Berge wurden diese Geschichten im Sinne der Freiheitskriege ausgebeutet, wovon man diesseits keine Ahnung hatte."

Es möchte fast auffallen, daß man selbst von liberaler Seite diese Anschauungen sehr übel gedeutet hat, und doch löst sich jetzt der Gebildete in Tirol das Räthsel jener Bewegung meist in derselben Weise. Sie trug auch wirklich nicht die Farbe, welche sie annoch in der deutschen Dichtung führt. Von Deutschland nämlich, von Freiheit u. s. w. war gar keine Rede. Es ging, aufrichtig gesagt, weniger gegen die undeutschen Franzosen, als gegen die sehr deutschen Bayern; es war ein ächter dynastisch-patriarchalischer Bruderkrieg, wie wir sie in der deutschen Geschichte zu Hunderten verzeichnet finden. Wären die Tiroler siegreich gewesen und hätten sie ihre alten Abteien und Stifte, alle alten Andachten und Wallfahrten, die vierzigstündigen Gebete und andere fromme Gepflogenheiten zurückerobert, und wäre für die neue verordnungssüchtige Regierungsmaschine in München, die wie eine Turbine herumsauste, wieder die alte bequeme, dem Neuen abholde Herrschaft eingetreten, so hätte im Jahr 1810 wohl keiner

der bäuerlichen Helden geglaubt, sein Blut umsonst vergossen zu haben. Andreas Hofer als Volksvertreter im ersten Parlament des wiederbefreiten Tirols hätte sicherlich nie für eine andere Freiheit geschwärmt und geeifert, als für Freiheit von Steuern und Abgaben, und das Verhältniß zum großen deutschen Vaterland hätte er wahrscheinlich auch nicht idealer aufgefaßt, als der Landeshauptmann von Zallinger. Wenn aber die Poesie den Sandwirth in die Morgenröthe deutscher Freiheit verwebte, so hängt dieß mit den Privilegien der Muse zusammen, die Niemand antasten will. Es werden ja auch die homerischen Helden in der Dichtung ewig fortleben, selbst wenn sich am Ende ganz sicher herausstellen sollte, daß es nie einen trojanischen Krieg gegeben.

Obwohl nun aber die Liberalen in Tirol um einen guten Schritt über das Programm des Sandwirths hinausgehen dürfen, so sollten sie doch auf einmal nicht zu viel verlangen und namentlich in harmlosen Nebensachen nicht zu streng sein. Aber man streitet sich dort noch mit großer Hitze über verschiedene Dinge, die bei uns längst gleichgültig geworden sind. So lasen wir voriges Jahr in der liberalen Inn-Zeitung eine sehr tüchtige Abhandlung über das Wetterläuten zur Unterstützung des Wunsches, diesen abergläubischen Gebrauch endlich beseitigt zu sehen. In Bayern hat man zwar auch schon verschiedene Verordnungen dagegen publicirt, läßt aber dafür die Bauern beliebig läuten. Man fühlt doch endlich durch, daß wenn alle Blätter und Seiten der siebenunddreißigbändigen Döllinger-schen Verordnungssammlung eine Wahrheit würden, das Leben im Königreich Bayern ein Martyrium für Beamte

und Verwaltete werden, und wenigstens die letzteren zu Schwermuth und Verzweiflung treiben müßte. Als milderndes Oel im Staatsleben gilt daher der Schlendrian, der die scharfen Verordnungen wohlwollend sich selbst überläßt und dadurch viele nutzlose Reibungen beseitigt. Wir meinen damit ungefähr zu sagen: so ein biederer deutscher Volksstamm der Ueberzeugung lebt, daß der liebe Gott in sich geht, wenn er die hellen Dorfglöcklein bimmeln hört, und daß bei ihrem Klang Milde wie Schonung in sein aufgeregtes Herz einzieht, so soll man ihm — dem Stamme nämlich — diese Gemüthlichkeit in Ehren lassen und die Aufklärung lieber an einem andern Ende anfangen. Wenn hin und wieder eine vom Blitz getroffene Meßnerseele daraufgeht, so braucht man sich darum in dem übervölkerten Lande so wenig zu kümmern, als wenn durch die Missionspredigten der geistlichen Höllenbreughel mitunter wahnsinnige Mädchen ins Irrenhaus geliefert werden; denn der Nutzen, welchen der liebe Gott, die lieben Heiligen und die lieben Wirthe aus diesen Volksschauspielen ziehen, ist am Ende doch zu groß, als daß man sich an solchen Kleinigkeiten stoßen sollte.

Um aber zu dem Verfasser der Studien zurückzukehren, so fürchten wir fast, daß seine Bitterkeit auch durch die letzten Vorgänge in seinem Vaterlande nicht gehoben worden ist. „Freiheit“ ist zwar ein so süßes Wort, daß es auch die tirolischen Fanatiker nicht entbehren wollen. Aber sie sprechen von Freiheit ihrer heiligen Religion und meinen damit die Ausschließung der übrigen christlichen Confessionen; sie sprechen von Freiheit der Gemeinde und meinen damit das Recht, den Protestanten die Aufnahme

zu verweigern! Was den Kampf für derlei „Freiheiten" betrifft, so dürfte man Herrn Hofrath Haßlwanter mit vollem Recht den Washington von Tirol nennen.

Während nun aber im Landtage zu Innsbruck Dinge vorgehen, die nur deßwegen weniger Widerwillen und Entrüstung erzeugen, weil man sie nicht beachtet und die Deutschen jetzt viel wichtigere Augenmerke haben, als die seltsamen Proceduren in jenem andächtigen Böotien, sieht man aus Streiters Buch mit Vergnügen, daß auch dort noch tüchtige Kämpen leben, welche alle „doppelte Buchhaltung" verschmähen und ihre Ueberzeugung mit kecker Zunge auszusprechen wagen. Wer das Interesse, welches das schöne Land Tirol für die Deutschen hat, nicht bloß in romantischen Aussichten, Meraner Trauben und Terlaner Wein zu finden ausgeht, der wird froh sein, dort auf eine Brust zu treffen, die so frei und männlich wiederklingt.

VII.

Das Annele im Adlerhorst.

1863.

Der Lech ist bekanntlich ein Strom, welcher an der berühmten Stadt Augsburg (Augusta Vindelicorum) vorüberfließt und sich unterhalb des Städtchens Donauwörth, welches auch nicht ganz namenlos, in die Donau ergießt. Er ist grün, gelblich, blau, tief oder seicht, je nach der Jahreszeit oder der Witterung, thut vielen Schaden am Ufergelände, zerstört Brücken und Mühlen, hat daher auf dieser Welt wenig Freunde und unseres Wissens auch noch keinen Dichter gefunden. Er entschuldigt sich zwar mit der Behauptung, daß er ein Sohn der freien Alpen sei, daß man im sanglosen Flachland draußen sein poetisches Stürmen nicht recht verstehe oder zu empfindlich aufnehme, allein man weiß wohl, was man auf derlei Reden unverständiger Leidenschaft zu geben hat. Hat er doch auch schon vor vielen Jahrhunderten das alte Schloß Gunzenleh hinweggerissen, bei welchem einst am Lorenzitage 955 die große Ungarnschlacht geschlagen wurde, wo etwas später Herzog Heinrich der Welfe sein Beilager feierte, und Herzog Welf von Altorf und Spoleto den fröhlichen Adel von

Bayern und Schwaben tagelang mit großer Lustbarkeit bewirthete. Es steht davon jetzt kein Ziegelstein mehr, was die Geschichtschreiber und Alterthümler noch täglich beklagen. In Anbetracht solcher Wildheit haben sich auch auf ebenem Felde zu beiden Seiten des Flusses gar wenige Ortschaften angesiedelt; nur wo die Ufer bergartig in die Höhe gehen, erblickt der Wanderer freundliche Städtchen in erhabener Lage, einst gute Festen, mitunter von großen Feldherren belagert, eingenommen und oft genannt, doch jetzt viel glücklicher in ihrer friedlichen Verschollenheit. Wir meinen da etwa Landsberg, Schongau und das einst bischöflich augsburgische Füßen, wo der heilige Magnus vor mehr als tausend Jahren seine reiche Abtei gegründet hat. Hier soll auch einst von einer Felsenplatte zur andern, die der prächtige Wasserfall des Lechs trennt, Julius Cäsar auf seinem Schlachtroß über den stürzenden Strom gesetzt haben. Die Füßener Leute bewundern den Sprung noch heutzutage und behaupten sogar, er sei das wichtigste, was jener in seinem Leben gethan habe. Jedenfalls thut es ihm kein anderer nach.

Nicht weit von Füßen liegt auch Hohenschwangau, was aber so bekannt, daß wir hier nicht weiter davon sprechen wollen.

Von Füßen sind nur ein paar Schritte ins Tirol, wo das fröhliche Weinleben angeht, auch die Mädchen schöner werden und die Berge immer größer. Ist man zwei Stunden gegangen, so erreicht man einen nahrhaften Marktflecken, der in weiten Auen liegt und vermöge seiner guten Wirthshäuser dem Fremdling eine angenehme Verpflegung gewährt. Er nennt sich Reute. Das Gebirge

hier herum ist schon sehr mächtig und bedeutungsvoll. In der Ferne erscheinen die Trümmer von Ehrenberg, welches einst eine Feste war und auch Einiges zu erzählen gäbe, wenn wir uns in dieser Gegend aufhalten dürften.

Hier glaubt nun mancher vielleicht schon im Lechthale zu sein, aber es ist doch nicht das wahre und eigentliche. Um dieses zu erreichen, muß man vielmehr noch fünf oder sechs Stunden wandern, durch eine Landschaft, welche nur im Anfang noch angenehm ist, dann aber öde und langweilig wird. Der Pilger geht lange Zeit über die kiesigen Anschwemmungen des Lechs, die nur dürftig mit Gras, desto reichlicher aber mit Weidengebüsche bewachsen sind. Ein paar ärmliche Dörfchen stehen am Wege — ein Kirchthürmlein, ein Gottesacker, etliche schindelgedeckte Hütten.

Endlich thut sich die Enge auseinander und es erscheint das wahre und eigentliche, das prächtige Lechthal. Hier nämlich, weit hinter den gewöhnlichen Menschen, liegen in grüner, weltentlegener Flur mehrere Dörfer nacheinander, alle aus den schönsten Häusern zusammengesetzt. Man sieht da ragende Dächer und Giebel, reich verzierte Fenster mit leuchtenden Scheiben, gestickte Vorhänge dahinter, tiefsinnige Inschriften über den kunstreichen Thorbogen, vor den Häusern manche farbige Veranda, unter der die Mädchen Abends Zither spielen, anmuthige Zier- und Blumengärten mit rauschenden Springbrunnen, kurz alle Zeichen eines ausgiebigen Wohlstandes und heiterer Lebensfreude. Alles dieß stammt daher, daß die Lechthaler einst groß und mächtig waren im Verkehr der Welt und im Handel mit ihren Gütern reich geworden sind.

Vielfältig kommt es ja in den Alpen vor, daß sich

irgend ein abgeschiedenes Thälchen — man weiß nicht recht warum — auf irgend einen Industriezweig wirft und ihn mit Leidenschaft ausbeutet. So haben sich die Grödner die Schnitzerei erkoren, die Stubaier das Eisengewerbe, die Imster betrieben einst die Pflege und Erziehung der Kanarienvögel, die Zillerthaler sind berühmt als Handschuhhändler oder Natursänger, und man weiß jetzt am Mississippi so gut von ihnen zu reden wie an der Wolga. Deßgleichen fiel es eines schönen Morgens den Lechthalern ein, sich auf die Schnittwaaren zu werfen und vor etwa hundert Jahren fingen die Sprenger, die Schueler, die Schnöller an, in die Fremde zu gehen, zumal in die Niederlande, und selbst jenseits des Oceans, in Neuyork, große Häuser zu gründen. In ihren Truhen sammelten sich die Schätze zweier Hemisphären, und wenn sie gestritten und gelitten in der schnöden Welt, kamen sie wieder zurück, um aus der Unschuld ihres Thales ein blondes Mädchen auszusuchen und mit dieser als Gattin wieder fortzugehen, oder auch sich erfahrungsreich zur Ruhe zu setzen. Dann pflegten sie sich ein schönes Haus zu bauen, und es stattlich einzurichten, schauten in der Schlafmütze zum Fenster hinaus, sprachen beim Abendtrunk in verschiedenen Zungen und fühlten sich glücklich, vielleicht auch erhaben über das blöde Bauernvolk der Nachbarthäler, welches alterthümlich fortfuhr, seine Kühe zu melken und seinen magern Hafer zu schneiden. Aber wenn die Grödner an ihr Thal mit festem Band gebunden waren, weil sie nirgends wie da die Zirbelbäume fanden, aus denen sie ihre Thierchen, ihre Hanswurste und ihre Heiligen schnitzen konnten, und wenn sohin die Hauptniederlage ihres Handels immer in

der stillen Heimat blieb, so waren dagegen die Lechthaler schon von Anfang an gänzlich auf die Fremde verwiesen, denn nur dort konnten sie ihre Waare kaufen und nur dort fanden sie auch wieder ihren Absatz. So wars kein Wunder, daß die Beziehungen zwischen denen, die zu Hause blieben und jenen, die in der weiten Welt ihren Herd gegründet, sich allmählich lockerten und in nicht langer Zeit allen Halt verloren. Die Auswanderer kamen nicht mehr zurück, und die Heimischen verlernten mehr und mehr die Sehnsucht nach der Fremde. So lebt man denn seit mehr als einem Menschenalter still und gemüthlich dahin, sucht den Wohlstand, wenn nicht zu vermehren, doch durch Fleiß und Sparsamkeit zu erhalten, und zeigt nur noch an hohen Feiertagen, in der Fastnacht, bei Hochzeitsgelagen und derlei Gelegenheiten, daß man noch immerhin etwas aufgehen lassen könne, ohne sich weh zu thun.

Indessen ist nicht jeder Lechthaler ein leicht lebendes Glückskind, sondern es gibt und gab zu allen Zeiten auch sehr arme Leute unter ihnen. Aus einer recht dürftigen Familie stammte z. B. jener berühmte Joseph Koch, der zu Obergieblen bei Elbigenalp 1768 geboren und unter den tirolischen Malern jedenfalls der geistreichste ist. Nach einer Jugend, die er als Hirtenknabe auf einsamer Alpenweide zugebracht, führte ihn seine Mutter „zur Studi" nach Dillingen, welches damals zum Hochstift Augsburg gehörte. Von da begab er sich nach Stuttgart, wo er zu Schillers Zeiten in die Karlsschule aufgenommen wurde, aber nach fünf Lehrjahren flüchtig ging, um in Straßburg 1792 die Freiheit zu suchen. Als er sie da nicht gefunden, erreichte er endlich 1795 das ersehnte Italien und das

ewige Rom, wo er 1839 starb. Auf seine Bedeutung wollen wir nicht näher eingehen; es genügt uns, daran erinnert zu haben, daß er ein Lechthaler gewesen.

Minder berühmt, doch für sein Heimathsthal viel segensreicher ist ein alter Herr, der zu Elbigenalp ein elegantes Haus bewohnt und sich Anton Falger nennt. Sein Geburtstag liegt schon im vorigen Jahrhundert, auch kam er schon 1808 nach München, widmete sich der Kupferstecherei, kämpfte später im bayerischen Heere die Feldzüge von 1813 und 1814 durch, gravirte dann manches Jahr in der königl. bayerischen Steuerkataster-Commission und zog sich zuletzt (1832) noch in frischem Alter, nach der Weise der Väter, in sein Lechthal zurück, um dort zu heirathen und seine Tage zu beschließen. Seit dieser Zeit hat er auch nur diesem alle seine Kräfte gewidmet. Herr Falger gravirt jetzt Karten und Ansichten und malt umsonst die Todtentänze auf den Dorfkirchhöfen. Ferner sammelt er alles, was der Historie seines Lechthals, wenn sie dereinst verfaßt werden wird, von Nutzen sein kann. Er schreibt sich alles zusammen, was die Ueberlieferung des Volkes festhält oder was die Kirchenbücher und die Gemeindeladen aus vergangenen Zeiten berichten. Nebenbei entstand denn auch eine ganz hübsche Sammlung von lechthalischen Alterthümern.

Ueberdies hat Herr Falger ein naturwissenschaftliches Museum errichtet, in welchem allerlei Gestein, Muscheln, ausgestopfte Thiere und verwandte Gegenstände zu finden sind. Da hängen auch verschiedene sehenswerthe Gemälde an den Wänden. In den letzten Jahren schnitt er mit großer Kunst die schönsten Baudenkmale Europas aus feinem

Zirbenholz heraus. Und wie er milde, gefällig und hilfreich für seine Landsleute, so zu sagen der Vertreter aller idealen Richtungen des Lechthales, so ist er auch gar gastfreundlich gegen Fremde, die bei ihm zusprechen und sich über die Eigenthümlichkeiten seiner Heimath mit ihm unterhalten wollen.

Im Lechthal hört man, was Feld und Wald betrifft, schon lange nichts mehr von reißendem Gethiere. Die Bären und die Luchse sind längst erschossen, aber in den Lüften treibt sich noch manch mächtiger Aar herum. In den Alpen ist das kaiserliche Wappenthier nicht sonderlich beliebt, denn es schwebt da nicht steif und ehrwürdig mit Scepter und Reichsapfel im goldenen Feld, sondern stürzt sich aus dem blauen Himmel oft räuberisch auf die jungen Lämmer herab und trägt sie in sein übelriechendes Nest. Dieses erbaut der Aar zumeist an steilen Felswänden, die er für unzugänglich hält — allein die gelenkige Jugend des Thales überweist ihn nicht selten, daß sein Dafürhalten ohne Grund gewesen, denn mitunter, wenn er am wenigsten daran denkt, zeigt sich ein blonder Hirtenknabe in dem schwindelnden Horst, der seine Jungen ausnimmt und ihm selbst den Tod bringt. Aber nicht die blonden Knaben allein sind es, die solche Sträuße wagen, sondern auch die lieblichen Jungfrauen des Thales unternehmen zuweilen, von kühnem Thatendrange und edlem Ehrgeiz getrieben, derlei gefährliche Abenteuer. Und wenn wir bisher schon mehr als eine Seite mit harmlosen Mittheilungen über den Lech und das Lechthal gefüllt, so geschah es nicht sowohl, um die deutsche Länder- und Völkerkunde zu bereichern, als vielmehr um einen kleinen Rahmen zu

schaffen für das merkwürdige Wagstück, welches in diesem Sommer ein Lechthaler Mädchen ausgeführt.

Zu Untergieblen bei Elbigenalp lebt nämlich ein berühmter Büchsenmacher, der ursprünglich armen Standes war, jedoch sich allmählig mit schlechtem Handwerkszeug, aber guter Einsicht aus der Dürftigkeit herausarbeitete und in seinem Fache eine Celebrität wurde, so daß ihm auch seiner Zeit die Hand eines schönen und wohlhabenden Mädchens nicht lange versagt blieb. Der Maler Koch war sein Onkel gewesen, und obgleich die Büchsenmacherkunst und die historische Landschaftsmalerei nur in sehr fernem Zusammenhange stehen, so hat doch vielleicht der Geist des Oheims auf den strebsamen Jüngling einen segnenden Schatten geworfen. Wie dem auch sei, in dem zierlichen Häuschen, das sich der wackere Mann fast allein mit eigenen Händen erbaut hatte, kam vor etwa zwanzig Jahren eine kleine Lechthalerin zur Welt, welcher die erfreuten Eltern den Namen Anna beilegten. In diesem Sprößling manifestirte sich aber der Geist des Großonkels schon etwas handgreiflicher. Klein-Anna zeichnete bereits in der Werktagsschule die witzigsten Caricaturen auf ihre Mitschüler. Diese fanden sich, wie es scheint, schon frühzeitig bewogen, den jungen Genius anzuerkennen, da sie die Heiligenbildchen, die ihnen der Curat geschenkt, im Tauschwege gern losschlugen, um ihre eigenen Zerrbilder einzuhandeln. Kein Wunder, daß auch der kunstsinnige Herr Falger sein Auge auf das keimende Talentchen warf, und es ging nicht lange her, bis dieses zweimal in der Woche mit dem Reißbrett unterm Arme zu ihm „in die Stunde" kam.

Als die Tochter ungefähr siebzehn Jahre alt war, traf es sich eines Tages, daß der Vater an hoher Felsenwand ein Adlernest entdeckte, aber es fand sich Niemand, der sich an dem Seile herunterlassen wollte, um es an der senkrechten Klippe auszunehmen. Im Gespräche mit dem Mädchen ließ der alte Jäger nun die Aeußerung fallen, wenn er wüßte, daß sie vor der Gefahr nicht zittern würde — „Nein,“ rief sie aufspringend, „ich bin der Mann dazu!“ — und der Vater glaubte es, und das Wagniß gelang. Die kühne That war das Vorbild jener zweiten, die demnächst erzählt werden soll und dieser auch, wie wir hören, in allen Hauptstücken ähnlich.

Unsere Freundin, die wir aber noch nie gesehen haben, kam nun allmählig, mächtig angespornt von Herrn Falger, der ein inniger Freund ihres Hauses ist, zu dem Entschlusse, das ganze Leben der Kunst zu widmen. Der Vater brachte sie nach München, aber sie verhehlt nicht, daß ihr ein ellenlanger Stich durchs Herz ging, als sie die Locomotive pfeifen hörte, die ihn wieder davon trug. Doch die zwei Lehrjahre waren bald dahin und mit einem schönen Zeugniß bewaffnet, trat sie den Heimweg nach Reute an, wo Vater und Bruder schon auf sie warteten, um sie in die Arme der lieben Mutter zurückzuführen. Alsbald ging sie das Lechthal auf und ab und malte Porträte, in denen die dortigen Kunstverständigen ebenso sehr die geistreiche Auffassung als den zarten Pinsel zu rühmen wußten. Es schien ihr ein angenehmes und ehrenvolles Künstlerleben in der Heimath bevorzustehen und es braucht dabei wohl nicht verborgen zu bleiben, daß Herrn Falgers Großherzigkeit an dieser Wendung der

Dinge auch ihren Antheil hatte. Als aber noch ein drittes Jahr in München herumgegangen und sie wieder nach Hause gekommen war, da leuchteten minder freundliche Sterne. Die Honoratioren im obern Lechthal waren schon alle gemalt, die minderen Leute glaubten der eingeborenen Kunst keine Rücksicht schuldig zu sein und die neuen Anmeldungen blieben daher gänzlich aus. Was hilft aber die Porträtirkunst, wenn sich Niemand malen läßt?

Jung Anna spritzte traurig den Pinsel aus, ging wieder ins Feld oder saß bei schlechtem Wetter zu Hause und flickte ihren Schwestern die Mieder zusammen. Der alte Herr Falger kam täglich in den Heimgarten und blickte wehmüthig auf seine Schülerin, wie auf eine verlorene Seele. Aber plötzlich raffte sich diese wieder auf und sprach: „Wollen sich die Anderen nicht malen lassen, so mal' ich mich in Gottes Namen selber," und damit fing sie an ein Conterfei ihrer eigenen Gestalt zu entwerfen und zwar in der festlichen Tracht des Thales. Als es vollendet war, ging es nach Innsbruck, um dort im Ferdinandeum ausgestellt zu werden; die Thäterin aber saß mittlerweile in großer Angst zu Untergieblen, unsicher, was die gebildete Welt der Landeshauptstadt zu ihren Leistungen sagen würde und fast fürchtend, es möchte alles, Zeit und Geld und Lebensfreude, nun endgültig verscherzt sein. Doch bald verkündete ein Zeitungsblatt, daß das Bild allgemeinen Beifall gefunden und auch vom Ferdinandeum bereits angekauft worden sei. Nunmehro entstand ein Jubel ohne Grenzen beim Büchsenmacher zu Elbigenalp und der alte Herr Falger kam mit nassen

Augen auch herein und sprach wie der greise Simeon im Tempel: Nun laß, o Herr, deinen Diener im Frieden fahren, denn's Nannele ist auf dem rechten Weg!

Alle aber glaubten, daß des Schicksals Stimme die junge Malerin jetzt nach Innsbruck, in die Landeshauptstadt, rufe und auf Michaeli heurigen Jahres trat auch Herr Knittel, der Büchsenmacher, mit seiner Tochter die Reise an.

Als er am Ziele angekommen, stellte er die junge Künstlerin zunächst allen seinen Geschäftsfreunden vor, denen er bisher die Büchsen gemacht oder reparirt hatte, und die wackeren Schützen sagten ihm nicht wenig Schmeichelhaftes über die liebliche Blume, die er in seinem Hausgärtchen aufgezogen. Doch auch die feineren Kreise öffneten sich dem begabten Landeskinde und es verging nur kurze Zeit, bis es den Auftrag erhielt, das Porträt eines Erzherzogs für den Schießstand zu Innsbruck zu malen. Hiermit ist es noch zur Zeit beschäftigt und sieht mit frischen Augen in eine schöne Zukunft.

Unser Lechthaler Mädchen oder Innsbrucker Fräulein hat aber im letzten Sommer auch noch auf andere Weise den Leuten zu reden gegeben: nämlich dadurch, daß sie sich hinten in einem Nebenthälchen, das ins Lechthal mündet, über eine grauenhafte Felswand herunterließ, um abermals ein Adlernest auszuheben. Den Bericht darüber hat sie mit eigener Hand zur Erinnerung niedergeschrieben und hier folgt er:

„Mein Vater ist ein ungemeiner Freund der Jagd und versäumt daher keine Gelegenheit, diese seine Liebhaberei zu befriedigen. Als er nun einmal um heurige

Pfingsten auf die Gemsen nach Alberschon [1] ging, entdeckte er in den Lüften einen großen Adler, der sich über der Saxenwand in weiten Kreisen umherbewegte. Bis dahin waren sieben Jahre vergangen, seit man dort von solchem Gethier etwas verspürt hatte. Nunmehr aber hegte mein Vater, der dessen Wesen gründlich kannte, gar keinen Zweifel mehr, daß oben im Steingewänd wieder ein Adlerpaar seine Niederlassung aufgeschlagen habe.

Mein Bruder Hannes war auch bei dem Vater und so legten sich die beiden auf die Lauer, um auszukundschaften, an welchem Orte sich die Familie wohl angesiedelt habe. Sie spähten noch nicht gar lange, als sie einen der Alten mit etwas Nahrung im Schnabel in die weiße Saxenwand fliegen sahen. Sofort gingen sie etwas höher in den Wald hinauf, wo sie mit dem Fernrohr eine genaue Einsicht in das Nest nehmen konnten. Der Horst, vielleicht schon Jahrhunderte alt, war wieder mit frischem Lärchenreisig belegt und enthielt einen jungen Adler, welcher noch ganz gelblich war und daher eben erst ausgeschlüpft sein mußte.

Es versteht sich von selbst, daß mein Vater keine Ruhe hatte, bis das Nest ausgenommen war. Ich erbot mich, wiederum die Heldin zu spielen, was er nicht ungern annahm. Nach etlichen Tagen wurde allen denen, welche bei dem Unternehmen gegenwärtig sein wollten, die Botschaft gethan, daß es am elften Juni losgehen werde.

[1] Es ist vielleicht noch nicht länger als 500 oder 600 Jahre her, daß in den höheren Gegenden des Lechthals neben deutsch auch noch romanisch gesprochen wurde; daher die Namen wie Alberschon, alpaccione; Sax, saxum; Parseier, pra de sura; siehe oben S. 72.

Kurze Zeit vorher packte ich meinem Vater auf einige Tage Marende ein, da er versuchen wollte, ob nicht etwa einer oder beide der Alten zu schießen seien. Zu diesem Zwecke nahm er Schiffers Honnus und den alten Forstgehülfen Goldner mit. Schiffers Honnus ist ein recht tüchtiger, noch junger Bursche und guter Schütze, der uns durch seine drolligen Einfälle viel Spaß zu machen pflegt.

Gegen Abend thaten sie sich gütlich in den Sennhütten zu Sax, welche oben auf der Felswand mitten in der wunderschönen Alm zerstreut stehen. Vom frühesten Morgen an aber lagen die drei Schützen auf gespannter Lauer, konnten jedoch ihr Wild nicht erwarten. Mein Vater selbst saß achtzehn Stunden fast ununterbrochen auf dem Rande der Wand, allein vergebens. Der Junge im Nest mußte freilich Hunger haben, denn er versuchte an dem kleinen Vorrath, den die nachlässigen Eltern zurückgelassen, selbst sich etwas zu letzen, aber noch zu matt und schwach, purzelte er immer wieder neben das Aas hin, ohne seinen Zweck zu erreichen.

Endlich brach der Morgen des elften Juni an und um diese Zeit setzte sich auch die Gesellschaft vom Thale aus in Bewegung. Da war nun einmal mein junger Vetter Anton Knittel von Bach dabei, ein tüchtiger, starker Mensch. Auch Albert Stanzacher ging mit uns, obwohl er weit her hatte, zwar ein Lehrer von Profession, aber ein liebenswürdiger kräftiger Bursche, der recht gut Klavier spielt. Die Hauptperson jedoch war David Günther, der alte Oberschützenmeister von Elbigenalp, ein sonderlich wackerer Herr, den wir alle sehr gerne haben, auch von Jugend auf ein guter Freund meines Vaters. Ferner schlossen

sich der Gemeindearzt Dr. Fulterer und mehrere junge Leute dem Zuge an und so ging's lustig durchs Thal hinein. Mein Bruder Hans trug das gewichtige Seil und spielte einige lustige Weisen auf der Mundharmonika, dem üblichen Instrumente, welches die Burschen seines Alters immer mit sich führen. Auf daß ich's recht bequem hätte, nahm Albert mir auch noch den Bündel mit den Hosen und den Schuhen meines Bruders ab. Diese hatte ich mitgenommen, um sie später anzuziehen.

Nach dreistündigem und zuletzt sehr steilem Wege waren wir oben auf der Felsenwand und hörten endlich auch das Angeben (Erwiedern) der Schützen auf unser Juchhezen, doch klang es nicht so fröhlich, als ich mir gedacht hatte. Schiffers Honnus kam gleich auf uns zugelaufen und antwortete endlich auf meine raschen Fragen, daß sie von den alten Adlern leider keinen erlegt hätten. Nun war mir schon eine Hoffnung zu Wasser geworden, denn ich hatte mich ungemein gefreut, wieder einmal recht schöne Adlerfedern zu bekommen, die sich auf den Strohhüten so gut ausnehmen, da sie viel feinern Flaum haben, als die Straußenfedern. Auch mein liebes Väterchen kam durch die Lärchenbäume gewackelt und erzählte mit größtem Eifer, daß ihm trotz achtzehnstündigen Wartens keiner der Alten angeflogen sei, was ihn außerordentlich ärgerte.

Nachdem wir noch ein wenig ausgeruht, beschloß man an das Werk zu gehen. Alle Augen sahen auf mich, ob mir noch wohl ums Herz sei; allein ich verspürte keine Angst. Hatte ich doch schon vor sieben Jahren als fünfzehnjähriges Mädchen den Muth gehabt, am nämlichen Felsen ebenfalls einen Adler auszunehmen, wo ich überdies

zu dem jungen auch noch den alten aufpacken mußte, welchen mein Vater um neun Uhr Abends, also fast bei finsterer Nacht, noch im Nest erschossen hatte. Warum sollte ich nun jetzt nicht hinunter? Freilich war ich mittlerweile etwas schwerer geworden, doch das machte ja nichts! War ja doch ein verlässiges Häuflein junger Bursche dabei, die nicht danach aussahen, als wenn sie mich unten stecken lassen würden.

Nachdem ich nun mein Vorhaben wiederholt zu erkennen gegeben hatte, zog ich mich in die Sennhütte zurück, sprang mit allen Röcken in die Hosen meines Bruders und kam bald als stattlicher Bursche wieder zur Gesellschaft zurück, die sich über meine abenteuerliche Gestalt nicht wenig lustig machte.

Unser alter Oberschützenmeister, der mich schon damals vor sieben Jahren an das Seil befestigt hatte, ließ es sich nicht nehmen, mir diesen Liebesdienst auch diesmal wieder zu erweisen. Er begann das Tau zurecht zu machen und knüpfte mich langsam und bedächtig mit Hülfe anderer Stricke recht fest und sicher in dasselbe ein, wobei er ängstlich Acht hatte, daß es mich nirgends drücken oder schmerzen sollte. Zuletzt griff ich nach meinem zweizinkigen Haken, der mich sowohl vor den unsanften Berührungen des Felsens als auch nöthigenfalls vor den Mordgelüsten der alten Aare schützen sollte.

Und nun war Alles fertig. Der Vater begab sich auf seinen Posten, abwärts im Walde, gegenüber dem Horste, um von dort aus meine Befehle den Anderen zuzurufen, die sie an ihrer Stelle nicht mehr hören konnten. Und der alte lustige Goldner, der für mich heimlich zitterte

ging an einen recht schönen Platz, wo er mich von der Seite herunterschweben sah.

Heimlich ein kurzes Stoßgebetlein murmelnd und den Burschen wohl empfehlend, mich ja recht fest zu halten, was sie mir auch in aller Treue versprachen, brach ich langsam zwischen zwei mächtigen Lärchenbäumen durch, drückte das Gesträuch, das den Saum der Wand verkleidete, auseinander und — grausig kalt wehte der Wind vom Abgrund herauf. Ich schielte hinunter und gewahrte die schreckliche Tiefe, nur weit unten durch eine immer nasse Platte unterbrochen, auf welche das Wasser von der Felsenwand fort und fort eintönig hinunterplätscherte. Unter der Platte zog sich eine schauerlich wüste Schlucht hinab bis an den Thalbach. Da mögen im Winter wohl manche Lawinen hinuntertosen!

Unwillkürlich befühlte ich mich noch einmal, ob ich denn auch recht festgebunden sei und fragte deßhalb, um mich noch mehr zu vergewissern, auch Schiffers Honnus, der mir bis an den Scheitel der Felswand herunter gefolgt war und mit der größten Waghalsigkeit eben nur am Gebüsche sich festhielt. Ich selber sagte Ja auf meine Frage, denn Honnus hörte mich nicht mehr, da es bereits hinunterging am schartigen wüsten Felsen hin, wo ich mich mit meinem Haken tapfer wehren mußte, um nicht an die Wand geschleudert zu werden.

Weiter und immer weiter sank ich hinunter — aber plötzlich erblickte ich eine prachtvolle Steinnelke, die ich sofort pflückte und an meinen Brustlatz steckte. Bald darauf sah ich mich von der überhängenden Felswand ganz entfernt und frei in der Luft schweben. Das Seil fing an,

sich um und um zu drehen, so daß ich, die bisher nur das Gestein vor Augen gehabt, nunmehr mit dem Gesichte willenlos der schrecklich schönen Aussicht zugekehrt wurde. Zwei-, drei-, viermal drehte es mich; endlich glaubte ich dem Horste, den ich jetzt auch zu sehen bekam, gerade gegenüber zu sein und schrie meinem Vater „Halt“ zu, worauf ich mich selbst in schwingende Bewegung zu bringen suchte, um dem Neste näher zu kommen und mich einhaken zu können. Nach einigen vergeblichen Versuchen schien es gelingen zu wollen — schon glaubte ich den Haken im Neste zu haben, schon meinte ich im nächsten Moment den Fuß auf die Klippe zu setzen — allein ich hatte mich getäuscht, denn das Seil reichte nicht so weit und ich mußte wieder ablassen. Wiederum drehte es mich um im Kreise und noch ärger als vorher, denn da ich mich von dem Felsen kräftig abgeschnellt hatte, bekam mein Körper einen neuen Schwung. Ungeduldig rief ich meinem Vater zu, er möchte mir doch mehr Seil geben lassen. Endlich ein starker Ruck und nun war der langersehnte schöne Augenblick gekommen. Ich hakte mich ein, zog mich hin und trat in das Nest. Ich fand den Gesuchten und neben ihm ein halbverzehrtes Lamm. Zuerst nun griff ich mit der einen Hand nach dem jungen Adler, welcher sich schüchtern zu sträuben anfing. Ich kniete nieder und liebkoste ihn. Behutsam holte ich den Waidsack vom Rücken, legte zuerst das angefressene Lamm hinein und deckte dann Reiser darauf, um meinem Pflegling ein weiches Nest zu bereiten. Alsdann beförderte ich diesen selbst hinein, knüpfte zu und stellte den Sack in eine Ecke, um mich nun ungestört über das Bisherige zu freuen.

Ich lehnte mich an den zackigen Felsen, sah in das prachtvolle Thal hinaus und staunte bewundernd diese wilde Schönheit an. Zur linken Hand zog sich das Alberschonerthal gegen das Lechthal hinaus, wo sich die lieben Berge der Heimath zeigten, in deren Schatten mein trautes Vaterhaus seinen bescheidenen Giebel erhebt. Gerade unter mir gähnte der Abgrund und das wüste, zerrissene Thal mit gebrochenen Baumstämmen und Steinblöcken, die wild durcheinander liegen. Der blaue Thalbach windet sich mit seinem fernen, heimlichen Rauschen durch Felsen und Schluchten dahin. Auf einer Alm, die gegenüber liegt, stehen Sennhütten und Heustädel. Rechts hinein verliert sich das wilde, wunderschöne Parseierthal, welches drei prachtvolle Bergspitzen in das wolkenlose Firmament hineinstreckte.

Lange lag ich und träumte in diese schöne und gerade heute so herrliche Natur hinaus. Ich dachte zurück in mein fünfzehntes Jahr, wo ich auch an dieser Stelle gewesen, freilich mit verzagterem Herzen als heute. Wie ein Traum sind mir diese sieben Jahre vorübergegangen. Damals noch ein Kind, hatte ich keine Ahnung, wie mich bald eine unsichtbare Hand von den lieben Eltern und der süßen Heimath fort und in die Fremde, in die weite Welt hinausführen würde, als Schülerin in einer Kunst, die oft den Männern viel zu schwer wird. Doch vertrauend auf das Wort meines alten Lehrers, des geliebten Falgers, der mir eine schöne Zukunft versprach, hab' ichs gewagt. Vier Jahre sind seitdem dahin und gut ist mir's gegangen. Und da ich mich dessen so warm erfreute und dankbar zum Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten aufblickte, so wurde dieser Adlerhorst ein Zeuge des innigsten Gebets.

Endlich hörte ich den Doctor Fulterer von den Sennhütten heraufjohlen. Dieser war nämlich zu bequem gewesen, um mit auf die Felsplatte zu steigen und schaute mir mit dem Perspective von ferne zu. Nun aber versuchte auch ich zu juchzen und hell klang es an den Felsenwänden das Thal entlang und von allen Seiten wurde mir angegeben. Dieß erfüllte mich wieder mit meiner alten Fröhlichkeit. Ich ließ noch einige Juchzer ab und schlug dann einen Kuhreigen an. Nun genug, dachte ich mir, jetzt haben sie wenigstens gehört, daß mir die Angst die Kehle nicht zuschnürt.

Unterdessen sah ich mich noch weiter im Neste um und fand bald eine saubere Platte, wo ich mit dem mitgebrachten Röthel meinen Namen und die Jahrzahl unsers Heils hinschreiben konnte. Nebenbei bemerkte ich auch recht niedliche kleine Farrenkräuter und nahm einige mit als Andenken in mein Kräuteralbum, das von vielen solchen Andenken bereits schön dick wird.

Väterchen schrie nun ganz ungeduldig, ich solle mich wieder hinaufmachen, wozu ich mich denn auch anschickte. Ruhig ließ ich mich mit dem Haken wieder in die Luft hinaus, mußte aber trotzdem wieder die alten Kreise beschreiben. Ich fühlte mich unbehaglich und rief mit lauter Stimme hinauf, sie sollten doch schneller ziehen, aber die Burschen oben hörten mich nicht und bis der Vater es hinaufgerufen und bis die anderen es verstanden hatten, verging eine ziemliche Zeit. Mittlerweile näherte ich mich wieder den Felsenzacken und als das schnellere Ziehen, das ich so sehr gewünscht hatte, endlich sich spüren ließ, wäre es bald mein Unglück geworden, denn die Bursche rissen

mich so ungestüm an den rauhen Schrofen hinauf, daß ich aller meiner Geistesgegenwart bedurfte, um immer „langsam, langsam!" zu rufen und mich vor einem schmerzlichen oder gar gefährlichen Zusammenstoß mit dem Felsen zu bewahren. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen ganz verzweifelt, wobei ich einen großen Steinklumpen los machte, welcher krachend auf die nasse gelbe Platte prallte und polternd in das Thal hinunterrollte. Als mein „langsam!" endlich erhört war, hatte ich dessen nicht mehr nöthig, denn ich war schon bei dem Buschwerke oben an der Felsenzinne angelangt, ließ mich gemüthlich ganz hinaufziehen, schlüpfte an den Lärchenbäumen empor und wäre dem alten Schützenmeister bald um den Hals gefallen, so groß war meine Freude über den glücklichen Verlauf. Ich erlaubte mir aber bei alledem auch, die Burschen tüchtig auszuzanken, zumal meinen ungelehrigen Vetter. Sie aber lachten über mich und fingen lachend an, mich von meinen Unbequemlichkeiten zu befreien, der eine von dem Waidsack mit dem jungen Adler, der andere von den Stricken. Dieses jedoch brachte zuletzt kein anderer zuwege als der alte Schützenmeister mit seiner unverwüstlichen Geduld. Allgemach war auch mein Vater herbeigekommen und ertheilte mir die wohlverdienten Lobsprüche. Am besten aber nahm sich mein alter Goldner aus, der keuchend auf uns zukam und in einem fort fast jammernd ausrief, was das doch schön gewesen wäre, wenn nur alle bei ihm gestanden hätten.

Unterdessen war ich von den hemmenden Stricken frei geworden und noch vergnügter als vorher. Ich weiß wirklich nicht, was sich ein vornehmes, in gestrenger Etikette aufgewachsenes Stadtfräulein wohl gedacht hätte, wenn es

mich damals in der Hose meines Bruders und in dessen Schuhen, dabei aber doch in meinem Brustlatz und den Zöpfen, das Kopftüchel kühn hinaufgebunden, beobachtet hätte, wie ich in der Freude meines Herzens hoch aufjauchzte und hinter einen mächtigen Baum lief, um nach abgelegter Verkleidung als Lechthaler Mädchen wieder vor dem Publikum zu erscheinen!

Mein Vater machte sich unterdessen mit dem jungen Adler zu schaffen, holte ihn aus seinem Sacke heraus, schnitt das halbverzehrte Lamm zu handsamen Bröcklein und war väterlich besorgt, sie dem hungernden Kleinen einzubringen, was auch leicht von Statten ging, denn der junge Aar bemächtigte sich der dargebotenen Nahrung mit unverkennbarem Appetite und zeigte auch sonst keine Verlegenheit. Darauf wurde der glorreich errungenen Beute ein bequemes Bettchen zugerichtet und Bruder Hans lud die theure Last auf seine Schultern, um sie heimzutragen.

Als alles in Ordnung war, setzte sich die Gesellschaft wieder in Bewegung. Ich freute mich fort und fort über das gelungene Wagstück und sprang juchzend und jodelnd den steilen Abhang hinunter. Am Fuße der Höhe liegt die Alpe Seele, die schon mit Vieh besetzt war und daher Aussicht auf gute Milch eröffnete. Dort angekommen, eilte ich sogleich zu der alten gutmüthigen Sennin, um für meine Mannschaft Trank zu holen. Bereitwillig, ja voller Freude, kam das alte Weiblein mit dem größten Stotzen voll Milch vor die Hütte. Hier versammelte ich die Gefährten um einen großen Stein und bewirthete sie nach Möglichkeit, indem ich das mitgebrachte Weißbrod spen-

dirte, welches in die prächtige, fette Alpenmilch eingebrockt den hungrigen und durstigen Burschen unübertrefflich schmeckte.

Während dann die Jungen ihr Pfeifchen rauchten, plauderte ich in der Hütte mit der guten Alten, welche die hellen Zähren weinte, indem sie mir erzählte, sie wäre mit ihrer Kuhheerde eben am andern Berg „hinaufgefahren" auf die Weide, als unser Zug die Felsenwand erstieg. Sie habe aber nichts mehr sehen können, weil ihre Augen zu schwach seien. Allein, als sie meine helle Stimme habe juchzen hören, da habe sie geweint und gebetet, unser lieber Herr Gott möge doch die brave liebe Nanna gesund erhalten. Die gute Alte sagte mir eine Schönheit nach der andern, bis ich mich ihrem Redefluß entzog, um draußen meine Begleiter aus ihrer Ruhe aufzurütteln; denn die Männer, nunmehr ohne Sorgen wie sie waren, sahen nicht über den Parseirer Bergen die dunkeln Wolken aufsteigen, die unserer schönen Partie ein recht nasses Ende zu bereiten drohten.

Eilig und schon im Gehen sammelte ich für jeden der Genossen noch einen Strauß auf den Hut. Der alte liebe Schützenmeister bekam schönes langes Farnkraut mit einer Zugabe von Alpenrosen, deren sich keiner der anderen zu erfreuen hatte. Den sanften Albert aber zeichnete ich dadurch aus, daß ich ihm seinen Bergstock nahm, denn meine Schuhe drückten mich ganz erbärmlich und es stand mir nicht mehr ferne, in Socken oder gar barfuß nach Hause gehen zu müssen.

Doch das hinderte mich nicht, in fröhlichster Laune vom Seele abzuziehen. Wieder blies Bruder Hans im Tacte

auf der Harmonica, und so marschirten wir eiligen Schrittes thalauswärts; denn die Sonne war bereits hinter die Berge gegangen und wir hatten noch drei Stunden Weges zurückzulegen.

Und wirklich kam nach einstündiger Wanderung das Unwetter auch schon daher. Meine groben Schuhe hatte ich schon lange ausgezogen und wandelte nun vorsichtig, die spitzigen Steine vermeidend, am Arme des gutmüthigen Albert den schmalen Weg der Tugend, nämlich den Alpenweg heraus, der freilich nicht für meine verwöhnten Sohlen hergerichtet war. O, vor sieben Jahren ging das ganz anders dahin! Barfuß über Stock und Stein zu galopiren war mir wildem Mädchen damals ein Specialvergnügen! Aber alles auf der Welt hat sein Ende! —

Nunmehr aber regnete es aus allen Fenstern des Himmels, was uns auf die Länge sehr beschwerlich wurde. Durch und durch naß, gebeugt an Leib und Seele, erreichten wir nach zweistündiger Wanderung das Wirthshaus an der Länd. Damit war aber auch wieder geholfen — zuerst Bier für den Durst, dann Wein für den Humor, das spendete sich jeder in reichlichem Maße. Bald thauten die erstarrten Geister wieder auf; die Gläser klangen und jubelnd ließen wir alle Gemsen- und Adlerjäger, namentlich aber die Jägerinnen leben.

Als wir wieder aufgebrochen waren und an dem Häuslein des Dorfschulmeisterleins vorüber kamen, erinnerten wir uns, daß selber ein Klavier besitze. Und alsbald brachen wir, naß wie wir waren, in das Stüblein des Lehrers ein und thaten, als wenn wir da zu Hause wären. Der sanfte Albert ließ sofort einige Accorde erschallen und

spielte dann einen herzbethörenden Walzer, der so ergreifend war, daß der alte lustige Schützenmeister, ganz ergriffen, mich ergriff und die üblichen drei Tänze tadellos heruntertanzte, was dem alten Manne gar Niemand hätte zutrauen sollen. Das Schulmeisterlein war leider nicht zu Hause, hätte aber, wenn anwesend, an unserer Fröhlichkeit gewiß seine lautere Freude gehabt.

Doch war auch hier unseres Bleibens nicht, vielmehr zogen wir durch Schmutz und Wasser und unter strömendem Regen, jedoch in bester Laune weiter und weiter und erreichten endlich auch unser liebes Untergieblen und bald darauf unser Häuschen, aus welchem die theuere Mutter sorgend uns entgegenkam, um uns, als sie alle wohlbehalten wieder sah, mit herzlichster Freude zu begrüßen. Nachdem sich die anderen zur Rast gesetzt, bereitete ich mit Schwester Therese einen duftenden Kaffee, und bald dampften zwei mächtige Töpfe dieses erwärmenden Getränkes mitten unter den Tellern, welche Butter und Käse und unser kräftiges Hausbrod zum Genusse boten.

Nachdem dieser Imbiß, der allen trefflich schmeckte, eingenommen war, begaben sich die anderen, die nicht zum Hause gehörten, in ihre Wohnungen, wir aber und Albert, der unser Gast war, setzten uns auf die Sommerbank vor die Hausthüre. Da es wieder schön Wetter geworden, kamen auch die Nachbarn zu unserer Plauderei. Wir sprachen von dem erlebten fröhlichen Tage und gingen erst auseinander, als die alte hölzerne Wanduhr in der Stube zwölf Uhr schlug.

Nun suchte auch ich mein Lager auf, konnte aber lange nicht einschlafen, denn so oft ich drum und dran war, kam

mir immer vor, ich hinge wieder am Seile über dem Abgrunde. Bald flog der alte Adler heran, um mir sein Kind abzujagen — ich wehrte mich verzweifelt mit dem Haken und schlug mit dem Arme — an die Wand. — Ich erwachte, um wieder einzuschlafen und gar noch den Strick zerreißen zu sehen. Ich fiel und fiel immer weiter in die Tiefe, ein jäher Schmerz durchzuckte meine Glieder — ich fiel auf und war — im Bette. Endlich aber siegte doch meine Müdigkeit, und ich schlief bis tief in den Morgen hinein, bis mir die Sonne endlich ins Gesicht schien und mich weckte. [1] —

[1] Das Annele lebt jetzt als Frau Gypsformator Stainer in angenehmen Verhältnissen zu Innsbruck.

VIII.

Chronik von Achenthal.

Nach urkundlichen Quellen von Sebastian Ruf. Innsbruck. Druck und Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung, 1865.

1865.

Das Achenthal liegt bekanntlich im Norden der Grafschaft Tirol, zwischen Tegernsee und Schwaz, und wurde früher von allen Jenen begangen, welche auf dem kürzesten Wege von München nach Innsbruck oder von Innsbruck nach München gelangen wollten. Jetzt hat sich diese Art von Wanderern hier so ziemlich verloren, da sie kürzer und bequemer mit der Eisenbahn dahinfahren. So ist denn gerade dieses Thal wieder in jene friedliche Ruhe und glückliche Einsamkeit zurückgefallen, [1] die jetzt von weltscheuen Naturfreunden desto mehr gesucht wird, je seltener sie zu finden ist. Eben deßwegen ist der gegenwärtige Augenblick sehr geeignet, eine Chronik desselben erscheinen zu lassen;

[1] Ob diese Bemerkung im Jahre 1865 richtig gewesen, mag dahin gestellt bleiben; seitdem aber das Achenthal, die Scholastica, die Pertisau, Rainers Seehof u. s. w. sich eines stets wachsenden Besuches erfreuen, ist sie gewiß nicht mehr haltbar.

der stille Thalgast wird sie jetzt viel ungestörter lesen können als vordem.

Der Verfasser des Büchleins, dessen Titel wir oben aufgestellt, ist ein geistreicher und witziger Priester, Capellan am Irrenhause zu Hall, der früher verschiedene tiefsinnige Schriften über psychische Zustände herausgegeben hat, in neuerer Zeit aber sich lieber mit der Localgeschichte des untern Innthales befaßt, die bisher noch nicht viel cultivirt wurde. Sonderbar ist es allerdings, aber vielleicht aus priesterlicher Entsagung zu erklären, daß der Herr Capellan von seinem Geiste und seinem Witze gar nichts in seine Chronik träufelte, sondern diese so trocken darzustellen beliebte, daß ihm einst seine platonische Freundin, Frau Weingastgeberin Uhrich zu Hall, die Langweile seiner Geschichtschreibung vor ihrem ganzen Publicum vorwerfen konnte, ohne Widerspruch befürchten zu dürfen.

Aus dem hohen oder grauen Alterthum weiß der Verfasser übrigens nicht ein Wörtchen mitzutheilen. Zur Zeit der Hunnen und Gothen, auch zu Zeit der Agilolfinger und der Karolinger wird das Achenthal nicht erwähnt. Die Heerstraße ging damals den Inn entlang, und die Seitenthäler, die da rechts und links im Hochgebirge liegen, waren wohl alle noch von düsterem Urwald bedeckt. Doch geben die vielen romanischen Ortsnamen, die sich da finden, [1] deutlich zu verstehen, daß hier dazumal sich nicht allein Bären, Wölfe, Gemsen, Steinböcke und anderes Wild, sondern auch ladinische Fischer und Hirten auf-

[1] S. Herbsttage in Tirol S. 250 und Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage I. S. 157. 256. Daß dieß im Lechthal ebenso gewesen, haben wir oben S. 128 erwähnt.

hielten, die ihre Sprache wohl noch weit in die deutsche Zeit hinein bewahrt haben. Zum erstenmale im Jahre 1112 erscheint diese Gegend in einer Urkunde, wo die edlen Ritter Dietrich und Gerwin von Schlitters, deren Burg im Zillerthale stand, das ganze Thal, das damals nur etliche Ansiedelungen zählte, dem Kloster St. Georgenberg schenkten, welches nicht weit davon in einer Schlucht des Innthales lag. Eine andere wichtige Zeit für die Landschaft war das Jahr 1320, wo ein leidlicher Saumweg eröffnet wurde, um die Verbindung zwischen Bayern und Tirol auch in dieser Gegend herzustellen. Von da an wurde die einsame Berggegend viel wegsamer und lebendiger. Schon Herzog Friedrich mit der leeren Tasche von Tirol († 1439) ging oftmals auf Waidwerk in das Achenthal, doch trieb er seine Lust noch einfach und ohne weitere Vorkehrung, ohne Aufwand und Prunk. Sein Sohn Herzog Sigmund ließ dagegen schon ein großes Fischerhaus am Ufer des Sees erbauen und selbes für sich und sein Gefolge fürstlich einrichten. Dieser fröhliche Landesherr erschien da oft mit den Herren und Frauen von Innsbruck und Hall, mit Jägern, Fischern und Hunden, und suchte seine Kurzweil in den Wäldern und den Almen sowohl, als auf dem tiefen blauen See.

Auch Kaiser Max war dem Thale sehr wohlgewogen, und einmal, am St. Veitstag 1501, ließ er gar die hispanischen und venetianischen Botschafter, welche ihn zu Innsbruck gesucht, hierherauf bescheiden und gab ihnen eine Hirsch- und Bärenjagd zum Besten, wie sie vielleicht noch nie eine gesehen hatten. Bald nach seiner Zeit wurde das Achenthal aber noch zugänglicher als bisher, da man

den Weg, der hindurchführte, mit muthiger Besiegung unzähliger Hindernisse neu herstellte, erweiterte und, wie es scheint, fahrbar machte. Alsbald errichteten die Achenthaler um ihre Kirche herum auch mehrere Wirthshäuser, um der Welt zu zeigen, daß ihnen der Sinn für Gastlichkeit keineswegs gebreche. Allein alsofort erfahren wir auch, daß die Sitteneinfalt des Thales, seine Anspruchslosigkeit und seine Mäßigkeit ins Gedränge kamen. In denselben Jahren, nämlich 1533, richteten die regierenden Herren zu Innsbruck deßhalb ein Schreiben an den Pfleger zu Rottenburg, dem die Landschaft untergeben war, und entboten ihm, sogleich hinaufzureiten und ein Einsehen zu nehmen, ob die Wirthe daselbst, wie verlaute, die durchreisenden Gäste wirklich mit ungebührlichen Zehrungen beschweren und in ihren Häusern nächtliche Spiele und andere ungeziemende Sachen gestatten. Nebenbei wurde auch viel Wilddieberei getrieben. Insbesondere erhob sich jeweils nach dem Tode eines Landesfürsten großes Geschrei, es sei eine altehrwürdige Landesfreiheit der gefürsteten Grafschaft Tirol, daß jedesmal nach solchem Sterbefall die Bauern das Wild nach Herzenslust schießen dürften, bis es wieder neuerdings verboten werde. Auch in diesen Stücken hat sich aber die Welt dort drinnen gebessert. Die modernen Achenthaler können sich, was Unarten und moralische Schäden, vielmehr den Mangel an solchen betrifft, mit fröhlichem Selbstbewußtsein neben ihre Ahnen stellen. Wenn auch die Gemsen und Rehe jetzt ihrem vertragsmäßigen Eigenthümer noch nicht ganz ungestört überlassen bleiben, so hört man doch von den ungebührlichen Zehrungen heutzutage nichts mehr, viel weniger von nächt-

lichen Spielen und anderen Unziemlichkeiten. Allenthalben herrscht Fleiß, Frömmigkeit und Einfalt. Dieses rührt wohl daher, daß jetzt die Zeiten viel knapper sind als dazumal, wo in Tirol großer Reichthum und ansehnliche Leichtfertigkeit herrschte; es führt aber auch zu dem sonderbaren Ergebniß, daß die Einfachheit der Sitten, die wir so gerne für ursprünglich halten und geradezu aus der Urwelt stammen lassen, oft doch nur aus dem Verfall früherer Ueppigkeit hervorgehe, daß die stille, fromme Einfalt in den Alpenthälern immer wieder, aber nur dann wieder einkehre, wenn die Mittel zu hellenischer Lebensherrlichkeit ausgehen.

Aber alle Ergötzlichkeiten, die die Achenthaler bis dahin gesehen und erlebt, waren noch gar nichts gegen die Belustigungen, welche Erzherzog Ferdinand einführte, der Gemahl der schönen Philippine Welser, der vielgefeierte Stifter der Ambraser Sammlung († 1595). Er ließ in der Pertisau für seine Leute ein großes Jägerhaus, für sich und die Gattin aber ein schönes Lusthaus erbauen, auf dem See neue Schiffe zimmern, und da ihm die Kunst der Achenthaler nicht genügte, rief er den wälschen Meister Gregori aus Venedig herbei, der ihm eine Galeere herstellen mußte mit Segeln und Ruderbänken, die auch „mit Panieren, Säulen und allerlei Gmäl trefflich wohl verzieret war.“ Hier, in der grünen Pertisau, erschienen dann immer die vornehmsten Gäste, die Vettern und Basen aus Oesterreich und Steiermark, wie vom bayerischen Hofe und ergötzten sich in aller Kurzweil auf dem Wasser und zu Land, mit Schifffahrt, Fischzügen, Berg- und Seejagden.

Auch Ferdinands Nachfolger auf dem tirolischen Throne

behielten seine Liebe für das schöne Achenthal im Herzen, und der Geschichtschreiber desselben weiß auch später von Hofjagden zu erzählen, deren heiterer Lärm die hohen Bergwände widerhallen machte. Aber mit der Zeit verging auch dieses muntre Leben. Im Jahre 1652 kam der Hof von Innsbruck zum letztenmale zur Waidmannslust in das stille Thal. Bald danach konnte von solchen Erheiterungen umsoweniger mehr die Rede sein, als die tirolische Seitenlinie des Hauses Habsburg mit Sigmund Franz im Jahre 1665 ausgestorben war.

Von da an gibt es nichts mehr zu erzählen von dem hohen Leben der Fürsten; die letzten zwei Jahrhunderte bieten fast nur wenig interessante Mittheilungen über vielfältige Streitigkeiten, die zwischen dem Kloster Georgenberg — jetzt nach Fiecht verlegt — und verschiedenen Laienherren über Jagd- und Holzrechte entstanden, jeweils zur Noth geschlichtet wurden und dann von vorne anfingen. Die wälschen Galeeren brachen auseinander, die Lust- und Jagdhäuser geriethen in Verfall und verschwanden von dem Erdboden, bis erst in neuester Zeit der hochwürdige Abt von Fiecht in der Pertisau ein neues Fürstenhaus zur gastlichen Pilgerherberge erbaute.

Am unteren Ende des Sees blühte dagegen seit längerer Zeit schon der frommen Scholastika ehrsames Gasthaus, welches einen neuen, fast akademisch zu nennenden Aufschwung nahm, seit Dr. Johannes Schuler, der einst in der Paulskirche gesessen und nachher Professor zu Innsbruck war, vom Jahre 1838 an dort seine herbstliche Muße zu verbringen begann. Bald folgten ihm die Dichter und Gelehrten von Innsbruck, bald auch erschienen die geistes-

verwandten Freunde aus Bayern und dem Reiche. Oefter war es, als wenn das damals noch kleine Häuschen von lauter Celebritäten bersten sollte; doch ertrugen die biederen Männer das leibliche Ungemach immer gerne um des geistigen Gewinnes willen, den ihnen die gegenseitige Unterhaltung bot. Namentlich die Weltweisheit wurde viel besprochen, da Schuler selbst, dann der früh verstorbene Schönach, der poetische Flir, sowie der tiefsinnige Verfasser der Chronika den Gang des menschlichen Denkens von Erschaffung der Welt bis auf ihre Zeiten spürsam verfolgt hatten. So war im Achenthal auf die längst verschollene Aera der Fürsten das Zeitalter der Philosophen gefolgt, was zwar weniger laut und lärmend, aber für die Entwicklung des tirolischen Geistes vielleicht segensreicher war als alle die ehemaligen Lustfahrten, Fischerstechen und Bärenjagden der großen Herren. Um so auffallender möchte es erscheinen, daß der umsichtige Verfasser die Fuchs- und Bärenpürsche früherer Tage mit viel mehr Liebe behandelt, als die Ideenjagd, die in unserer Zeit durch das Achenthal sauste und an der er selbst so schneidigen Antheil nahm. Wir hoffen, er werde den Fehler noch in diesem Leben gutmachen. Wir möchten ihm unmaßgeblichst vorschlagen, in Erinnerung an die berühmten Caniculares seines Landsmanns, des Freiherrn Jakob Andrä von Brandis, die „Hundstage am Achensee“ zu schreiben. Er wird dabei reichliche Gelegenheit finden, nicht allein den Poeten und Philosophen, den geistreichen Diotimen und Aspasien von Innsbruck, sondern auch den unscheinbaren Gästen aus dem Reiche etwas mehr gerecht zu werden.

IX.

Die Walser und die Walchen.[1]

1867.

Allmählich beginnt einige ethnologische Bildung auch unter die Touristen zu fahren oder vielmehr sie fangen wenigstens an, die Ersprießlichkeit derselben zu ahnen, Früherhin faßte der große Troß eigentlich nur Wasserfälle. Gipfelsichten und Table d'Hôten ins Auge und gab sich auch nur mit Führern, Wirthen und niedlichen Schenkmädchen ab, während die Auserwählten, die Blumen- Stein- und Käferfexen, wie man sie in Süddeutschland nennt, oder die Botaniker, Geognosten und Entomologen, wie sie in ihrer Sprache heißen, sich eigentlich allein als die Wahren, als die Propheten und Martyrer der Wissenschaft betrachteten, welche das ausschließliche Recht hätten, ihre Reisetage, oft etwas unschmackhaft, zu Papier zu bringen und damit die Weltliteratur zu bereichern. Menschenfexen, d. h. solche Leute, denen auch Race, Abstammung, Geschichte, Sitten, Sagen, Sprache der Bewanderten irgend beachtenswerth erschienen, die ein Cyclamen

1 Mit Beziehung auf „die Alpenpässe und ihre Hüter" in Nr. 23 des „Auslands" 1867. Erschienen im „Ausland", 1867. Nr. 34.

europäum, einen Johanniskäfer oder den berühmten Melamphyr nicht für wichtiger hielten, als ein ganzes Thal voll Grödnern, Walsern oder Engadeinern, solche Leute fanden sich bisher nur wenige und vor dem großen Lärm, den die Naturforscher machten, konnten sie eigentlich auch kaum zu Worte kommen. Sie begnügten sich daher geräuschlos fortzuarbeiten, und wenn die Mittheilungen, welche ihre vornehmern Kameraden über die angetroffenen Menschengeschlechter zum Besten gaben, mitunter etwas mißlich ausfielen, so pflegten sie wohl ebenso milde zu lächeln, als es vielleicht die Naturforscher thaten, wenn der Ethnologe sich in den Irrgarten der Blumen- Stein- und Käferwelt hinein verloren hatte.

Also, wie gesagt, zum scientifischen Reisegepäck des Touristen, wie er sein soll, gehören jetzt bereits auch einige ethnologische Notizen, und es ist vielleicht nicht der letzte Zweck dieser Blätter, eine solche Ausrüstung mehr und mehr zu vervollständigen und wasserdicht zu machen. Als einen Anlauf nach diesem Ziele betrachten wir auch den lesenswerthen Aufsatz über „die Alpenpässe und ihre Hüter," welcher in Nr. 23 dieses Jahrgangs zu finden ist. Derselbe verdankt seinen Ursprung zugestandenermaßen einer Dame, welche auch mehrere der einschlägigen Gegenden besucht zu haben scheint. Es ist nun allerdings sehr liebenswürdig und dankenswerth, wenn auch das schönere Geschlecht das, was es bei seinen Völkerstudien erfahren und gelernt hat, mit zarten Händen auszustreuen und damit Andere zu belehren sucht; allein wünschenswerth wird es in solchem Falle immer bleiben, daß die Frauen auch die Ergebnisse, welche die Männer in diesem Fache

zu Tage gefördert haben, nicht gänzlich ignoriren und zu Tode schweigen, sondern den Vorgängern das Bischen Ehre gönnen, das man sich heutiges Tages mit solchen Forschungen verdienen kann.

Die Verfasserin hat sich zunächst die Walser zum Gegenstand ihrer Besprechung gewählt. Die beiden Wegweiser und Führer in die Ethnologie und Geschichte der Walser sind aber der früh verstorbene Albert Schott, weiland zu Stuttgart wohnhaft, und der kaiserliche Rath und Custos Joseph Bergmann zu Wien. Ersterer schrieb einmal „die deutschen Colonien in Piemont“ (Stuttgart und Tübingen 1842), letzterer die „Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg“ (Wien bei Karl Gerold 1844).[1] Wir können nicht mit Bestimmtheit versichern, ob die Verfasserin diese von ihr nicht citirten Schriften unmittelbar benützt habe oder ob ihr die Ergebnisse, welche jene Forscher hergestellt, mittelbar zugekommen seien, jedenfalls aber haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß alle ihre Mittheilungen zuverlässig sind, so weit sie mit jenen Ergebnissen übereinstimmen, aber sehr bedenklich und gewagt, wo die Forscherin auf eigenen Füßchen wandelt und sich den eigenen Intuitionen überläßt.

Die wahre und richtige Geschichte der Walser ist in ihren allgemeinen Umrissen bald erzählt und lautet ungefähr wie folgt: Es war im dreizehnten Jahrhundert, als sich im Lande Wallis an der Rhone, dessen Einwohner

[1] Vgl. auch dessen Beiträge zur kritischen Geschichte Vorarlbergs 2c. im IV. Bande der Denkschriften der philosophisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1853.

burgundischen Stammes sind, viel Streit, Unfrieden und Noth erhob. Des Jammers überdrüssig griff ein guter Theil des Volkes zum Wanderstabe, ging über die Berge und kam nach Hohenrhätien, wo jetzt Graubünden liegt. Dortselbst war damals ein mächtiges Geschlecht, die Freiherrn von Vaz, welche sie freundlich aufnahmen und ihnen das triftenreiche Thal Davos mit vielen Freiheiten zu Lehen gaben. (Daß aber das Thal Davos damals nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, eine unbewohnte Wüstenei gewesen, geht schon aus den vielen romanischen Ortsnamen hervor, welche dort gefunden werden und die jedenfalls vor dieser Einwanderung schon vorhanden waren).[1] Man nannte diese Fremdlinge Walliser, aus keinem andern Grunde, als weil sie aus dem Wallis gekommen waren. Außerdem aber ließen sich die Walser noch im Savienthale und an andern Orten Hohenrhätiens nieder. Und von den Davoser Triften verbreiteten sie sich noch in allerlei nahgelegenes Land, so z. B. in die Gegenden am Rhein, wo der Abt von Pfäfers gebot, und dann zumal in die Herrschaften der Grafen von Montfort, wo jetzt Vorarlberg liegt. Dort setzten sie sich im grünen Thale Montavon, auf der freien Höhe von Laterns, im Schrecken, auf dem Tamberg und in den beiden Thälern zur Ruhe, welche jetzt noch von ihnen den Namen tragen. Damit war der Hauptsache nach ihre Wanderung zu Ende, ins Flachland hinaus sind sie niemals vorgedrungen — nur nach Tirol hinein erlaubten sie sich einen kleinen Abstecher,

[1] So z. B. Laret von larectum, Lärchenwald, Glaris von glaries, Pl. von glarea, Gries, Spina, Flüela von valluola, Thälchen, Glavadeel wahrscheinlich von col de vitello u. s. w.

nämlich nach dem winterlichen Galtür (Cultura), welches hoch oben am rauhen Anfang des nachbarlichen Paznauner Thales liegt.

Die Verfasserin scheint diese kanonische Geschichte der Walser zu kennen, allein sie hat sie sehr wenig zu Rathe gezogen und dafür allerlei apokryphe Erzählungen zu Hülfe genommen, welche den Werth ihrer Mittheilungen empfindlich beeinträchtigen. So sagt sie z. B., von dem Reiche sprechend, welches die Burgunder in Gallien gegründet: „Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts wurde dieses Königreich durch die Franken zerstört, die in ihrer Feindschaft gegen die duldsameren arianischen Burgunder durch den katholischen Klerus bestärkt wurden. Nach der Schlacht bei Zülpich (496), welche den völligen Untergang der Burgundionen besiegelte, mag es geschehen sein, daß ein großer Theil derselben weiter ostwärts in die Alpen zog, wo der arianische Gothenkönig Theodorich oder Dietrich von Bern, einer der Helden deutscher Sage, ihnen Wohnplätze angewiesen und als seinen Wehrmannen die Hut der Gebirgspässe übergeben haben soll."

Aber dieser hypothetische Satz wird sich nicht einmal wahrscheinlich machen lassen, denn leider waren die Burgunden in der Schlacht bei Zülpich gar nicht dabei und es wurde daselbst ihr Untergang so wenig besiegelt, daß sie vielmehr noch längere Zeit unter eigenen Königen fortflorirten. Die ganze Annahme beruht auf einer Verwechslung mit den Alemannen, die aber eben mit den Burgunden nicht verwechselt werden dürfen, weil ihre Geschichte einen ganz andern Verlauf hatte. Ebenso hat man guten Grund zu bezweifeln, ob die Franken in ihrer Feindschaft

gegen die Burgunden durch ihren katholischen Klerus aus Sectenhaß bestärkt worden seien, denn die gleichzeitigen Geschichtschreiber Orosius und Sokrates, welche der Verfasserin sicherlich nicht unbekannt geblieben, bezeugen ausdrücklich, daß die Burgunden aus dem Heidenthum nicht erst zum arianischen, sondern sofort zum katholischen Glaubensbekenntnisse übergetreten seien. Jene wenigen Leser, welche über das Gelesene etwas nachzudenken pflegen, werden überhaupt viele Mühe haben, diesen Satz mit dem nächsten, der von der Schlacht bei Zülpich handelt, in einen logischen Zusammenhang zu bringen. Im ersteren wird nämlich das Königreich der Burgunden gegen Ende des sechsten Jahrhunderts (also sagen wir um 596?) durch die Franken zerstört, und aus dem zweiten lernen wir, daß die Schlacht bei Zülpich um 496 ihren völligen Untergang besiegelte. Daß ein Königreich, welches schon um 496 völlig untergegangen, noch hundert Jahre später zerstört werden konnte, ist wahrhaftig eine stylistische Merkwürdigkeit. Um einiges Licht in diese Dunkelheit zu bringen, wollen wir nur bemerken, daß das Reich der Burgunden weder 496 noch 596, sondern 534 zerstört wurde.

Doch hören wir weiter:

„Diese burgundionischen Walser dehnten ihre Niederlassungen zu beiden Seiten der Hochalpen aus und wir finden ihre Spuren auf dem Wege nach Marseille in dem Flecken Vals im Departement de l'Ardèche, ja sogar in einem Dorfe dieses Namens zwischen Toulouse und Foix im Departement de l'Ariège."

Der Name Walliser kommt allerdings von valles, Thäler, aber deßwegen ist es doch nicht rathsam, bei jeder

vallis an die Walliser zu denken, ebensowenig als bei jeder Altenburg, Neuenburg, Rothenburg, Weißenburg, Nymphenburg an die Burgunden oder bei Rothenwand, Maienwand, Engelswand an die Wandalen. Der Ortsname Vals, Thäler, kommt in Frankreich gewiß noch viel häufiger vor, wie er auch in Graubünden und Tirol sich öfter findet, aber es wäre lächerlich, wenn man annehmen wollte, daß die Romanen in Frankreich und jene in Hohenrhätien auf die späte Ankunft der Walser gewartet, um ihre Thäler valles zu benennen.

Auch die Aufschlüsse, welche die Verfasserin über die weiteren Odysseen dieser Walliser gibt, sind eine sehr bedenkliche Ausdehnung unseres Wissens. „Diesseits der Berner und der Glarner Alpen," wo sie dieselben zu finden glaubt, hat man die Walser, so viel uns bekannt, bisher noch nie gefunden. Ebenso wenig in Samnaun und im Kaunserthal, noch weniger „von dem centralen Gebirgsstocke des Oetzthales bis unterhalb Innsbruck" — am allerwenigsten, wie sie wissen will, im Vinschgau, in Passeyer, Ulten oder gar im wälschen Nonsberge (Val di Non).

Alle diese Angaben, wie auch z. B. jene, daß die Ortsnamen Sans, Lans, in der Schmitten, an der Matten, die Flußnamen Lüs oder Lys, welche vom Monterosa bis in die Tirolerberge (wo?) häufig auftreten sollen, eine Verwandtschaft mit den Walsern bezeugen, alle diese Hypothesen, welche zwar behauptet, aber nicht erwiesen werden können, machen weder dem Namen der Verfasserin Unehre, noch werden sie große Störungen in der Wissenschaft hervorbringen, denn der Leichtgläubige, der etwa

auf solchen Spuren den Walsern nachzugehen unternimmt, wird sie eben nicht finden, wie es in solchen Dingen öfter vorkommt — allein ein wahrer Engelsturz aus dem Himmel einer allerdings nicht sehr festgemauerten Gelehrsamkeit in die irdische Ignoranz des unwissendsten Laien ist es, wenn der mehrerwähnte Aufsatz die Walser und die Walchen zusammenstellt und sie für identisch hält. Es heißt dort nämlich: „In der Gegend von Salzburg deuten der Ort Straßwalchen, der Wallersee im Pinzgau, das Dorf Lend und Walchen auf sie (die Walser) hin." Das Dorf Lend (Lände), dem wir seine Walserische Physiognomie durchaus nicht ansehen können, wollen wir hier unberührt lassen und nur bemerken, daß im Pinzgau zwar ein Zeller-, aber kein Wallersee sich befindet, sonst aber sind wir der Meinung, daß die Walser und die Walchen ebenso wenig etymologischen Zusammenhang haben, als die Gallier in Gallien und die Gallas in Abessinien. Es steht nichts so fest in der Ethnologie, als daß die Walser immer Deutsche, die Walchen immer Lateiner oder wenigstens nie Germanen gewesen sind. Es weiß auch sonst jedermann, daß die Deutschen in alten Zeiten die fremden Nachbarvölker Walah nannten, wovon das Adjectivum walahisc stammt, welches unser jetziges wälsch ist. Daher kommt der Name des Fürstenthums Wales in England, der der Wallonen und der Walachen; daher auch am ganzen Gränzsaume von Dünkirchen bis nach Ungarn hinab überall Ortsnamen, die mit Walch, Walchen, Wallen, Wälsch zusammengesetzt sind. Der Wallersee, der sich zwar nicht im Pinzgau findet, liegt dafür unterhalb Salzburg; ein Walchsee kömmt uns bei Kufstein, ein Walchensee und

ein Walgau zwischen Partenkirchen und Tölz entgegen. Der Walchendörfer Hauptnest ist aber eigentlich nicht im Pinzgau bei Walchen, auch nicht unterhalb Salzburg bei Straßwalchen zu suchen, sondern es findet sich an der bayerischen Traun bei Traunstein, wo Katzwalchen, Traunwalchen, Lützelwalchen, Oberwalchen, Reitwalchen, Walchenberg jetzt noch an die Tributales und Provinciales Romani erinnern, deren die Urkunden des achten Jahrhunderts hier und um Salzburg noch gedenken. Wie man diese längst verschollenen Romanen im Chiemgau und an der Salzach mit den burgundischen Walsern verwechseln mochte, ist um so unbegreiflicher, als ja, wie gesagt, jene Ueberbleibsel der ehemaligen Weltherrscher und zwar gerade in ihrem Verschwinden noch vor den Zeiten der Karolinger erwähnt werden, die Walser aber diesseits des Rhonegletschers als Schützlinge der Freiherrn von Vaz erst im dreizehnten Jahrhundert vorkommen, so daß also von dem Augenblicke, wo der letzte Walche an der Traun oder Salzach die müden Augen schloß, bis zu dem Tage, wo der erste Walliser den Wiesenplan von Davos betrat, wohl fünfhundert Jahre verlaufen sind.

Die Frage, ob die Saracenen, wie der Aufsatz behauptet, sich einmal in Helvetien häuslich niedergelassen haben und ob aus ihrer Sprache Ortsnamen übrig geblieben sind, können wir der Gelehrsamkeit der Schweiz anheimgeben — nur weil die Verfasserin ihre lüsternen Augen bei dieser Gelegenheit bis ins tirolische Lechthal streifen läßt und auch dort arabische Namen gefunden zu haben glaubt, wollen wir bemerken, daß das anlautende Al in Almajur und in Alpeil nicht dasselbe ist, wie in Alkoran

und Alchemie, sondern daß Almajur von einem romanischen alpe major und Alpeil von alpella, „Aelpele," herkommt.

Die Frage: ob die ernsten und schweren Forscher unserer Zeit sich solche Forscherinnen, wie die Verfasserin jenes Aufsatzes, an die Seite wünschen und von ihrer Beihülfe viele Förderung erwarten, möchte wohl eher zu verneinen als zu bejahen sein. Literarische Kräfte, wie diese, gehören eher zum leichten Fußvolk, zu den heitern Voltigeurs, die über alle Hindernisse weghüpfen, zu jener Gattung, welche jetzt mit löblichem Streben die Wissenschaften, zumal in den illustrirten Blättern, zu popularisiren sucht. Mit ihrer in der Pflege der weiblichen Arbeiten erworbenen Feinheit des Federzugs können die Damen wohl auch auf diesem Felde sehr nützlich wirken, nur sollten sie, ehe sie an einen neuen Artikel gehen, sich immer die Frage vorlegen, ob sie von dem Wissenszweig, den sie popularisiren wollen, etwas, wenig oder nichts verstehen. Wenn nun aber letzteres der Fall ist, so wäre ihnen jeweils nachdrücklichst zu rathen, daß sie die wissenschaftliche Feder fallen lassen und den Lesedurst des gespannten Publikums lieber durch Landschafts-, Reise- oder Sittenschilderungen zu löschen suchen. Bei solchen ungefährlichen Unternehmungen ist wenig zu verfehlen, während in ethnographischen Artikeln, wie „die Alpenpässe und ihre Hüter" zeigen, oft auf wenigen Seiten ein ganzes Schock von Irrthümern aufeinander gehäuft werden kann.

X.

Das Deutschthum in Wälschland.

1867.

I.

Es ist wohl möglich, daß sich einige Leser noch erinnern, wie wir vor nicht so langer Zeit von den deutschen Sporaden in den Bergen von Verona und Vicenza geredet, und diese verschollenen Landsleute der germanischen Mitwelt wieder ins Gedächtniß gerufen haben.[1] Wir sprachen damals von einem Herzogthum Cimbrien, einem blonden, blauäugigen Hochland deutscher Nation, das man zur rechten Zeit hätte errichten sollen, und wollten diesem alle Gemeinden zugewiesen haben, welche auf jenen Bergen liegen, und zwar in dem großen Bogen, der sich von Verona bis Bassano ausspannt und auf dessen Sehne die schöne Stadt Vicenza, die „Cimbria" der Poeten, gelegen ist. Unserer damaligen Ansicht nach sollten aber in diesem Lande nur Zimmerleute, Almenhirten und Gemsenjäger wohnen, d. h. wir dachten es als einen reinen Alpenstaat, dessen Gränzen gegen Süden hin die letzten Stauden und

[1] Vgl. Allg. Ztg., Januar 1867; jetzt zu lesen: Herbsttage in Tirol S. 181 ff.

Hecken auf den letzten Ausläufern der tirolischen Berge bilden sollten. Nun kommen uns aber neue Mittheilungen zu, welche die überraschende Thatsache beweisen, daß auch diese selbe Vicenza-Cimbria, welche wir ganz aus dem Spiele lassen wollten, einst ebenfalls eine deutsche Stadt gewesen, d. h. wohl nicht so deutsch wie Passau oder Regensburg, aber doch etwa wie Trient, nämlich der Art, daß in dem Burgfrieden und in der weiteren Umgebung dicht aneinander eine zahlreiche deutsche Bevölkerung saß, welche ihre angestammte Sprache mitten unter den Wälschen noch bis in späte Jahrhunderte erhalten hat.

Es taucht nachgerade ein Sammler und Forscher auf, der diese Sachen schon längst ins Reine gebracht hat, nämlich Hr. J. G. Widter, ein geborner Wiener, aber der „Sohn einer ehrlichen Schwäbin," der Herausgeber der venetianischen Volkslieder, die von den Freunden dieser Muse mit Beifall aufgenommen wurden, jetzt zu Graz wohnhaft, [1] welcher bis zum vorigen Jahre k. k. Postdirector, der letzte deutsche Postdirector zu Vicenza, gewesen ist, und den langen, mehr als fünfzehnjährigen Aufenthalt daselbst benützt hat, um den reichlichen Spuren seiner Nation in Urkunden sowohl als in Feld und Wald mit Liebe nachzugehen. Die Ortsnamen bilden auch hier wieder das Orakel, das dem Forscher über vergessene Völkerschaften Aufschluß gibt. Eintausend derselben hat Herr Widter dem Germanischen Museum zum Geschenk gemacht, anderes Material übergab er, auf eigene Ausarbeitung bescheiden verzichtend, Herrn Friedrich v. Attlmayr zu Roveredo, den

[1] Seitdem leider gestorben.

wir schon damals als Verfasser einer interessanten Abhandlung über „die deutschen Colonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona" genannt haben. Herr v. Attlmayr ließ seitdem seiner ersten Schrift eine zweite Abtheilung [1] folgen, aus welcher wir hier einiges mittheilen wollen.

Wir entnehmen derselben, daß Herr Widter unter anderm ein bisher noch nicht benütztes Manuscript aus dem Jahr 1599 auffand, eine Relazione sulle Alpi Vicentine, welche ein Conte Caldogno als Eingeborner verfaßt hat, ein Mann, der in diesen Gegenden sehr bewandert war und den die Republik Venedig mit der wichtigen Sendung betraut hatte, jene Alpen zu bereisen, die Gesinnung ihrer Bewohner zu prüfen und zu erforschen, ob aus denselben nicht eine Miliz gegen die tirolischen Nachbarn, denen man feindselige Gedanken zutraute, gebildet werden könnte. Es geht aus seinem Bericht hervor, daß dazumal nicht etwa nur die Sette Comuni als abgeschlossene Sprachinseln vereinsamt auf ihren rauhen Höhen saßen, sondern daß überhaupt die ganze Bevölkerung im vicentinischen Gebirge, auch da wo sich dieses in die Ebene verläuft, noch ihre deutsche Sprache sich bewahrt hatte; ja, der Conte sagt sogar, es seien erst wenige Jahrzehnte her, seit ein Theil derselben in der Nähe der Stadt zur italienischen übergegangen sei. Uebrigens, meint er, wären diese Deutschen serbando ancora la fortezza de' corpi ed animi loro zum Kriegsdienst sehr geeignet, zumal wenn sie unter deutsche Anführer und Befehlshaber (di loro lingua e na-

[1] Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Dritte Folge. Dreizehntes Heft. Innsbruck 1867.

zione) gestellt würden. Ebenso fand der Conte damals Recoaro, Schio und deren Umgebung noch vollkommen deutsch. All dieß wurde zwar wegen der deutschen Flurnamen, welche dort noch vorkommen, bisher schon angenommen und geglaubt, es ist aber nicht unangenehm, auch eine Zeitangabe zu erhalten und zu erfahren, daß also ums Jahr 1600 jene Bevölkerung noch ganz unverhohlen sich als eine deutsche gab und als solche anerkannt wurde. [1]

[1] Eine dankenswerthe, uns von Herrn Widter direct zugekommene Mittheilung bringt aus der Gegend von Schio (deutsch: Schlait) noch folgende historische Notizen: „Schreiber dieser Zeilen kann aus Autopsie versichern, daß die Tretti, nicht, wie einer der bisherigen Forscher (Bergmann) behauptet, drei Häuser, sondern drei Pfarrdörfer mit etwa 2400 Seelen sind, von deutschen Bergleuten, deren dort mehr als dreihundert auf Silber und weiße Erde bauten, gegründet. Er las memorie manoscritte del Tretto, von einem Eingebornen etwa um 1525 niedergeschrieben, welcher versichert, daß die uralte Pfarrkirche an einem Orte stand, der in der eggen hieß, und daß sein Großvater, Meister Michael aus Bayern, selbst dort auf Silber und mit Nutzen gebaut habe. Wir lasen eine Urkunde von 1407, laut welcher der Hauptort Malo in der Ebene erst damals kirchlich sich so zu verwälschen begann, (dessen Vorsteher hießen noch 1203 Marcus Werl und Bartolomeus Osberger) [1], daß auf Ansuchen der Bauern mit Unterstützung des Bischofs von Vicenza und auf Befehl des Papstes in dem nahen, aber hochgelegenen Monte di Malo eine eigene deutsche Pfarre errichtet und derselben die Dörfer Piana, Priabona (Birnbaum?) und die Höfe zu Leguzano zugewiesen wurden, weil deren deutsche Bewohner, seit uralter Zeit da wohnend, der wälschen Sprache nicht mächtig seien." Es ist sonderbar, ereifert sich Herr Widter ferner, daß in allen Urkunden die Namen Theodisci, Theutonici, Alemanni vorkommen, daß noch jetzt die Aborigines

[1] Diese Namen kommen in Bayern jetzt noch vor. Leonhard v. Osberger, ein Regensburger, starb vor vier Jahren als Ministerialrath zu München. Ein Franz Oßberger lebt noch als Nudelmacher daselbst. Werl, Wörl (von Werner) findet sich allenthalben. Gleichwohl scheint die Jahrzahl 1203 zu diesen Namen nicht recht zu passen.

Derlei Flurnamen, die sich in diesen Gegenden nach Hunderten finden, sind aber z. B. Prone (Brunn), Prindele, Langevald, Rotecovale (Rothenkofel), Visele, Narental, Santeche (Sandegg) oder wie die Höfe heißen: Schwarzer, Leider, Thaler, Hasnikar (Hasenecker), Brenner u. s. w. (Beiläufig bemerkt, ist auch jener Herr Baisini, welcher in seiner flammenden Schrift Il Trentino dinanzi all' Europa sein angestammtes Wälschtirol nebst dem deutschen Etschland für die lateinische Race reclamirt, nichts als ein Herr Weiß aus einer deutschen Familie, welche in Terragnolo seßhaft ist. Auch wieder ein germanischer Held, der ins Lager der Gegner gelaufen!)

Es war herkömmlich, daß diese Ortschaften ihre Geistlichen meist aus Deutschland bezogen, denn die Leute selbst scheinen wenig Hang zu theologischen Studien gehabt zu haben, und italienische Priester mochten wohl nicht gut unter ihnen fortkommen. Schon Padre Maccà hat in seiner Storia del territorio vicentino (1816) aus den bischöflichen Archiven von Padua und Vicenza lange Reihen von Pfarrherren ausgezogen, die im fünfzehnten Jahrhundert über Gemeinden walteten, welche nur wenige Miglien von Vicenza entfernt sind. In der Regel heißt es zwar nur Henricus, Petrus, Johannes de Alemannia, mitunter ist aber auch der Ort benannt, aus welchem sich diese Priester herleiteten; z. B. Henricus de Insprug,

des Herzogthums Cimbria, wenn sie ihre Sprache noch verstehen und sprechen, auf die Frage: bia prechat iar? (wie sprecht ihr?) antworten: teusch, und daß doch die gelehrten Herren nur immer Cimbern und Cimbria aus Dichtern citiren!" Wenn man aber gerade für die deutschen Leute dieser Gegend keinen andern Namen hat?

Leonardus Gsynt de Rosenhaym, Johannes Oberndorfer de Norimberga, Conradus de Tampuca (wahrscheinlich Tannbach), Ratisponensis diœcesis; andere kamen aus Oesterreich, Böhmen, Worms, Köln, Flandern u. s. w. Bis hieher erscheint nun die Sache immer noch nicht so auffallend, aber ganz neu ist es, daß solche deutsche Priester auch in den Monti Berici vorkommen, welche bekanntlich im Süden von Vicenza liegen und denen bisher niemand angesehen hat, daß sie so spät noch ein Sitz des Germanismus gewesen.

Und doch finden sich auch da noch im fünfzehnten Jahrhundert Pfarrherren aus Deutschland, aus Posen, aus Böhmen, aus Flandern. Mit der Reformation hörte allerdings hier wie dort, wegen Gefahr des Ketzerthums, die Berufung deutscher Geistlicher auf, und damit begann wohl auch der Untergang der deutschen Sprache. Zur weiteren Bestätigung finden sich aber auch in diesen Bergen noch Flurnamen, wie le Crove, Visell, Loata, Sea = Grube, Wiesele, Leite, See, und Familiennamen, die ihren deutschen Ursprung schwer verläugnen können. Ja sogar noch in den euganeischen Hügeln, tief unten bei Monselice, hat man solche Spuren getroffen. Wenn nun aber alles Land um Vicenza mit deutschen Ansiedelungen besäet war, so ist nicht zu verwundern, daß auch die Stadt selbst ihre deutschen Bewohner hatte. Herr Widter meint, daß Visega, der alte Name des Campo di Marte, der noch heutiges Tags eine schöne grüne Wiese vorstellt, ein deutsches Wort (wohl Wieseck), daß das Thor Porta Berga, welches hart an der Bergseite gelegen, und daß selbst der Stadtbach von Vicenza, der bekannte Bachiglione, deutsche Namen

tragen. — Ist doch auch Brenta, wie jetzt der alte Medoacus heißt, wahrscheinlich deutschen Ursprungs.

„Man möchte,“ sagt Herr v. Attlmayr, „sich bei den überraschenden Resultaten solcher Betrachtungen versucht fühlen, an die Möglichkeit einer trügerischen Vision zu glauben, allein es gibt doch auch andere Leute, geborene Vicentiner, die ähnliche Ansichten hegen, ja sogar annehmen, daß in der Stadt Vicenza selbst einst deutsch gesprochen wurde. In einer erst 1863 im Druck, doch nicht im Buchhandel, erschienenen Abhandlung: „Dei Cimbri primi e secondi,“ sagt der Verfasser, ein Conte Schio von Vicenza, ausdrücklich: man habe allen Grund anzunehmen, daß vor dem vierzehnten Jahrhundert in Vicenza deutsch und italienisch unter einander gesprochen worden sei. Er citirt dabei eine Angabe des damaligen Schriftstellers Ferretti, der zufolge ein Sigofredo Ganzera bei einer Verschwörung wider die zu jener Zeit auch Vicenza beherrschenden Paduaner, wenn er von diesen nicht verstanden sein wollte, deutsch gesprochen habe — ein Zeichen, daß zum Unterschied von den Paduanern die Vicentiner der deutschen Sprache damals in der Regel mächtig sein, sie wenigstens verstehen mußten. Giovanni da Schio meint aber ferner, daß man in Vicenza vor dem Jahr 1000, wenn nicht ausschließend deutsch gesprochen, doch das damalige Italienische oder Latein mehr als lingua erudita gekannt und gebraucht habe, und geht schließlich so weit, unumwunden seine Ueberzeugung auszusprechen: daß es eine Zeit gegeben habe, in welcher die Vicentiner sich nicht als Italiener betrachteten, wobei er unter anderm den allerdings merkwürdigen Umstand anführt, daß in allen Provinzen von Italien

(sicher wenigstens in Oberitalien), das Landvolk einen nach der Hauptstadt der Provinz benannten Dialekt — veronesisch, mantuanisch, brescianisch u. s. w. — spricht, dagegen der Bauer von Vicenza keinen eigenen Dialekt hat, sondern, wie er selbst sagt, Pavan, d. i. den Paduaner Dialekt, spricht." In allen seinen Hypothesen möchten wir dem Grafen v. Schio freilich nicht zustimmen. Wenn er z. B. Grabo — Namen eines Wildbachs bei Lusiana — aus dem deutschen Graben ableitet, so lassen wir uns das wohl gefallen, wenn er aber aus Xanthe (sprich Sante) — ebenfalls Namen eines Wildbachs — schließen will, daß einst ein Volk trojanischer Abkunft hier geweilt, so können wir leider nicht folgen, denn wahrscheinlich ist es nur das deutsche Sand.

Auf eine vielleicht überwiegende und jedenfalls sehr zahlreiche deutsche Bevölkerung dieser Gegenden wird ferner hindeuten, daß in den Jahren 647—1123 unter achtunddreißig Bischöfen zu Padua zweiundzwanzig erscheinen, welche ausdrücklich franchi oder ultramontani genannt werden. Daß man aber in Italien unter den Ultramontanen nicht jene Gattung von Leuten versteht, welche wir heutzutag in Deutschland darunter begreifen, sondern vielmehr jene, welche aus den Ländern jenseits der nördlichen Berge kommen, braucht dem gebildeten Leser nicht auseinandergesetzt zu werden. „Faßt man alles dieß zusammen, so werden selbst die Freunde des Nationalitätsprincips es begreiflich finden, daß Kaiser Otto der Große um die Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Marken Verona und Aquileja, also auch das heutige Friaul, das damals mit seinen deutschen Rittern und meist slavischem Landvolk auf

italienische Nationalität wohl überhaupt noch keinen Anspruch machte, ohne weiteres zum deutschen Reich geschlagen hat."

Was nun aber die Sette Comuni, die Leute „von den siben Pergen," betrifft, so stellt sich mehr und mehr heraus, daß sie nicht einer zusammengelaufenen Mannschaft von Holzschlägern, Kohlenbrennern und Bergknappen aus Tirol ihren Ursprung verdanken, sondern daß ihre Urväter vor alten Zeiten aus der jetzt italienischen Ebene heraufgekommen sind. Dort drunten bei Vicenza sind die Anfänge ihres Daseins zu suchen, und die Alpendörfer, die sie jetzt bewohnen, waren früher nur Colonien, die von den Flecken der Ebene ausgegangen. Darin stimmen jetzt alle italienischen Forscher überein, und sie stützen sich namentlich auf den Umstand, daß früher alle die verschiedenen Orte der siben Perge in die Kirchen des Flachlandes, als ihre Mutterkirchen, eingepfarrt waren — „ein kräftiger Beleg dafür, daß die Deutschen weder als Flüchtlinge, noch als Eroberer, dieses rauhe, abgeschlossene Hochthal besetzt haben, da sie sonst als Fremdlinge in Blut und Sprache sich ohne Zweifel auch zu einer eigenen Kirchengemeinde vereinigt haben würden."

Dasselbe Verhältniß gilt aber wohl auch von jenem Theil des Gebirgs, welcher auf der linken Seite der Etsch zwischen Verona und Roveredo liegt und die Tredici Comuni beherbergt, obgleich es dafür noch an Belegen fehlt. Jedenfalls ist es sehr bezeichnend, daß selbst in dem hochgepriesenen weinreichen Thale Policella, dessen Flüßchen etwas oberhalb Verona in die Etsch läuft, noch Namen zu finden sind wie Prunn, Leita, Mittertal, Mittereben,

Wesenprunn und andere dergleichen mehr. Auch in diesem Thal war also einstens eine deutsche Landbevölkerung, obgleich es niemals zu den dreizehn Gemeinden gehörte, während in diesen selbst jetzt nur noch die zwei kleinsten und höchstgelegenen Dörfchen deutsch sprechen.

Es ist begreiflich, daß nach solchen Entdeckungen sowohl Herr Widter als Herr v. Attlmayr die Frage nach der Abstammung dieser deutschen Völkerschaften wieder aufgenommen hat. Auf die Aehnlichkeit der Dialekte und mancher Sitten mit den tirolischen Dialekten und Sitten sich stützend, bleiben sie dabei, daß jene alle zusammen bayerischer Herkunft seien, daß also im frühen Mittelalter, als die Bajuvaren über den Brenner gestiegen, ein Theil derselben sich bis nach Vicenza und an die untere Etsch hindurchgeschlagen und so dem dortigen Germanismus einen Anfang gegeben habe. Wir gestehen, daß wir an dieses Klein-Bajuvarien am Bachiglione nicht recht glauben können, und daß wir noch immer dafür halten: es seien in diesen südlichen Germanen zwischen den Monti Berici und dem Fleimser Thal eher die Enkel der Longobarden zu verehren — der Longobarden, die etwa auch die letzten Gothen in sich aufgenommen.[1] (Wenn wir hier diesen Namen wieder vorbringen, so geschieht es zunächst weil in der Gegend von Malo und in Val d'Agno bei Arzignano sich die Tradition erhalten hat, daß dort einst Gothen gewohnt und daß die jetzigen Bewohner von diesen abstammen.) Daß auch Bayern und Franken sich einzelweise in Oberitalien angesiedelt, ist durch Urkunden nachgewiesen, indeß besteht doch kaum ein Zweifel, daß die Nationalität und der Name

[1] Vgl. Herbsttage in Tirol S. 186.

der Longobarden allenthalben überwiegend war und den Ausschlag gab.

Aus all diesem sollen wir aber ungefähr lernen, daß die deutsche Sprache, wie sie allmählich von den berischen und euganeischen Hügeln bis gegen Bozen hin zurückgetrieben wurde, ebenso auch am Eisack und im Vinschgau allmählich aufgerollt werden und verloren gehen kann. Darüber haben wir uns aber schon früher ergangen, und wollen daher hier zum Schlusse nur beisetzen, wie sich Herr v. Attlmayr ausspricht:

„Diese ernste Gefahr nun durch das Beispiel und die Erfahrung unserer Nachbarn auch in der Heimath zum Bewußtsein zu bringen, ist der letzte eigentliche Zweck dieser Zeilen, da, wie mich dünkt, jeder Deutsche, jeder Tiroler sich tief ergriffen fühlen muß bei dem Gedanken, durch unsere Fahrlässigkeit vielleicht auch die in allen deutschen Gauen ob der üppigen Fruchtbarkeit, der Schönheit und Gesundheit der Lage wie ein Paradies gepriesene Gegend von Bozen und Meran dem wälschen Element überliefert zu sehen — dieses reiche, von unseren Vätern so getaufte „Land an der Etsch," die Wiege Tirols mit ihren romantischen Schlössern und freundlichen Edelsitzen, mit dem reinen Himmel, dem milden Klima, den herrlichen Früchten und dem Kern des streitbaren Landvolks — diesen wunderbaren Boden auf dem die Rosengärten der heimischen Sagen blühen, ja wahrhaft das Herz des Landes, das — man merke es wohl — nicht aufhören darf deutsch zu schlagen, wenn Tirol, sonst der Schild Oesterreichs genannt, bleiben soll, was es seit fünfhundert Jahren für Oesterreich und wohl auch für Deutschland gewesen."

Und Herr Widter spricht von der großen Artischocke Deutschland, an deren Blättern fort und fort die Fremden nagen, und die sich's, trotz ihrer Millionen Stacheln, ruhig gefallen läßt. Die siben Perge sind jetzt mit ihrer Mutterstadt Vicenza wieder italienisch geworden, nachdem sie in fünfzig Jahren deutscher Herrschaft mehr von ihrer Nationalität eingebüßt haben als in fünf Jahrhunderten, da sie unter den Wälschen standen. Hoffentlich ist dieß der letzte Zweig, den wir uns von unsrer Eiche brechen lassen müssen.

XI.

Das Urbarbuch des Klosters zu Sonnenburg.[1]

Herausgegeben von Dr. J. V. Zingerle. Wien. 1868.

1868.

Bekanntlich sind unsre lieben Tiroler die interessantesten Leute in Deutschland, in Europa, ja unter dem Monde, und zwar in ethnographischer Beziehung. Rhätier, Römer, Romanen, Gothen, Longobarden, Bajuvaren, Sueven, Slaven, acht Völkertypen, sie sind hier nicht etwa wie die Hunnen im Sturmwind vorübergefahren, sondern haben sich niedergelassen, haben da gewohnt, gelebt und geliebt. Ja, sie sind fast noch gleichzeitig da zusammengewesen, denn die letzte Rhätierin konnte leicht noch (im J. 490) den ersten Gothen heirathen, und die Longobarden von Trident kauften den Pusterthaler Wenden auf dem Bozener Wochenmarkt noch ihre Kälber ab, und mochten da, wenn's zu Händeln kam, vor einem bajuvarischen Gaugrafen Recht nehmen, während die Romanen neugierig zuschauten. Kein Land in Europa hat so viele Racen in sich aufgenommen, wie Tirol. Nur Sicilien, das vielbegehrte

[1] Erschienen in der Allgem. Zeitung, 22. December 1868.

Eiland, ließe sich vielleicht vergleichen; doch auch dieses nur, wenn wir die Cyklopen als Urbewohner hinzurechnen. Wie nun aber auf tirolischem Boden jene verschiedenen Metalle gleichsam in eine Glockenspeise zusammengeronnen sind, und wie daraus ein Guß entstanden ist, welcher — abgesehen von einigen schwarzen Punkten — den schönen und lieblichen, den ächtdeutschen Klang des heutigen Tiroler Volkthums von sich gibt, das ist eine Frage, die jetzt hin und wieder wenigstens ein Ausländer aufzuwerfen sucht. Die hierüber gepflogenen Studien, die eine Antwort geben sollen, sind allerdings noch ziemlich dünn und fadenscheinig, allein in unsern Tagen, wo die entferntesten Nebelflecken am dunkeln Nachthimmel nach und nach aufgelöst werden, ist's auch an der Zeit, die Nebelflecke in der tirolischen Geschichte etwas näher zu besehen. Säßen die Rhätier noch zu Veldidena (Wilten), die Gothen jetzt noch zu Gossensaß, die Longobarden noch zu Mezzo-Lombardo, so würde man sie an ihrer Sprache erkennen und das Gebiet, welches jeder Stamm einnimmt, leicht abstecken können; jetzt aber, nachdem diese Völker alle ausgestorben, vielmehr von den Bajuvaren und den Romanen aufgesogen worden sind, jetzt bieten sich als Behelf zur Regulirung der ehemaligen Gränzen nur noch die Namen dar, welche sie einst den Ortschaften gaben, wo sie sich niedergelassen. Wenn die Völker Leben, Name und Sprache verloren haben, so sprechen sie, wie schon oft gesagt, doch noch in ihren Ortsnamen fort.

Habt ihr kein anderes Material, kann man also den Tirolern zurufen, für eure Ethnologie oder Volkwerdungsgeschichte, habt ihr keine gothischen Chroniken, keine longo-

bardisch-tirolischen Annalen, keine Operationsberichte der bajuvarischen Conquistadoren aus dem sechsten oder siebenten Jahrhundert, so sucht wenigstens die Ortsnamen zusammen! Unter den verschiedenen Sonderlingen der deutschen Nation kommen auch solche vor, die an keinem Hof und keinem Feld vorübergehen können, ohne über dessen Namen in Gedanken zu verfallen. Auf diese müßt ihr speculiren!

Einem solchen Winke scheint Herr Prof. Zingerle gefolgt zu sein, als er jüngst das Urbarbuch des Klosters Sonnenburg herausgab. Kloster Sonnenburg (urkundl. Suanapurg, die Burg der Sühne) wurde im Jahre 1018 von dem reichen Grafen Volkold für fromme Frauen gestiftet, die sich da einem beschaulichen Leben ergeben sollten. In schneidendem Gegensatz zu der hochgespannten Keuschheit, welche die schönere Hälfte der Tiroler in unsern Tagen auszeichnet, lebten aber die gottgeweihten Damen zu Sonnenburg in allen irdischen Freuden, waren stets voll Lieb' und Lust, und wurden in jedem Jahrhundert wenigstens einmal visitirt, disciplinirt und excommunicirt. Das Kloster liegt nicht weit von der Stadt Brunecken im Pusterthal, ist aber von Kaiser Joseph aufgehoben worden und jetzt fast in Trümmer zerfallen. Einstens aber war es sehr reich an Land und Leuten und hatte namentlich viele Steuern und Zinsen, Schmalz und Käse, Kälber, Schweine, Hühner und Eier im nahen Thal Enneberg zu fordern. (Enneberg, früher Eneperges, ist ennet Berges, jenseits des Berges. Ladinisch heißt der nördliche Theil des Thals Marò — lat. Marrubium, ital. Marebbe — der südliche Badia, deutsch Abtei; die Einwohner der Badia heißen Badioten.)

Was Enneberg und das anstoßende Gröden betrifft,

so haben wir ihre Wesenheit schon öfter erklärt, aber da Niemand aufmerkt und in letzter Zeit wieder mehrere Gebildete vorgekommen sind, welche diese Namen nicht einmal kannten, so müssen wir heute abermals von vorn anfangen und aus einander setzen, daß Enneberg und Gröden zwei Thäler in Deutschtirol sind, deren ersteres gegen das Pusterthal bei Bruneㅤcken, letzteres gegen den Eisack bei Klausen sich öffnet, und daß in diesen Thälern eine eigene Nation gefunden und, zum Unterschiede von den Ladinern im Westen, nämlich in Graubünden, jetzt gelehrterweise die ostladinische genannt wird, weil sie ein altes Bauernlatein spricht, welches allerdings von der classischen Latinität des schulgerechten Cicero so beträchtlich absteht, daß dieser Autor heutzutag weder sie noch sie ihn verstehen würden. Diese ostladinische Nation ist im weiten Oesterreich jetzt die einzige, welche keine zu sein begehrt. Sie verlangt für ihr Ostlatium — dieß wäre der Name, welchen ihr Gebiet vielleicht ansprechen könnte[1] — weder eigenen Landtag, noch eigenes Heer, noch eigene Hofkanzlei. Die Inful der ehemaligen Aebtissin, Fürstin und Frau zu Sonnenburg sollte, wenigstens in Enneberg, eigentlich dieselbe symbolische Bedeutung haben, wie anderswo die Wenzelkrone, aber sie ist ebenso wenig zu finden, wie diese, und wird auch gar nicht gesucht. Ganz unähnlich den Neugriechen, streben die Grödner und Enneberger keineswegs ihr Ladin wieder zur Reinheit des Augusteischen Zeitalters zurückzuführen, sondern sie sprechen einfach „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist," unverständlich für

[1] Lateinisch etwa Austrolatium, nach dem Vorbild der Vorarlberger, die sich in lateinischen Schulschriften Austro-Rhæti nennen.

Jedermann, außer für sich selbst. Es gibt da keine Ladinissimi (noch weniger Italianissimi), vielmehr leben diese biedern Enkeln des Romulus in Freundschaft mit den germanischen Nachbarn und geben sich mit ihren deutschen Amtleuten, wenn diese anders brav und ordentlich sind, leicht und gern zufrieden. Sie sind überhaupt rechtschaffen, gutmüthig und still.

Das Urbar des Klosters Sonnenburg war ursprünglich lateinisch geschrieben, aber Frau Diemuot von Lienz, die würdige Frau Aebtissin († 1338), hat dasselbe „ab dem alten lateinischen puoche haizzen machen teutsche," damit es eine jegliche der Frauen, und namentlich die Rentmeisterin, auch ohne classische Studien lesen und verstehen könne. Da nun, wie gesagt, ein beträchtlicher Theil der Klostergüter im Thal Enneberg gelegen war, so gewährt uns das Urbar eine große Anzahl von Hof- und Flurnamen aus jener Gegend, und da diese Namen jetzt über fünfhundert Jahre alt sind, so ist dieß, wie jeder einsehen wird, sehr interessant.

Das Urbar ist aber, erstens, ein Beitrag zur Geschichte bajuvarischer Colonisation in Rhätien. Es sind nämlich in dem ladinischen Ländchen auch eine große Menge deutscher Höfe oder „Lehen" verzeichnet. So Praitenperch, Ekke, In dem Thal, Neuhaus, Pach, Wengen u. s. w. Dieß ist dieselbe Erscheinung, welche durch ganz Wälschtirol geht und neuerer Zeit auch bis hinunter nach Vicenza und in die euganeischen Berge aufgedeckt worden ist, wie wir dieß vorigen Jahrs an der Hand des Herrn Postdirectors J. G. Widter auseinander gesetzt haben. Die Germanen kamen, nahmen so viele Höfe als sie brauchten,

gaben ihnen deutsche Namen und lebten dann mitten unter den Romanen fort, bis sie in diesen „aufgiengen." So ist jetzt auch in Enneberg keine einzige Familie mehr, in welcher das Deutsche die von altersher befestigte Haus- und Hofsprache wäre; vielmehr ist alles ladinisch geworden, und auch jene deutschen Namen sind wohl größtentheils verschollen. (Das einzige, was wir an der Schrift, die wir besprechen, ausstellen möchten, ist, daß sie das jetzige Enneberg ganz ignorirt, während es gerade sehr angenehm wäre, zu erfahren, welche von diesen Ortsnamen, deutsche oder ladinische, gegenwärtig noch vorhanden sind, und wie sie heutzutag lauten). Nur ist jene Einbuße hier leichter zu verschmerzen, denn wenn es da auch kein deutsches Hauswesen mehr gibt, so versteht dafür doch jeder Enneberger unsre Sprache und ist dem deutschen Genius sympathisch zugeneigt.

Ja, während in Folge der innern Hitze, welche in die von uns erzogenen Nationalitäten, auch in die unreinlichsten, gefahren, nunmehro Magyaren, Tschechen, Lausitzer, Cassuben, Walachen, Croaten, Slowaken, Slowenzen u. a. m. sich den Deutschen in häuslicher Sitte, wissenschaftlichen Errungenschaften, künstlerischen Schöpfungen und staatenbildender Kraft für überlegen halten, dadurch aber hochmüthig und ungenießbar werden, sind die Ostladiner die einzigen, die auf gleichem Fuß mit uns verkehren und uns eine bescheidene Geltung zugestehen. Schon aus diesem Grunde müssen wir sie hochachten!

Nun aber weiter! Wenn nur Ortsnamen vorkämen wie Praitenberg, In dem Thal, Neuhaus und Pach, so würde der gebildete Deutsche jeden Dolmetscher leicht

entbehren können, aber da treten ganz andere auf! Um zu zeigen, daß wir uns bisher nicht ganz umsonst geplagt, möchten wir wohl einige der ostladinischen Räthsel hier besprechen dürfen. Da schon mancher gewichtige Autor seine tiefsinnigen Etymologien in der Beilage der Allgemeinen Zeitung niedergelegt hat, so läßt sie uns dem süßen Trieb linguistische Rebus aufzulösen vielleicht ebenfalls ein bischen fröhnen.

Das Urbar ist nämlich, zweitens, auch ein angenehmer Ziergarten, in dem sich als duftende Blumen gar viele jener schön und wunderlich klingenden Namen finden, die uns durch ganz Deutschtirol begleiten. Ein guter Theil davon gehört allerdings zu den bekannten, die man wie Gänseblümchen und Himmelsschlüssel in jedem Thal und auf jeder Wiese trifft. So z. B. Pineit (pinetum), Föhrenwald, Pitscheit (picetum), Fichtenwald, Larsonit, jetzt Lartschneit (laricinetum), auch Larseit (laricetum), Lärchenwald. Von solchen Ortsnamen rühren in Deutschtirol eine Menge Geschlechtsnamen her, die aber oft dergestalt geschrieben werden, daß die ursprüngliche, längst verschollene Bedeutung schwer mehr zu erkennen ist. Neben den Pitscheidern, Patscheidern, Pazeidern z. B. schreiben sich einige auch Bettscheider und zwar, wie mir einer der Familie sagte, zum Andenken, daß sich sein Ahn einmal von Tisch und Bett geschieden. Neben den Lartschneidern, Latschneidern gibt es auch Lordschneider, und nennt sich namentlich der Wirth zum Rößl in Gröden so — prächtiger Titel für einen Wirth, der viel mit vornehmen Engländern zu thun hat!

Andere Namen des Urbars sind belehrend, weil die

ältere Schreibung zeigt, daß bei ihnen die Präposition (wie bei Amstäg, Andermatt, Zermatt) mit dem Hauptwort zusammengewachsen ist, was man bisher nicht allen ansah. Pescol z. B., bisher nicht verstanden, ist hier post col geschrieben, und daher leicht und sicher als Hintermbühel zu erklären. Leicht und sicher erklärt sich nunmehr auch Pescosta als post costa, hinter der Halde. Bei dieser Gelegenheit möchte ich jenes Peschlauz herbeiziehen, welches in der Rhätischen Ethnologie S. 130 und zwar mit einem Fragezeichen als bestioluzza erklärt ist. Als Seitenstück zu jenem Peschlauz findet sich nämlich im Urbar ein Hofname Pischlaut oder Pizelaut. Soll man nun post scaluzza, scalotta, hinterm Stiegel, deuten oder soll man von lat. picea, ladinisch petsch, die Fichte, ausgehen und die Namen mit piceoluzza, piceolotta erklären? Jenes Pitzedatz wenigstens, das im Urbar sich ebenfalls findet, wird sich kaum anders aufhellen lassen, als wenn man es auf picettazzes, „bei den kleinen, schlechten Fichten" zurückführt, wobei es durch das bündnerische Bonaduz, urkundlich *Penedutz,* pinettuzzes, eine angenehme Bekräftigung erhält. In gleicher Weise sind auch Viltatsch, vallettaccia, Gstatz, casettazza u. a. gebildet. Ferner stellt sich Acol als à colle, Attroi, auch Ad Troy geschrieben, als à troi, am Weg, Agareit als ad carectum, am Ried, heraus. Arigayra ist wahrscheinlich à riviera. Tysonaira ist d'iva nera, von der schwarzen Eibe oder vielleicht d'ava nera, vom schwarzen Bach. Es beginnen jetzt nämlich manche Namen mit de, weil ihr erster Bestandtheil abgefallen ist. So z. B. Tulfes, Dorf bei Rinn, wo Speckbacher geboren ist, prà d'ulves (ulva, lateinisch Schilf),

Dalvazza, Bach am Achensee, rio d'ulvazza. So ist z. B. der im Jahre Neun vielgenannte Name Donay, der auch als Duney erscheint, zunächst als d'unei zu fassen. Onëi, unëi ist aber die jetzige ladinische Form des lateinischen alnetum, Erlenwald. Der Name kommt auch in Gröden vor und zwar, da die meisten Grödner einen doppelten, nämlich einen ladinischen und einen deutschen Namen führen, in zweifacher Gestalt, indem sich die d'Unëi deutsch Alneider schreiben.

Andere Namen sind schon räthselhafter, und diese wären uns eigentlich lieber, wenn wir sie nur alle verstünden! Gerne legen wir aber ein Halbdutzend vor, die wir glücklich herausgebracht zu haben glauben, während die Deutung der übrigen das gelehrte Enneberg selbst übernehmen mag. (Auf ein paar veränderte oder verlorne Buchstaben kommt es da nicht an, denn der alte Schreiber in Frau Diemuots Tagen verstand entweder das Ladinische gar nicht, oder er gab sich wenigstens keine Mühe, es richtig und mit Consequenz zu Papier zu bringen).

Syrsaira also ist sur sera, auf (gegen) Abend, was im Deutschen Westerhof wäre. Crafonaira ist grava nera, am schwarzen Gries, oder etwa auch carbonaria, die Kohlstatt. Seranconaira ist sur runca nera, am schwarzen Greut. [1] Rudefabria ist rivo de fabrica, Schmiedbach. Cavelerons theilen wir in Cave-lerons und erklären cava de latrones, Räuberhöhle, denn latro, das jetzt ostladinisch lêre heißt, hieß früher wohl lerôn. Prusadatsche

[1] Schneller hat in seinen Romanischen Volksmundarten Syrsaira und Seranconaira wieder anders erklärt, nämlich ersteres S. 33 als soriciarium, Maushof, letzteres S. 29 als supraiconarium, Raum ober einem Bildstocke; allein ich gestehe gerne, daß mir meine Deutungen ungleich lieber sind.

erkannte Herr Nocker aus Gröden,[1] der mich bei meinen „Forschungen" unterstützt, sogleich als das auch in seiner Heimath vorkommende bruscia dascia, Dachsenbrand, d. h. ein Ort, wo man Dachsen verbrennt. (Das oberdeutsche Dachsen, Fichtenzweige, worüber Schmeller noch ausführlich handelt, ist im Grimm'schen Wörterbuch sehr kurz, nämlich nur mit einer Zeile abgemacht. Wo es herstammt, weiß man übrigens nicht genau. Es ist beachtenswerth, daß es auch bei den Ostladinern vorkommt.)

Der Prachtkäfer, Goldvogel, Königstiger und Schlacht-Elephant unter all diesen Namen ist aber Thasanponazada, ein Unicum in seiner Art, denn man darf gewiß ganz

[1] Jetzt als rühmlich bekannter Holzschneider in München lebend. Seine Ahnen, der Nocher (wohl der deutsche Name Notger) und die Nocherin, sind in dem Urbar ebenfalls verzeichnet. Uebrigens hat mir mein Freund aus Gröden auch schon einmal, obwohl unabsichtlich, einen schönen Bären aufgebunden. Da nämlich die Grödner für die anliegenden deutschen Ortschaften ihre eigenen grödnerischen Namen haben, so wollte ich einmal wissen, wie sie Seben, das hochgelegene Kloster bei Klausen, ihre Hauptwallfahrt, benennen. Seben, sagte Herr Nocker, heißt Schneves. Dieser Name schien mir um so interessanter, als bei Sinnacher, Geschichte des Bisthums Brixen, III. 579, im zwölften Jahrhundert wirklich ein *Scheneves* als Name eines Ortes vorkommt, dessen Lage allerdings nicht mehr bestimmt werden kann. Ich verfaßte daher eine gelehrte Note zu Seite 261 der „Herbsttage in Tirol." — Als ich nun 1868 wieder ins Grödnerthal kam, wollte ich mir sofort eine Bestätigung holen und fragte: Was heißt Seben auf grödnerisch? — Seben, war die Antwort, heißt Sebun, Seben. — Nicht doch! versetzte ich, Seben heißt Schneves. Ich weiß es aus bester Quelle. — Ja, Schneves oder vielmehr Schnevers, entgegneten die Grödner, heißt schon auch Seben, aber Sebensträuche, juniperus sabina!! — — Schnever ist nämlich geradezu die grödnerische Form des lat. juniperus. In Lüsen kommt Tschinaiser, in Villnöß Tschinofreit (juniperetum) auch als Ortsname vor.

Rhätien zu Berg und Thal abgehen und findet nicht wieder seines gleichen. Diesen Namen trägt ein Acker, der bei Wengen liegt. Nach Sylbenfall und Klang erinnert er fast an Nabuchodonosor oder Nabopalassar, doch ist er sicherlich nicht babylonischen Ursprungs. Wenn wir uns erklärend nähern sollen, so müssen wir bitten, das Trisyllabum sanpona herausnehmen zu dürfen. Sampogna, zampogna, sansona ist (s. Diez, Wörterbuch 1, 364) ein italienisch-spanisch-portugiesisches Wort und bedeutet Schalmei, Hirtenflöte, Schwegelpfeife. Es kommt — man sollte es nicht glauben — aus dem griechisch-lateinischen symphonia. So schwach waren die Ansprüche jener früheren Zeiten auf vielstimmiges Getöse in der Musik, daß sie selbst die Schwegelpfeife schon eine Symphonie nannten! Nun werden aber die Gelehrten hoffentlich zugeben, daß man aus Sampona auch ein Verbum samponizare, und aus diesem wieder ein Substantivum samponizada bilden konnte. Die Bedeutung desselben wäre etwa Pfeiferei, Pfeiferstückel. Jetzt aber sollte sofort ein tirolischer Culturhistoriker eintreten und uns in einer kleinen, aber hübschen Monographie über Pfeiferei, Pfeifertage, Pfeifergerichte und die gesammte Pfeiferwirthschaft in Ostlatium ein ungeahntes Licht aufzünden, denn in dem Namen steckt vielleicht, um mit Riehl zu sprechen, eine ganze Geschichte. Bis diese geschrieben ist, wollen wir, da der Begriff „Pfeiferei" als Name für einen Flurstrich fast etwas entlegen scheint, doch die weitere Vermuthung hinausschnellen, daß sich da auf dem Felde von Samponizada, viele Jahrhunderte vorher ehe in Tirol das Tanzen verboten wurde, die Jünglinge und die Mädchen von Ostlatium an festlichen Tagen zusammen-

fanden, um sich beim Klange der Schwegelpfeifen in traulichem Reigen zu ergötzen und die Noth der Woche zu vergessen. Enneberg war ja auch das Thal, das die alten Tanzstädel (ostlad. pajung) am längsten in Ehren hielt.[1] Wehmüthige Erinnerung! — Allerdings ist noch das anlautende tha zu erklären, was auch nicht schwierig scheint, denn da der Schreiber, wie wir sahen, die Präpositionen gern ans Hauptwort anschweißt, so ist dieses tha wohl nur ein übelverstandenes de, welches die Verbindung mit einem vorausgehenden, jetzt verlornen Worte herstellen mußte, und der unversehrte Name in seiner ursprünglichen Fülle wird also val, col oder prà — de samponizada gelautet haben. In gebührender Bescheidenheit sind wir weit entfernt, diese Erklärung irgendjemanden aufzudrängen, bitten aber jeden, der eine bessere, vielleicht aus dem Keltischen, weiß, uns dieselbe, wenn auch in unfrankirten Briefen, gefälligst mitzutheilen.[1]

1 Vgl. Drei Sommer in Tirol. 2. Auflage. III. 248.

2 Wenige Tage, nachdem dieser Artikel in der Allg. Ztg. erschienen war, erhielt ich einen Brief von dem mir damals noch unbekannten, seitdem zum lieben Freunde gewordenen Herrn Professor Ignaz Petters in Leitmeritz, einem trefflichen Linguisten. Er scheint über meine Arbeit, obwohl ein Fremder, mehr Freude empfunden zu haben, als alle Tiroler, obwohl Eingeborene, miteinander. Zum Zeichen seiner Theilnahme commentirte er meine Aufstellungen mit sehr gründlichen Glossen und theilte mir auch einige Gegenvorschläge mit. Prusadatsche z. B. erklärt er als bruzza d'accie (s. Diez, broza, Strauchwerk, accia, Hacke). „Das wäre ein guter Name eines Gereutes, von den Abfällen nach den wuchtigen Axthieben entlehnt."

Zum nächstfolgenden Namen bemerkt Herr Petters: „Muß man bei samponizada gerade an Volkstänze denken? Wie wäre eine Gleichstellung mit Ortsnamen wie Vogelsang? Oder schnitten an jenem Orte die Jungen gerne ihre Schwegeln?"

Damit lassen wir ab von diesen ostladinischen Merkwürdigkeiten und schließen unsern Bericht, welcher vielleicht in dieser sturmbewegten Zeit nur zu unbeachtet dahin geht, obwohl er gerade in der Absicht geschrieben ist, das gebildete Publicum mit der rhätischen Ethnologie immer in einer gewissen Fühlung zu erhalten. Daß Germanisten, Rechts- und Culturhistoriker, sowie andere wirkliche Forscher aus dem Urbar noch viel mehr Honig saugen werden, als wir mit unsern schwachen Kräften, wird natürlich schon von vornherein zugegeben. Uns selbst aber sind bei unserm verknöcherten Herzen solche Publicationen, aus denen man etwas lernen kann, ungleich lieber als fünfzehn Bozener Sonette und dreißig Innsbrucker Tragödien. Und so wollen wir nur wünschen, daß das Sonnenburger Urbar auch das seinige beitragen möge, die mehrerwähnten Studien über die Entstehung des tirolischen Volks, die nicht länger verschoben werden dürfen, auf die rechte Bahn und bald zu schönen Ergebnissen zu bringen. Es sind auf diesem Felde noch reiche Ernten einzuthun.

Das Wort συμφωνία zeigt übrigens einen merklichen Wanderungstrieb. Schon zu Daniels Zeiten ging es, wie mir mein seliger Freund Marcus Müller, der Orientalist, mittheilte, ins Chaldäische über und findet sich noch heutzutage bei Daniel 3. 5. Bei den späteren Griechen und den Römern kommt es auch schon in der Bedeutung eines einzelnen musicalischen Instrumentes vor. Bei den Churwälschen ist sampugn jetzt so viel als Kuhschelle.

In den letzten Monaten erwähnten die Zeitungen öfter ein Dorf bei Mantua, Brusatassa, gewiß derselbe Name wie das Prusadatsche des Urbars.

XII.

Die romanischen Volksmundarten in Südtirol.

Nach ihrem Zusammenhange mit den romanischen und germanischen Sprachen etymologisch und grammatikalisch dargestellt von Christian Schneller, k. k. Landesschulinspector in Tirol. Erster Band: Literatur. Einleitung. Lautlehre. Idiotikon. Gera. Eduard Amthor 1870.

Ein Buch, das in gelehrten Kreisen gebührendes Aufsehen erregen wird. „Tirol ist das Land der Räthsel," sagt der Verfasser, dem wir auch die vor zwei Jahren erschienenen „Märchen und Sagen aus Wälschtirol" verdanken, „fast auf jeder grünen Höhe, auf jeder grauen Klippe sitzt eine Sphinx, welche dem Wanderer ihre Fragen entgegenruft." Das größte und dunkelste Räthsel, das über dem Alpenlande schwebt, ist aber die Frage: welches Stammes die alten Rhätier gewesen und welcher Sprache sie sich in ihren Tagen bedient? Wie die altbayerischen Gelehrten — wenigstens jene auf dem flachen Lande — ihr ruhmreiches Volk noch immer gerne von den keltischen Boiern ableiten, so finden sich auch in Tirol gar manche Herzen, die an dem gleichen, übrigens dort erst neuerlich eingeführten Glauben festhalten und überall, wo jetzt wunderreiche Wallfahrten blühen, alte Druidentempel wittern. Die andere Partei dagegen hängt an dem

berühmten Heerführer Rhätus, dem Etrusker, der einst, von den Galliern vertrieben, sein Volk aus dem Paduslande nordwärts geleitet und den Urtirolern einen Anfang gegeben haben soll. Man glaubte nun schon seit manchen Jahren, die Streitfrage würde zur Lösung kommen, wenn „ein von neuerer Sprachwissenschaft durchtränkter Meister“ einmal alle romanischen Dialekte, die jetzt auf ehemals rhätischem Boden erklingen, namentlich jene von Gröden und Enneberg, forschend durchginge, um genau auszuscheiden und beiseite zu stellen, was allenfalls noch an altersgrauen Trümmern aus dem Idiom der Urbewohner zu entdecken wäre. Man hoffte, es werde sich da eine, wenn auch kleine Sammlung der interessantesten Sprachfossilien anlegen lassen und diese dann über die rhätische Ursprache den zuverlässigsten Aufschluß geben.

Herr Schneller hat nun aber jene Hoffnung nicht zu erfüllen vermocht. In dieser seiner neuen Arbeit werden weder Keltisten noch Etruskomanen neue Waffen für ihre Kämpfe finden, denn der Verfasser hat die meisten Wörter, die man ihrem Klange nach für altrhätisch halten möchte, aus andern Sprachen zu erklären gesucht. Ist nun aber auch jenes Urräthsel durch seine Bemühungen nicht lösbarer geworden, so hat er doch in andern Richtungen sehr viel preiswürdiges hervorgebracht. Christian Schneller ist nämlich ein geborner Sprachforscher, ein Etymologe von Gottes Gnaden, ein linguistischer Pfadfinder, wie weit und breit kein ähnlicher aufzuzeigen. Für ihn scheint es auf seinem Boden kaum mehr eine Schwierigkeit zu geben. Er nimmt die wunderlichsten, seit Jahrhunderten unverstandenen Wörter ruhig in die Hand, stößt ihnen, wie

reifen Nüssen, sein linguistisches Messer durch und durch und zeigt dann lächelnd die Innenseite, um uns zu belehren, daß der Kern ein wohlbekanntes deutsches oder lateinisches Wort sei, das nur im Laufe der Zeiten etwas aus der Art geschlagen.

Einige Belege werden nicht unwillkommen sein. Wie italienisch-spanisch klingt z. B. nicht ganzega! Es bedeutet eine Freudenmahlzeit nach Vollendung einer längeren Arbeit; aber wie erklärt sich das Wort? Einfach so, sagt Herr Schneller: dasselbe ist zusammengesetzt aus zega, dem althochdeutschen zeiga, und gan, d. h. gagan, gegen. Das Ganze bedeutet also Gegenerzeigung, ein von dem Unternehmer, der bauen oder ernten läßt, den Arbeitern als Gegenerkenntlichkeit gegebenes Mahl. Synonym damit ist ein anderes seltsames Wort, gazeita, ganz und gar das deutsche Gezite, Hochgezite, was ja auch Freude und Jubel bedeutete. Ein drittes wunderliches Phänomen ist Berlichete. Vien il Berlichete sagt man in jenen Gauen, um Kinder zu schrecken, wie wir sagen: es kommt der Klaubauf. Dieses Berlichete ist der nachhallende Name unsers wohlbekannten Götz von Berlichingen, der in der Zeit der Bauernkriege, welche auch die sonst so loyale Grafschaft Tirol erschütterten, anfangs als schreckender Ruf dienen mochte, dann aber dem Witz anheimfiel. Was ist aber Schei? jenes seltsame Wörtchen, das wir in Wälschtirol von den Hökerinnen und anderem handelnden Volk auf Markt und Straße so viel hundert mal ausrufen hören — cinque schèi, dieci schèi u. s. w. Es bedeutet bekanntlich so viel als Pfennig oder Centesimo; ist aber unsers Wissens bisher noch nicht erklärt worden. Herr

Schneller gibt eine Deutung, die fast heiter stimmt, aber doch überzeugt. Jenes schèi ist nämlich nichts Anderes, als ein aus den ersten Buchstaben der deutschen Randumschrift: Schei—demünze gebildetes, von den Wälschtirolern als italienisch aufgenommenes Wort.

Ueberraschend ist auch die Erklärung, welche der Verfasser dem Wort miscalca widmet, das zwar nur einen Tannenzapfen bedeutet, aber so entschieden keltisch oder etruskisch zu klingen scheint, daß wir in seinem mystischen Schalle die Geschichte einer ganzen Urwelt flüstern zu hören glauben. Dieß ist jedoch nur Täuschung; das Wort gehört den neueren Sprachen an und die Erklärung geht auf dem einfachsten Wege vor sich. Miscalca bedeutet nämlich nicht bloß den Tannzapfen, sondern auch den Maiskolben und steht etwas verrenkt für discalca, discarica (franz. décharge), wie man wohl den Stumpf nennen konnte, der nach Wegnahme der Deckblätter und Körner übrig bleibt. Aus demselben carica, carca leitet aber der Verfasser auch das deutschtirolische Tschurtsche, Fruchtzapfen der Nadelbäume, ab, welches also im Gegensatz ein Ding bedeutet, das mit Decken und Nüßchen beladen ist. (Daher der bekannte Familienname Tschurtschenthaler.)

Durch diese und andere ähnliche Deutungen stellt sich also leider heraus, daß in den wälschtirolischen Dialekten keine Reste der Ursprache erhalten und daß von derselben nur jene seltsamen Ortsnamen übrig geblieben sind, wie Velturns, Schluderns, Glaterns, Similaun, Tilisuna 2c., die wir bekanntlich nicht verstehen. Sind wir nun aber, wie gesagt, dem rhätischen Räthsel nicht näher gekommen, so ist doch über all den schwer zugänglichen, bisher noch

so wenig erläuterten, romanischen Volksmundarten, die vom Gotthard bis ans adriatische Meer gesprochen werden, ein höchst überraschendes Licht aufgegangen. Es wäre nun ein Vergnügen, zu zeigen, wie ungemein stark in diesem Sprachstoff noch das longobardische Element vertreten, wie zahlreich in dieser romanischen Verkleidung die deutschen Wörter sind, aber solche Auseinandersetzungen würden uns hier zu weit führen. Wir wollen nur mit großer Befriedigung anmerken, daß auch Herr Schneller geneigt ist, die Deutschen im wälschtirolischen und im venedischen Gebirge, wie wir, für Longobarden anzusehen. Nach diesem ist es aber Zeit, zu Ende zu kommen, und wir schließen in der Ueberzeugung: es werde jedem Deutschen, der an solchen Studien Antheil nimmt, zur Freude gereichen, daß ein Deutscher — man darf wohl sagen: zuerst — jene romanischen Volksmundarten in der Weise unsers Altmeisters Friedrich Diez der deutschen Wissenschaft erschlossen hat. Dieser aber wird nicht leicht an einem andern Schüler so viel Wohlgefallen erlebt haben, wie nunmehr an Christian Schneller.

Als diese, zuerst am 10. December 1869 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienene Besprechung hier abermals zum Abdruck kommen sollte, habe ich mir das Vergnügen nicht versagt, das Büchlein meines Freundes Schneller noch einmal von Anfang bis zu Ende durchzugehen. Ich habe mir dabei, um nicht ganz aus der Uebung zu kommen, verschiedene Bemerkungen aufgezeichnet, die etwas tiefer in das Werkchen eindringen und daher den Liebhabern der Rhätologie vielleicht nicht unwillkommen

sein würden; allein mir fehlt jetzt leider die Zeit, sie druckreif zu machen und ich behalte mir daher vor, ein andermal auf sie zurückzukommen.

Es ist oben schon gesagt, daß Herr Schneller die altersgrauen Trümmer aus dem Idiom der Urbewohner, deren Wiedererscheinen mit so großer Spannung erwartet war, nicht aufzufinden vermochte. Und doch zeigen sich in seinem Büchlein so manche Wörter, die theils gar nicht, theils nur sehr künstlich und mit höchst bedenklichem Erfolge erklärt werden konnten. Es wäre vielleicht nicht so uneben gewesen, diese räthselhaften Stücke wenigstens zusammenzustellen und sie als Erscheinungen zu bezeichnen, die des Rhäticismus verdächtig seien. Allein es ist ein bekannter Charakterzug meines werthen Freundes, daß er die alten Rhätier nicht mehr zu Worte kommen lassen will, während ich seit dreißig Jahren eifrig bestrebt bin, diesen biedern, nur leider so früh verschollenen Urbewohnern wieder zu einiger Anerkennung zu verhelfen. Allerdings gebe ich gerne zu, daß durch eine Zusammenstellung jener räthselhaften Stücke ihre Erklärung nicht wesentlich gefördert würde und daß ich zur Zeit für solche Fossilien überhaupt nur insoferne eine Verwendung weiß, als sie sich etwa zur Deutung von Ortsnamen tauglich erweisen. Ich kann ferner nicht läugnen, daß sich zu diesem Zwecke vielleicht auch nur zwei oder drei aus jenem Häuflein verwerthen ließen. Indessen ist doch noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Wer weiß, ob uns nicht das churische Rhätien, wenn es einmal mit Schnellerschem Fleiße durchforscht ist, einigen Ersatz für die Enttäuschungen gibt, die uns Wälschtirol gebracht.

XIII.

Ludwig Rainer von Fügen,

der Natursänger.[1]

1870.

1.

Als ich im jüngsten Herbste wieder einmal das Unterinnthal durchzog, kam ich eines Nachmittags auch in den schönen Flecken Schwaz, zu Herrn Franz Rainer, dem Postmeister. Ueber seinen Trinkgemächern lag um diese Zeit eine tiefe Stille — nur an einem Tische des Herrenstübels saßen in leisem Gespräch bei seiner Schwester zwei schwarzgekleidete Gestalten. Die eine war blond, die andre dunkelhaarig — wohlgestaltet waren sie beide — welche mehr, welche weniger, wäre schwer zu entscheiden und gefährlich zu sagen.

Ich setzte mich auch zu der kleinen Gesellschaft und wurde freundlich aufgenommen. Aus dem Gespräch ergab sich bald, daß die beiden Damen — Frauen, Fräulein, Mädchen? noch wußte ich nicht, für was ich sie eigentlich nehmen sollte — von einem nahen Dorfe hereingekommen

[1] Zuerst erschienen in der Gartenlaube unter dem Titel: Eine Zillerthaler Sängerfamilie. 1870. Nr. 48 ff.

waren und Abends wieder dahin zurückfahren würden. Das Dorf aber heiße Margreten.

„Margreten!" wiederholte ich, „da waren einmal vor fünfundzwanzig Jahren zwei schöne Wirthstöchter, von denen damals viel gesprochen wurde."

„Ja, ja," sagte die dunkelhaarige Gestalt, „sie waren sehr hübsch; auch Doctor Steub hat ihre Schönheit rühmend erwähnt."

„Was mag aus ihnen geworden sein?" fragte ich. „Wissen Sie etwas von ihnen?"

„O ja," antwortete die blonde Gestalt, „wir sind da sehr gut unterrichtet; es waren nämlich unsere ältesten Schwestern. Die eine lebt jetzt als Wittwe zu Trient, die andre reist als Directrice einer Tiroler Sängergesellschaft in Rußland."

„In Rußland!" sagte ich, „das ist weit weg!"

„Nicht so weit, als es scheint," entgegnete die Dunkelhaarige, „wenigstens nicht für uns. Wir waren beide schon zehn Jahre dort."

„Um Gotteswillen," sagte ich, „was hatten Sie denn da zu thun?"

„Wir haben gesungen," erwiderten beide Gestalten.

Jetzt war mir manches klar. Ich ließ in meinen Forschungen eine Pause eintreten, welche die Dunkelhaarige benutzte, um zu fragen:

„Aber mit wem haben wir die Ehre?"

„Sie haben mich so eben einer Erwähnung gewürdigt."

„Ach so!" sagte sie überrascht, „also Doctor Steub! Das wird unseren Schwager freuen; er wird gleich wieder da sein. Er kennt Sie ja noch von alten Zeiten her."

Nun gut — somit waren denn beide Theile entlarvt. Aus dem ferneren Gespräche aber will ich zur Ergänzung noch Folgendes nachtragen.

Die beiden Mädchen waren also jüngere Töchter aus dem Wirthshause zu Margreten, wo einst vierzehn Kinder rumorten, alle schön gestaltet und gut begabt, von denen jetzt noch sieben am Leben sind. Die dunkelhaarige Schwester nennt sich Therese, die blonde — Isabella. Die schwarzseidenen Kleider deuteten auf den Tod des Vaters, des Herrn Jacob Prantl, welcher vor wenigen Wochen in Margreten verschieden war, nachdem ihm die Mutter um drei Jahre vorausgegangen. So weit sind wir jetzt in der Welt zerstreut, sagten die Töchter, daß von allen sieben Kindern nicht eines am Sterbebette des Vaters war! Der Schwager aber, den sie erwähnt hatten, ist Ludwig Rainer, der mit ihrer älteren Schwester Anna vermählt ist. Alle jene, welche etwa mein Buch „Drei Sommer in Tirol" auf ihrem Bücherrahmen haben, werden ihn Seite 543 [1] geschildert finden (die beiden Wirthstöchter von Margreten stehen auf der vorhergehenden Seite), wie er damals vor sechsundzwanzig Jahren als schmucker Zillerthaler die Posaune blies, während die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, darunter auch der jetzige Kaiser, zu Fügen ihren festlichen Einzug hielten.

Ludwig Rainer repräsentirt jetzt eigentlich als reisender Sänger einzig und allein die zweite Generation seiner berühmten Familie, denn Franz Rainer zum Beispiel, auf der Post zu Schwaz, auch ein Epigone, ist zwar ein guter

[1] Zweite Auflage, Bd. I. S. 216.

Postmeister, reist auch mitunter, singt aber nicht. Die jüngeren Vettern zu Fügen dagegen singen zwar mitunter, reisen aber nicht.[1] Andere Rainer, welche noch jodelnd in der Welt herumziehen, sind Pusterthaler und aus einem andern Stamm. Ludwig Rainer brachte die Liebe zum Gesang, den Unternehmungsgeist, die Thatenlust auch in die Wirthsfamilie zu Margreten und legte sich dort eine blühende Pflanzschule an, so daß er immer drei oder vier Kinder des Hauses in seinem musikalischen Gefolge mit sich führen konnte. So kamen auch Anna, Therese, Isabella und der Bruder Alois mit ihm nach Rußland, wo sie sich Jahre lang in Petersburg und Moskau aufhielten, ja sogar bis Nischnei Nowgorod streiften. Das feine Leben in Rußland, die freundliche Aufnahme, die schönen Diners, den ewig knallenden Champagner daselbst, das wußten die beiden Fräulein, während sie sich eine Cigarre drehten, auch nach Gebühr zu loben. Je länger man dort an einem Orte bleibt, sagten sie, desto beliebter wird man; in Deutschland dagegen, wenn man dreimal gesungen hat, scheint man schon überflüssig. Selbst der Kaiser von Rußland zeigte sich als begeisterten Liebhaber der Almenlieder; ja er sang oft selber mit und jodelte um die Wette mit den Zillerthalern.

Unter diesen Gesprächen trat endlich auch Ludwig Rainer ein, welcher von einem Besuche zurückkam. Seit

[1] Franz Rainer, der jüngere, der Sohn des gleichnamigen, jetzt verstorbenen Postmeisters zur Krone zu Fügen, war allerdings auf der Pariser Weltausstellung noch als Sänger thätig, hat aber seitdem in seiner Heimath den Hackelthurm übernommen und da eine gute Wirthschaft gegründet.

jenem Tage in Fügen haben wir uns zwar nicht mehr gesehen, aber immer in Gedanken behalten, so daß wir uns nun in Schwaz mit vollem Rechte als alte Bekannte begrüßen durften. Ludwig Rainer, weltgewandt, unverzagt und schlagfertig, ist auch äußerlich ein wohlgebauter, starker Mann. Namentlich in der Tirolertracht, wenn er als Zillerthaler Schütze auftritt, stellen sich seine Formen imponirend dar. Sein Auge ist lebhaft, ebenso sein Gespräch. Sein Wesen und sein Charakter wird aus dem biographischen Denkmal hervorgehen, welches wir aus seinen eigenen Bausteinen ihm hier zu setzen gedenken.

Damals fragte ich nämlich Herrn Ludwig Rainer, ob er mir keine Materialien zur Geschichte seiner Familie mittheilen könne — es sei eine zweite Auflage der „Drei Sommer" im Anzug und mein Wunsch wäre, die dürftigen Notizen, die über die Rainer in der ersten vorkommen, etwas erweitern und ergänzen zu können.

„Da kann ich Ihnen schon behülflich sein," entgegnete er. „Ich habe Einiges niedergeschrieben, was ich Ihnen gern zur Benutzung überlasse. Uebrigens sollten Sie jetzt gleich mitkommen nach Margreten. Dort ist unser Familienmuseum — dort haben wir alles zusammengestellt, was wir von unsern Reisen als Erinnerungen und Andenken mitgebracht: Bilder, Photographien, Pokale, Kränze, Bänder, Fahnen und allerlei mitunter sehr werthvolle Geschenke. Das würde Sie gewiß interessiren!"

Leider war es schon Nacht geworden, und da ich am andern Morgen aufwärts gegen Innsbruck zu fahren gedachte, so war Margreten, das abwärts liegt, mit meiner Richtung nicht zu vereinigen. Ich lehnte daher dankend

ab und versparte mir den Besuch auf ein andermal, habe ihn aber bisher noch nicht ausgeführt.

Ludwig Rainer sandte mir bald darauf zwei handschriftliche Foliobände, deren einer die Geschichte seiner Jugend, der andere aber das Tagebuch enthält, welches er auf der Reise von Tirol nach Amerika in den Jahren 1839 bis 1843 geführt. In dem ersteren dieser Foliobände findet sich nun mancherlei, was der Mittheilung nicht unwerth scheint. Ludwig Rainers Jugendgeschichte ist ein farbenreiches Lebensbild aus dem Alpenlande und wird hoffentlich alle Leser ansprechen, welche den frischen, kecken, liederlustigen, nur etwas leichtblütigen Zillerthalern freundlich zugethan sind. Sollte sich hin und wieder ein Bestandtheil zeigen, der etwas unwahrscheinlich klingt, so wollen wir die Ehre, für die Wahrheit, falls sie bestritten würde, einzutreten, gern Herrn Rainer selbst überlassen.

2.

„In dem schönen Zillerthale," beginnt die Erzählung, „im lieblich gelegenen Pfarrdorfe Fügen, lebte einst unter anderen ein Metzgermeister mit Namen Joseph Rainer. Er war ein braver alter Deutscher und hauste auch mit seiner Gattin ganz glücklich, obgleich er sich, da er acht Kinder, sechs Knaben und zwei Mädchen, zu ernähren hatte, nicht ohne Mühe durchs Leben schlug. — Vater Rainer war einer der ersten Tenoristen seiner Zeit, wußte seine weltlichen Liedlein sehr angenehm vorzutragen, hatte aber auch jährlich einen geringen Gehalt von der Pfarrkirche, weil er an Sonn- und Feiertagen auf dem Chore mitsang. Auch fünf seiner Kinder waren mit musikalischen

Anlagen gut ausgestattet, den drei übrigen aber fehlte das Talent. Unter diesen letzteren war übrigens ein Mädchen, Helene mit Namen, von so großer Schönheit, daß sie in der ganzen Gegend zu Berg und Thal nur die schöne Lene genannt wurde. Auch ihr ältester Bruder, Johann, war ein Musterbild von einem Zillerthaler Burschen, und wenn die schöne Lene mit diesem im Feiertagsstaat durch die Straßen von Fügen ging, blieben die Leute gern stehen, um das Geschwisterpaar zu bewundern."

Nun folgt eine Episode von Marie Rainer, der schönen Lene Schwester, die minder hübsch, aber sehr gutmüthig und fleißig war und in ihren jungen Jahren eine Liebschaft mit einem andern Rainer einging, welcher eines Baders Sohn, übrigens nicht mit ihr verwandt gewesen ist, wie es denn überhaupt im Zillerthale mehrere Geschlechter gibt, die jenen Namen führen, ohne einen gemeinschaftlichen Stammvater anzuerkennen. Marie also und der Baderssohn liebten sich, aber leider gegen den Willen ihrer Eltern. Nichtsdestoweniger war ihre Liebe so heiß, daß Marie sich vergaß und am 18. Juli 1821 eines Knäbleins genas, welches sofort auf den Namen Ludwig getauft, später aber in beiden Hemisphären als Natursänger viel genannt und berühmt wurde — derselbe Ludwig Rainer nämlich, von dem wir eben zu sprechen haben. Seinen Vater schickte damals der alte Cuiorg (Chirurg) zur Strafe nach Wien. Von dort aus schrieb er noch etlichemale an sein Liebchen und versprach ihm ewige Treue. Wie es aber weiter ergangen, wird bald erzählt werden.

Nachdem hierauf etwa dreiviertel Jahre verflossen waren,

begab sich ein Ereigniß, welches für die ganze Familie eine neue Aera begründete. Es kam nämlich einer der Brüder, Namens Felix, aus der Schweiz zurück, wo er sich einige Jahre in den Diensten eines Pferdehändlers aufgehalten und einiges Geld erspart hatte. Er wurde von Allen mit Freuden begrüßt. Am ersten Abend versammelte sich auch das ganze Hauswesen in der großen Stube, um der Erzählung seiner Abenteuer zu lauschen. Bei dieser Gelegenheit nun läßt ihn Ludwig Rainer folgende Ansprache halten:

„Seitdem ich Euch, meine Lieben, verlassen, habe ich meinem Herrn und Freunde in der Schweiz als Kuppelknecht treue Dienste geleistet. Wir kamen weit in der Welt herum und betrieben unser Geschäft mit Glanz. Wenn wir nun unterwegs waren, wurde ich auf allen Stationen ersucht zu singen, und da mir Gott eine gute Stimme verliehen, so ließ ich mich auch nie lange bitten. Ich ward also der Liebling meines Herren und überall, wo ich hinkam, als lustiger Tiroler Sänger gesucht und geehrt. So sah ich bald ein, daß ich durch dieses Geschäft nicht nur mich allein, sondern auch meine anderen Geschwister glücklich machen und auf leichtere Art mehr verdienen könnte, denn als Kuppelknecht. Mein Herr, dem dieser Plan ganz gut gefiel, stellte sich meinem Vorhaben nicht entgegen und obwohl er mich sehr ungern entließ, so wünschte er mir dennoch alles Glück. Und so trat ich denn meine Rückreise an und bin jetzt hier, um Euch mit meinen kleinen Ersparnissen als Sänger in die weite Welt zu führen.“

Als Felix seine Ansprache geschlossen, jubelten Alle

vor Freude über die neuen Aussichten, welche er ihnen eröffnet hatte. Sie waren Alle schnell überzeugt, daß ihre Zukunft und ihr Glück auf den Almenjodler gegründet werden müsse.

Sofort stellte Jener auch sein Quartett zusammen und begann die Uebungen. Marie und Franz übernahmen die oberen, Felix und Joseph die unteren Stimmen.

Die schöne Lene und Bruder Johann mußten, weil ihnen Gott keine Stimme verliehen, zu ihrem großen Verdruß zu Hause bleiben. Auch Ludwig Rainer blieb in der Heimath und wurde einer alten Färbermeisterin zu Zell in Wart und Pflege gegeben.

Als nun Alles geordnet und die vier Geschwister tüchtig „zusammengelernt" waren, traten sie muthig ihre erste Reise an. Rührend war ihr Abschied von dem heimathlichen Fügen. Eine unzählige Menge von Freunden und Freundinnen begleitete sie bis zum Dorfe Straß, welches am Eingange des Zillerthals liegt. Von allen Fenstern und von den Feldern herein wurden ihnen Glückwünsche zugerufen. Zu Straß beim Neuwirth erwartete sie ein Abschiedsmahl. Noch einmal sangen sie dem fröhlich aufgeregten Gefolge ihre schönsten Lieder vor. Zum Schlusse erfreute die Scheidenden noch ein weithin hallendes Lebehoch und dann stiegen sie unter Thränen in den Wagen und fuhren gedankenvoll dem Flachlande zu.[1]

Und so vergingen die Tage, und Ludwig Rainer hatte

[1] Diese Erzählung vom Anfange der Rainer'schen Unternehmungen läßt sich allerdings mit dem Berichte, den ich einst von Joseph Rainer erhalten (Drei Sommer, S. 540. Zweite Auflage. Bd. I. S. 213) nicht leicht vereinigen, doch fand ich mich nicht berufen, etwas daran zu ändern.

gehen und reden gelernt und war ein paar Jahre alt geworden, und spielte eines Abends im neugewaschenen Wämschen und Höschen vor dem Hause seiner Pflegemutter, als ein junger Mann daherkam, der ihn fragte, wie er heiße und wer seine Mutter sei. Darauf gab er seinen Namen an und sagte, wie man ihn gelehrt hatte, seine Mutter sei eine große Frau, welche jetzt noch in der Welt draußen singen müsse, aber bald mit vielem Gelde nach Hause kommen werde. An diesen Worten erkannte der junge Mann sein Söhnlein, wollte es aufheben und küssen, allein dieses schrie so fürchterlich, daß alsbald die Pflegemutter herbeieilte, welche es begütigte und, da sie den jungen Mann erkannt hatte, freundlich fragte, ob es denn dem Vater kein Bussel geben wolle. Dadurch ermuthigt sträubte sich das Kind nicht länger, und so wechselten denn Vater und Sohn die ersten Küsse. Die alte Frau bewirthete hierauf den jungen Mann, und während er einige Erfrischungen einnahm, wurde auch das Söhnlein immer zutraulicher.

Nachher begaben sie sich mit einander vor die Hausthüre, wo sich ein Graben befand, etwa klafterbreit und zwei Schuh tief, durch welchen der Unrath aus der Färberei hinausgeleitet wurde. Am Rande desselben fragte der Vater scherzend den Kleinen, ob er auch springen könne. Dieser sah in der Frage eine Aufforderung, wollte die Probe sogleich ablegen, riß sich aus der Hand des Vaters los, versuchte einen Sprung über den Graben, erreichte aber das andere Ufer nicht, sondern fiel mit dem neugewaschenen Wämschen und Höschen mitten in den Unrath hinein, so daß die schwarze Jauche über seinen Kopf zusammenschlug.

„Mein Vater," erzählt Ludwig Rainer, „der mich eiligst herauszog, mußte zwar über meine Figur gar herzlich lachen, war aber doch in großer Verlegenheit, weil er selbst mich zu dem Wagstück angereizt hatte. Ich sah aus, als hätte ich mich in einem Tintenfasse gebadet. Meine Pflegemutter kam auch herbei und erhob einen schrecklichen Jammer über die verdorbene Wäsche, während ich meinen Vater stolz anblickte und ihn fragte, ob ich nicht ein frischer Bue sei."

Des anderen Tages hatte der junge Mann eine lange Unterredung mit der Pflegemutter und klagte ihr mit Thränen, daß er nicht länger bleiben dürfe, daß er auf dem Wege nach dem Pinzgau sei, um dort eine reiche Bauerntochter zu heirathen, welche ihm sein Vater, der alte Bader, ausgesucht. Des andern Morgens drückte er sein Söhnlein noch einmal an sein Herz, und vierzehn Tage darauf wurde er in Pinzgau mit der reichen Bauerntochter getraut.

Später zog er mit seinem Hauswesen nach Fügen, wo er unter den Fittigen des alten Cuiorgen sich als dessen Nachfolger aufthat, als solcher sehr beliebt wurde und später in guten Verhältnissen das Zeitliche segnete.

Allmählig waren drei Jahre verstrichen, seitdem die Mutter in die weite Welt gegangen. Eines Morgens nun war Ludwig Rainer mit seiner Pflegerin eben auf dem Wege nach der Kirche, als ein schöner zweispänniger Wagen über die Brücke bei Zell hereinrollte. Darin saß in städtischer Kleidung eine Frau mit drei wohlgestalteten jungen Burschen. Der Wagen fuhr vor dem Wirthshause „Zum Wälschen" an, allwo sich alsbald eine große Men-

schenmenge versammelte, um den Ankömmlingen, den Rainern, die Hand zum Gruße zu bieten. Die Brüder gingen ohne Verzug unter Dach, um mit ihren Freunden das Wiedersehen zu feiern; die Frau aber eilte zum Färberhause, um ihr Kind aufzusuchen. Sie kam jedoch nicht weit, denn die Pflegemutter trat ihr bald mit dem Zöglinge entgegen, der sich aber anfangs vor ihr fürchtete.

„Schmerzlich weinte meine Mutter, als sie mich ans Herz drückte; noch mehr weinte sie aber, als ich ihr erzählte, daß vor kurzer Zeit auch mein Vater hier gewesen sei, um mich zu besuchen, und mich herzlich geküßt habe. Und wie er mich geküßt hat, sagte ich ihr, hat er fürchterlich geweint und gesagt: ‚Wenn nur deine Mutter hier wäre!‘ Bei dieser meiner unschuldigen Erzählung brach meine Mutter in lautes Schluchzen aus; meine Pflegerin gebot mir hastig zu schweigen, und wir gingen darauf alle drei in die Kirche hinein, damit es den Leuten nicht auffallen sollte. Hier betete ich das erstemal mit meiner lieben Mutter.“

Nachdem sich diese etwas erholt hatte, gingen sie zu den anderen im Wirthshause, zu den Oheimen, welche den kleinen Neffen alle mit Geld beschenkten. Auch die Mutter gab ihm ein seidenes Beutelchen, das etwa zwanzig Gulden enthielt.

Das Knäblein war ganz außer sich vor Freude; aber als es befragt wurde, ob es nicht mit der Mutter nach Fügen gehen und bei ihr bleiben wolle, stellte es gleichwohl die Bitte, man möge es lieber bei seiner bisherigen Pflegerin belassen, welche ihm so theuer geworden war, daß es sich von ihr nicht trennen mochte.

Die Sänger aber, die von ihrer ersten Weltfahrt zu-

rückgekommen, wurden jetzt im ganzen Zillerthale gepriesen und verehrt. Unbeschreiblich war auch der Eltern Freude. Der Vater zog sich nunmehr leicht aus seiner bedrängten Lage und konnte sein Geschäft viel vortheilhafter und schwungvoller betreiben als zuvor.

Aber die weltgewohnten Sänger mochten die müßige Ruhe in dem stillen Fügen nicht lange ertragen. Nach zwei Monaten schon gingen sie auf eine zweite Reise, und diesesmal zog auch Anton Rainer, ein anderer Bruder, mit, welcher eine herrliche Baßstimme besaß. Er hatte bisher das Schneiderhandwerk betrieben; aber als ihm die Geschwister, die eben zurückgekommen, von dem lustigen Leben in der großen Welt erzählten, da schien es ihm auch angenehmer und rühmlicher, im schönen Alpencostüme auf decorirter Bühne zu stehen und der erstaunten Menschheit liebliche Lieder vorzusingen, als zeitlebens bucklig auf der Schneiderbude zu sitzen und eine Nadel nach der andern einzufädeln.

Auf dieser zweiten Reise kamen die Zillerthaler Sänger zum erstenmale nach England, wo sie an dem österreichischen Gesandten, dem Fürsten Esterhazy, einen mächtigen Gönner fanden. Georg der Vierte, sonst eben kein liebenswürdiger Patron, kehrte doch gegen die Tiroler seine angenehmsten Seiten heraus, beherbergte sie längere Zeit zu Windsor, ließ ihnen ihre ganze Tracht von Kopf zu Fuß aus feinstem Tuch und Seidenzeug neu machen, auch goldene Knöpfe mit dem großbritannischen Wappen daraufsetzen und schenkte ihnen neue Gürtel oder „Ranzen“, auf welchen silberne Schilde mit demselben Wappen erglänzten. So wurden sie fashionable, fanden allenthalben in dem

vereinigten Königreiche die freundlichste Aufnahme und ersangen sich ganz ungeahnte Summen.

Und eines Tages wurde dem alten Joseph Rainer zu Fügen ein Schreiben seiner Kinder überreicht, welches ihm kundgab, wie glücklich es ihnen bis dahin gegangen, und ihn einlud, „zu einem fröhlichen und feierlichen Wiedersehen“ nach Frankfurt am Main zu kommen. Dahin solle er auch die Mädchen bringen, mit denen sich die Brüder vor ihrer Abreise versprochen hatten. Marie aber gab den Auftrag, dem Cassian Wildauer, Hausknecht beim Eignerwirth in Fügen, freundlichst zu vermelden, daß sie ihn, da sie doch auf ihre erste Liebe verzichten müsse, zu ihrem Gemahl erkoren habe, wenn er damit einverstanden sei.

Cassian Wildauer war von seiner Geburt aus ein Bauernsohn von Fügen, und hatte noch elf Geschwister, darunter auch einen Zwillingsbruder Namens Anton. Diese beiden waren sich aber dermaßen ähnlich, daß sie in der Jugend beständig mit einander verwechselt wurden, weßwegen auch Anton als Erkennungszeichen ein rothes Band um den Hals tragen mußte, da außerdem der Lehrer, ja selbst die Mutter nicht im Stande war, sie beide zu unterscheiden. Auch als sie erwachsen, waren die Brüder nicht leicht auseinander zu kennen, so daß man oft mit dem einen über Dinge sprach, welche den andern betrafen, in der Meinung, man habe den rechten vor sich.

Eben so wenig gelang es dem Gerichte die Zwillinge zu unterscheiden und wenn sie, wie öfter vorkam, wegen Raufereien vorgeladen waren, schlüpften sie gewöhnlich straflos durch, weil der Kläger nie mit Sicherheit behaupten konnte, welcher von den beiden ihm die Püffe gegeben

habe. Später mußte übrigens das väterliche Anwesen der Schulden wegen verkauft werden und die zwölf Geschwister gingen alle unter fremde Leute, wo sie sich leidlich fortbrachten. Anton zog als Viehhändler nach Rußland aus und scheint dort sein Glück gefunden zu haben; Cassian wurde, wie schon angegeben, Hausknecht beim Eignerwirth in Fügen.

Anton und Cassian, die Zwillinge, waren übrigens zur selben Zeit in der ganzen Gegend berühmt als große Meister im Raufen, „was damals im Zillerthal das schönste Geschäft war.“ Auch waren sie sehr stark, flink und hübsch gebaut. Sie standen in gleichem Alter mit den jungen Rainern und wuchsen mit diesen auf. Der Stiefvater Cassel erzählte später noch oft, daß sie in jungen Jahren viele dutzendmale mit einander gerauft hätten, denn auch die Rainer waren vor ihren Sängerzügen große Freunde von derlei körperlichen Uebungen gewesen, namentlich Bruder Felix, welcher schon in seiner Jugend den linken Ohrlappen im Kampfe verloren hatte.

Nichtsdestoweniger waren die Zwillinge und die Rainer Buben in der Hauptsache von Jugend auf die besten Freunde und darum wurde auch die bevorstehende Heirath der Schwester Marie mit dem Cassel von den Eltern und den Brüdern nicht ungerne gesehen.

Nach wenigen Wochen hielten nun die sämmtlichen Geschwister, die also wieder heimgekommen, fröhliche Hochzeit zu Fügen in dem Dorfe. Die vier Jungen hatten sich sehr hübsche und, was noch besser, sehr brave Mädchen auserwählt. Mit irdischen Glücksgaben war jedoch nur Eine gesegnet, nämlich Bruder Antons Braut, welcher ihr

Vater am Hochzeitstage eine ansehnliche Mitgift auf den Tisch legte.

Etwa acht Tage vorher war übrigens Marie Rainer mit ihrem Bräutigam in Zell erschienen, um ihr Söhnlein zur Hochzeit einzuladen und ihm seinen künftigen Vater vorzustellen. Sie brachte ihm viele hübsche Sachen mit und bezeigte ihm große Zufriedenheit, weil er in der Schule so brav gelernt hatte.

Bald darauf trat die Sängergesellschaft ihren dritten, in dieser Zusammensetzung ihren letzten Weltgang an. Sie verbrachte die meiste Zeit abermals in England und blieb im Ganzen drei Jahre aus. Währenddessen ging Ludwig Rainer mit Ehren durch die Zeller Dorfschule. Er stand sich vortrefflich mit seinem Lehrer, der zu ihm und seiner Pflegemutter gar gerne in den Heimgarten kam, und von dieser und ihren beiden ledigen Schwestern, welche bei ihr wohnten, immer freundlich aufgenommen und bewirthet wurde. Er erzählte dann den drei Frauenzimmern, die in Liebe zu ihrem Zögling wetteiferten, wie fleißig dieser lerne, ja er malte ihnen das Bild oft schöner aus, als es wirklich war. Deshalb ging er auch nie weg, ohne etwas im Kopfe oder in der Tasche davonzutragen, und kam darum sehr gerne wieder.

In diesen Tagen geschah es auch, daß die Großeltern zu Fügen ihre Fleischhackerei dem ältesten Sohne Johann übergaben, welcher dann sofort eine Wirthstochter aus dem nahen Hard zum Weibe nahm. So war die schöne Lene allein noch übrig. „Sie konnte sich aber keinen Edelmann erwarten“ und mußte sich zuletzt mit einem Fabrikarbeiter, der ein kleines Häuschen besaß, zufrieden geben.

In jenen Tagen geschah es ferner, daß Frau Nothburga Rainer, des abwesenden Antons jugendliche Gattin, zu Fügen ein sehr trauriges Ende nahm. Sie wurde nämlich im ersten Wochenbette von einer hitzigen Krankheit befallen, so daß sie immer von ihrem lieben Gemahl phantasirte und immer die Furcht aussprach, er komme nicht mehr zu ihr zurück. Ursache war, daß wenige Tage vor ihrer Entbindung ein Brief die Nachricht gebracht hatte, ihr Mann liege todtkrank in London, sei von den Aerzten aufgegeben und sie möchten für seine arme Seele beten. Frau Nothburga's Zustand war der Art, daß man sie nicht allein lassen konnte, ihr vielmehr drei Weiber beigab, welche sie bewachen sollten. Aber als diese Hüterinnen sie einmal nur für einen Augenblick allein gelassen, erhaschte sie ein Brodmesser und gab sich drei tödtliche Stiche ins Herz. Sie war nicht mehr zu retten, ließ aber ihrem lieben Manne, der von seiner schweren Krankheit doch wieder genas, ein hübsches Mädchen zurück.

Der Stiefvater, der überhaupt als etwas rauh und kalt geschildert wird, scheint sich übrigens um den jungen Ludwig sehr wenig gekümmert zu haben. Nur einmal während der dreijährigen Abwesenheit der Mutter kam er ihn zu besuchen nach Zell und machte ihm eine Tabakspfeife zum Präsent; die Mutter aber nahm ihm später das Geschenk wieder ab, da sie nicht haben wollte, daß ein so kleiner Spreizer schon rauchen solle.

Nach drei Jahren also kamen die Geschwister Rainer wieder nach Hause, legten ihren Wanderstab nieder, kauften sich schöne Anwesen und fingen ein häusliches Leben an.

Frau Marie Wildauer fuhr dann auch wieder mit ihrem Gatten nach Zell, um den kleinen, jetzt zehnjährigen Ludwig abzuholen, der sich von der Färberin und ihren Schwestern, die er unendlich liebgewonnen, nur schluchzend und jammernd trennte. Diese seine Zieheltern hatten sein Herz dermaßen eingenommen, daß er sich in unbefriedigter Sehnsucht lange abhärmte und im Vaterhause nur langsam eingewöhnte. In Fügen war Ludwig übrigens auch wieder in der Nähe seines rechten Vaters, der ihm stets viele Liebe bezeigte, während Cassel sich als Stiefvater eben so unliebenswürdig gab wie als Gatte.

3.

Nun war wieder einige Zeit vergangen und der Junge zwölf Jahre alt geworden, als ihm sein Stiefvater eines Tages eröffnete, er habe ihn dem Schwager Felix zur Verfügung gestellt, und dieser wolle ihn als Geiser (Ziegenhirt) auf der Pfunser Alm verwenden. Ludwig war froh, aus dem elterlichen Hause zu kommen, packte seine „sieben Zwetschgen" in einen Korb zusammen und stieg, einem älteren Geiser folgend, zwei krumme Federn und einen hölzernen Löffel auf dem Hute, getrost hinauf nach Pfuns.

Dieses sein Almenleben beschreibt nun Ludwig Rainer in folgender Weise:

„Ich befand mich auf der Alm ganz gut und wohl. Was ich da zu thun hatte, war Morgens und Abends meine Ziegen zu melken und meinem Melcher (Senner) in der Hütte sonst etwas behülflich zu sein. Der Melcher war ein prächtiger Mensch, desgleichen auch der Hüter und der Halbkäser. Alle waren mir sehr zugethan, weil ich ihnen

viel Kurzweil mit meinem Singen machte. Meine Stimme verbesserte sich auch von Tag zu Tag. Zeit und Gelegenheit, sie zu üben, war ja genug gegeben. Und da ich zu Hause überaus eingeschränkt gewesen und immer das wilde Gesicht meines Stiefvaters, vor dem bereits Alles zitterte, zu fürchten hatte, so fühlte ich mich so frei und glücklich wie der Vogel in der Luft, der nach langer Gefangenschaft aus seinem Käfig entkommen. Ja, ewig bleibt das Sprichwort wahr: ‚Nur wo die Gemsen springen, kann man von Freiheit singen.‘ O, wie zufrieden und glücklich fühlte ich mich, wenn ich auf einer hohen Bergspitze saß und in die Tiefen hinunterblickte, wenn die Ziegen so frisch um mich herum hüpften, wenn die dicken Nebelwolken mit Windesschnelle aus den Thälern heraufschossen, wenn das ferne Geläute der Rinder so lieblich von Berg zu Berg tönte, wenn ich die fröhlichen Gesänge der Alpenhirten von den höchsten Felsen herunter beantwortete, daß es zehnfach im Gebirge widerhallte, oder mein Stücklein Butterbrod bei einem frischen Quell verzehrte!

So suchten wir uns denn die müßige Zeit oftmals mit Gesang zu vertreiben. Einer von den Sennern spielte auch die Geige, zwar sehr erbärmlich, aber dennoch horchten die Melcher hoch auf, wenn er seine Zaubertöne erschallen ließ, und wir Alle glaubten, auf unserer Alm den zweiten Paganini zu haben. Er war auch ungeheuer stolz auf seine Kunst.

Wiederum ein anderer Melcher, denn es waren mehrere in der Nachbarschaft, erzählte gerne die alten Sagen aus dem Gebirge, woran wir alle den wärmsten Antheil nahmen, denn an diese Sagen glaubt man bei uns noch heut zu

Tage. Er erzählte zum Beispiel von den Venedigern, welche in früheren Zeiten von Venedig her angeblich auf unsere Alpen kamen und alle geheimen Schätze aus dem Innern der wildesten Berge herausholen konnten. Auch wußten sie die Berggeister zu bezaubern, welche ihnen dann dienstbar sein und die verborgenen Schätze weisen mußten. Alte Melcher behaupten jetzt noch, da und dort in den Alpen solche Schätze gesehen zu haben, aber daß einer einmal einen erhoben hätte, habe ich nie gehört. [1]

Ein andermal erzählte der Melcher eine Sage von verschiedenen verstorbenen Sennern, welche sich durch prasserisches Leben und frevelhafte Vergeudung der süßesten Butter und des fettesten Käses, mit denen sie Kegel schoben, dermaßen versündigten, daß es auf ihrer Alm, die früher weitum die beste war, gar nicht mehr Sommer wird, vielmehr hundertschuhdickes Eis darauf liegt. Diese Senner hört man oft um Mitternacht laut jammern und klagen. Ich habe sie zwar nie gehört, aber doch lief es mir bei diesen Erzählungen oft ganz schauerlich durch alle Glieder. Am Schlusse der Geschichte wurde übrigens für diese Büßer immer ein Vaterunser gebetet und nachher ging es zu Bette."

In jenen Tagen seines heiteren Almenlebens widerfuhr unserem Freunde übrigens noch ein besonderes Abenteuer, welches hier erwähnt zu werden verdient. Die Erzählung, die wir freilich etwas kürzen mußten, lautet ungefähr so:

„Zur selbigen Zeit war auch ein guter Bekannter, Felix Margreiter von Fügen, bei uns auf der Alm. Er

[1] Vgl. die Sage über das Venediger Männlein aus Paznaun; Drei Sommer in Tirol. Zweite Auflage, Bd. I. S. 64.

war eigentlich ein Handelsmann, welcher nur im Sommer, weil er immer etwas gebrechlich war, ein paar Monate auf der Pfunser Alm zubrachte, da er ein guter Freund und Nachbar von Felix Rainer war. Er war dabei ein sehr fideler Kunde und wußte gewiß überall den rechten Tact zu schlagen, wenn etwas Lustiges vor sich ging.

„Eines Abends nun, als es schon finstre Nacht geworden, saßen wir, wie gewöhnlich, am Feuer beisammen, als wir plötzlich durch einen Schuß und fernes Jauchzen aufgeschreckt wurden und uns vor die Hütte begaben, um zu sehen, was dies bedeuten sollte. Wir sahen da tief unten im Thale beim Scheine einer Fackel drei Gestalten sich hin und her bewegen, die von Zeit zu Zeit durch lautes Jauchzen zu erkennen gaben, daß sie bei so dunkler Nacht den Weg nicht mehr finden konnten. Es wurde ihnen nun durch ein angemachtes Feuer das Ziel gezeigt, und zwei von den Melchern gingen ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, um sie den nächsten Weg zu den Hütten zu führen. Als sie etwa eine Stunde später bei uns ankamen, und wir drei gute Freunde aus Fügen erkannten, welche den Felix besuchen wollten, so war die Freude, daß wir ihre Nothzeichen gehört und sie durch unsern Beistand so glücklich heraufbefördert worden, nur desto größer.

„Als nun nach dem Nachtmahle berathen wurde, was man am kommenden Morgen thun solle, machte Felix Margreiter den Vorschlag, über die Jöcher einen Ausflug nach Dux zu unternehmen. In drei Stunden könne man leicht hinübergehen. Ich sollte auch mitkommen, um den Duxern etwas vorzusingen, und als Felix Margreiter gutherzig sagte: ‚Dich kostet's keinen Heller, wir bezahlen

Alles,‘ da hat es mich bereits vom Boden gehoben vor lauter Freude.

„Nun fehlte mir aber noch die nöthige Kleidung zu dieser Wanderschaft. Ich hatte nur Holzschuhe anzulegen; meine Hosen waren voller Schmutz und mein Kittel ganz schmierig; doch fiel mir bald ein, daß mir meine Mutter beim Auszug auf die Alm auch ein neues Hemd und eine Unterhose eingepackt hatte. In letzterer fand sich zwar kein Sack, ich vermißte ihn aber auch nicht, da ich doch keinen Geldbeutel einzustecken hatte. Felix Margreiter tröstete mich überdies: es sei Alles gut genug, denn die Duxer verstünden das nicht. — Das Beste von Allem war immerhin mein Hut mit den zwei krummen Federn.

„Beim ersten Tagesgrauen waren wir schon auf dem Wege. Der Morgen war herrlich; der Auerhahn falzte in dem Gehölze, die Schneehühner zwitscherten fröhlich und die alten Jochgeier krächzten von den Felsenhöhlen herunter ihren Baß dazu. Nachdem wir etliche Zeit in der erhabensten Gebirgslandschaft gegangen und bis zum Dreieckstein gekommen waren, wo der Weg an den tiefsten Abgründen hinführt, trafen wir etwas unter dem Gipfel ein wunderschönes grünes Plätzchen sammt einer prächtigen Quelle. Doch war es gar unheimlich, rings herum in die Abgründe hinunter zu schauen, und jedem, der es versuchte, lief es eiskalt durch die Adern. Da die Sonne schon hoch und heiß über uns stand, so hieß es aber bald allgemein, wir sollten hier ein wenig ausruhen, denn wir kämen noch früh genug ins Dux. So versank denn Einer nach dem Andern in einen erquickenden Schlummer und träumte, was ihm beliebte, als uns plötzlich ein

fürchterlicher Donnerschlag aus dem Schlafe aufschreckte. Wie staunten wir Alle, uns jetzt in völliger Finsterniß wiederzufinden! Wer eine Uhr hatte, sah zuerst auf diese, in der irrigen Meinung, wir hätten den ganzen Tag verschlafen und seien nun von der Nacht überfallen worden. Aber noch mehr staunten wir Alle, als die Uhr erst elf Uhr Mittags zeigte.

„Es war also ein Gewitter über uns gekommen, ein furchtbares Hochgewitter, und die schwarzen Wolken lagen so hart an uns, daß wir keine zwei Klafter weit sehen sehen konnten. Todtenbleich blickte Einer den Andern an, und keiner wußte zu rathen oder zu helfen. Ringsum die fürchterlichen Abgründe und nirgends ein Schlupfwinkel, wo wir uns vor dem Andrang des Regens, der wie ein Wildbach auf uns niederstürzte, hätten schützen können.

„In wenigen Augenblicken waren wir auch schon so naß, daß die Wässer unten bei den Hosen herausliefen. Dazu kam noch ein entsetzlicher Sturm, der uns in die grauenvolle Tiefe hinunterzuschleudern drohte; die Blitze schlugen rechts und links in das Felsgestein, und der Donner brüllte fort und fort, daß es das ganze Gebirge erschütterte. Bald fing es auch an zu schauern, so daß wir nach kurzer Zeit bis über die Knöchel in den Hagelkörnern standen, welche wie Baumnüsse auf unsere Häupter niederrieselten. Wir waren bereits starr vor Frost, aber als unser Elend auf das Höchste gestiegen, hatte Felix Margreiter wieder einen guten Einfall. Wir führten nämlich alle fünf große Bergstöcke mit uns; diese wurden jetzt auf seinen Vorschlag entzweigebrochen, einer davon auch klein gespalten, und dann

loderte in wenigen Minuten an der Felswand das schönste Feuer auf.

„Während wir uns nun zu erwärmen und zu erheitern suchten, zog sich das Gewitter allmählich in das Thal hinab. Gegen vier Uhr stieg auch die Sonne, doch sehr matt und schwach, aus den dicken Wolken heraus, welche unter uns immer noch fortdonnerten. Wie froh waren wir aber, als wir dies schauerliche und doch so schöne Plätzchen wieder verlassen konnten! Doch ging es lange nur Schritt für Schritt an den Felswänden hin, weil das schmale Weglein sehr schlüpfrig geworden und unsere Bergstöcke verbrannt waren. Endlich um neun Uhr erreichten wir Lannersbach, den Hauptort im Duxerthal, und gingen sogleich zum Jörgel, dem berühmten Duxerwirth, welcher Anno neun unter Andreas Hofer eine große Rolle gespielt hatte und in der ganzen Gegend als ein lustiges Haus bekannt war. Er nahm uns sehr freundlich auf; wir setzten uns um einen runden Tisch, erzählten den Gästen, welche mit gespannten Ohren zuhörten, Alles, was wir seit dem Morgen erlebt, und fingen dann wacker zu zechen an. Alsbald erschien auch der Lehrer, und wir begannen nun zu singen. Die Duxer kamen schaarenweise in die Stube; bald war das ganze Haus geschlagen voll und Jörgel zeigte sich ungemein vergnügt, daß wir ihm heute einen so einträglichen Abend zu Wege gebracht. Uns ließ er eine Maß nach der andern aufsetzen, damit ja der Gesang nicht ausginge, und so blieben wir denn bis tief in die Nacht in fröhlichster Stimmung beisammen.

„Den andern Morgen kam Jörgel zu guter Zeit mit

einer Branntweinflasche an unser Bett und drängte uns, heute ja noch da zu bleiben; wir sollten Alles frei haben. Da nämlich diesen Morgen das Begräbniß eines reichen Bauern und danach, wie es landesüblich, eine Todtenzehrung bevorstand, so gedachte Jörgel, die Leute durch unsere Unterhaltung je länger je lieber festzuhalten, und er hatte wirklich, wie es sich später zeigte, ganz richtig speculirt. Bald kam auch der Lehrer und holte uns auf den Chor ab, wo wir bei dem Trauergottesdienst singen sollten. Ich hatte in meinem Leben freilich noch nie auf einem Chor gesungen, war auch noch nie in einer Unterhose in die Kirche gegangen, allein in Dux schaute mich Niemand drum an. Nach der Beerdigung begann das Hochamt, und wir Anderen fingen zu singen an, lauter bekannte Alpenmelodien, in die wir nur die Worte: Requiem aeternam dona eis, domine einlegten. Die guten Duxer waren gleichwohl mit unseren Leistungen sehr zufrieden und nach beendetem Gottesdienste erwarteten uns an der Kirchgasse über hundert Neugierige, welche uns dann alle ins Wirthshaus folgten.

„Dort begann nunmehr das Todtenmahl, und wir wurden von den Erben Alle zur Tafel gezogen. Diese wollte lange gar kein Ende nehmen; nach den Nudeln kamen Kücheln, nach den Kücheln wieder Nudeln, und dazu wurde immer tüchtig getrunken. Bald bat man uns auch, zu singen, und als wir unsere Lieder erschallen ließen, wurde Alles noch lebendiger, so daß man eher hätte glauben sollen, es werde eine fröhliche Hochzeit gefeiert. Die arme Seele im Fegfeuer war ganz vergessen, bis endlich Nachmittags um zwei Uhr wieder ‚Herr, gieb ihnen die ewige

Ruhe' gebetet wurde, womit die Tafel zu Ende war. Die Leute gingen aber gleichwohl nicht aus dem Wirthshause, sondern zechten noch bis in die Nacht hinein, und auch wir kamen erst sehr spät zu Bette. Am andern Mittag traten wir nach freundlichem Abschiede und mit Dank überschüttet den Rückweg an und erreichten gegen Abend wieder unsere Alm."

Aber auch dieser schöne Sommer verging, und es kam der Herbst und mit ihm die Zeit der Heimfahrt. Unser Freund schied sehr ungern von der Alm, denn er freute sich nicht viel auf das Vaterhaus und noch weniger auf die Schule, die er im Winter wieder besuchen sollte.

Nun ging's also an die Heimfahrt, welche Ludwig Rainer schildert, wie folgt:

„Am Vorabend wurden alle Kuhglocken reinlich geputzt und Büschel gebunden für den Melcher, den Hüter, den Halbkäser und für mich. Am andern Morgen um vier Uhr wurde das Vieh aus dem Stalle gelassen, mit den Glocken behängt und ebenfalls mit Büscheln und Federn geziert. Dann wurde der Zug geordnet. Der Melcher trieb in seinem schwarzen Hemd und rothen Hosenträgern die reichgeschmückte Maierkuh, welche sich Zottel nannte, voraus; die übrigen Kühe folgten ihm nach voll Selbstgefühl, als wenn sie gewußt hätten, wie schön sie heute verziert waren. Hierauf kam der Hüter mit seinem aufgewichsten Schnurrbart, und diesem folgte das Rindvieh und die Schaar der Schweine, die der Halbkäser mit seinem großen Rautenstrauße auf dem Hute zu hüten und zu lenken hatte. Den Schluß des Zuges bildete ich mit meinen Geisen und Schafen, welche ich stolz vor mir hertrieb.

Einer meiner Geisen hatte ich sogar einen Kranz mit Federn aufgesteckt, weil sie auf der ganzen Pfunser Alm die Königin war.

„Als wir abwärts kamen, strömten die Leute rechts und links aus den Häusern herbei, um unsern Zug zu sehen und uns freundlich die Hand zu reichen. Unser Vieh war allbekannt das schönste und schwerste in der ganzen Gegend, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein. Felix, mein Oheim, der Almbauer, wie man bei uns sagt, erwartete uns am Eingange des Dorfes mit einer Flasche Schnaps und begrüßte uns herzlich, sammt hundert anderen neugierigen Zuschauern. Meine Mutter dagegen jammerte hoch auf, als sie mich so schmutzig daherkommen sah; ich aber sagte ihr mit männlichem Ernste: ‚das ist bei uns Almern so der Brauch.‘ Ich war auch wirklich sehr stolz auf mein schwarzes Hemd, welches ich mir zur Heimfahrt mit Fleiß noch schwärzer gemacht hatte.[1]

„Als der Zug endlich bei meinem Oheim, unserm Almbauer, angekommen und das Vieh in den Ställen versorgt war, wurde uns mit Speis' und Trank gar prächtig aufgewartet. Nachdem wir nun bis zum späten Abend so fröhlich beisammen gewesen, zahlte Felix einem jeden seinen ausgemachten Lohn aus, wie es bei den Aelplern Sitte ist, weil sie nur für die Sommermonate angestellt werden, und dann nahmen wir Alle herzlichen Abschied von einander. Mir gab der Oheim einen Thaler extra,

[1] Die Schwärze des Hemdes, welches auf der Alm nie gewechselt wird, soll nämlich andeuten, daß die Senner, fern von aller Ueppigkeit, auch der des Waschens, sich fleißig mit dem Vieh befaßt, keine Mühe und Arbeit gescheuet haben ꝛc.

obwohl mir eigentlich kein Lohn gebührte, da mich mein Vater nur aus Gefälligkeit abgegeben hatte. Dieser Thaler wurde zu meinem übrigen Schatzgeld gelegt, denn ich hatte schon gegen fünfzig Gulden schönes Silber beisammen.

„Als ich nun an jenem Abend zu Hause ankam, hatte meine Mutter auch schon heißes Wasser und reine Wäsche in Bereitschaft. Ich wurde wider meinen Willen gleich einem Schäflein gebadet und säuberlich hergerichtet, und fühlte mich dann, obwohl ich von meinem schwarzen Almenhemde sehr ungern schied, doch frisch und froh wie neugeboren."

4.

Im nächsten Jahre wurde Ludwig Rainer zur besseren Ausbildung in die dritte Classe der deutschen Schule nach Innsbruck gebracht. Er gesteht aber selbst ein, daß er dort, fast ohne Aufsicht gelassen, bald ein zügelloser Wildfang geworden sei und nichts gelernt habe.

Als das Jahr vorüber und der Junge heimgekommen war, hatten die Eltern keine Lust mehr, ihn wieder in die Stadt zu schicken, behielten ihn vielmehr zu Hause und verwendeten ihn zur Bauernarbeit. Immer bemüht, dem Gatten Freude zu machen, ohne viel Dank dafür zu ernten, erkaufte die Mutter um diese Zeit dessen väterliches Anwesen, und damit gewann denn auch die ganze Wirthschaft einen höheren Schwung. Der Vater aber nahm seine Mutter, „eine alte Hexe," seine Schwester und andere Verwandte in das Haus, denen der Stiefsohn Allen verhaßt war. Sie quälten ihn auch auf jede Art, und er

hätte Hungers sterben können, wenn ihm nicht seine Mutter hin und wieder einen vertrauten Bissen zugesteckt hätte.

Unerwarteter Weise entschlossen sich damals die Geschwister Rainer noch einmal, eine Reise nach England zu unternehmen. Es lockte sie dazu die bevorstehende Krönung der jungen Königin (Juni 1838), und sie hofften noch einmal viel reiche Schätze zu ersingen. Doch kam die frühere Gesellschaft, wie wir schon oben bemerkt, nicht mehr unversehrt zusammen, denn Anton, der mittlerweile Postmeister zu Schwaz geworden, wollte sein Hauswesen nicht verlassen, so daß an seine Stelle ein Verwandter von Schlitters, Georg Hauser, eintreten mußte. Ludwig erhielt vor der Abreise noch die besten Lehren von der Mutter und versprach ihr, geduldig auszuharren. Dieses Versprechen war aber leichter zu geben, als zu halten. Die Rohheit des Vaters vertrieb ihn bald aus dem elterlichen Hause und er ging als ein Flüchtling wieder nach Zell zu seinen Pflegerinnen, die ihn lieb und freundlich aufnahmen und ihm Herberge gaben, bis eines Morgens die Mutter ganz unverhofft zur Stubenthür hereintrat. Sie war unangemeldet aus England zurückgekommen, wo sie und ihre Gefährten wenig Seide gesponnen hatten. Es waren dort nämlich in der Zwischenzeit viele falsche Tiroler als Natursänger aufgetreten und hatten das Geschäft so verdorben, daß diesesmal die echten Jedes bei sechshundert Gulden einbüßen mußten.

Die Mutter erfuhr nun, wie es ihrem Sohne mittlerweile ergangen, faßte einen festen Vorsatz und zerstörte das ganze Wespennest im Hause. Schwiegermutter, Schwägerin, Vettern und Basen, Alle mußten fort, was ihnen

Jedermann vergönnte, denn es hatte sie Niemand leiden mögen. Auch der Vater erhielt ausnahmsweise einen derben Verweis, denn er hatte in der Gattin Abwesenheit wie ein Prasser gelebt und unnütz viel Geld verthan. Ludwig Rainer aber trat bei seinem Vater wieder als Roßknecht ein und ward von ihm viel besser behandelt, denn früher.

Nachgerade war auch die Zeit der ersten Liebe gekommen. Ludwig hatte von Jugend auf unschuldige Freundschaft mit einem Mädchen aus dem nahen Weiler Finsing gepflogen. Sie hieß Hannele und war die Tochter des Gassenwirths daselbst. Als sie mehr und mehr heranwuchsen und das alte Verhältniß aufrecht hielten, waren, wie es schien, auch die beiderseitigen Eltern nicht dagegen.

Als nun Ludwig Rainer wieder einmal auf Besuch zum Gassenwirth kam, fand er das Mädchen ganz traurig und niedergeschlagen. Ihr Vater, erzählte sie, habe beschlossen auf den Viehhandel nach Rußland zu gehen und sie bis zu seiner Wiederkunft in ein Kloster einzustellen. Und wirklich wurde sie auch kurz darnach auf ein Jahr zu den Ursulinerinnen nach Innsbruck gebracht.

Nach mehreren Monaten traf es sich, daß Ludwig den Herrn Schloßverwalter, Doctor Werfer, nach Innsbruck zu führen hatte. Er hoffte, dort sein Hannele wieder zu sehen und freute sich unbeschreiblich darauf. In Innsbruck kehrten sie in der Sonne ein, wo sich der Verwalter drei Tage aufzuhalten gedachte. Ludwig schlich sich nun vorerst listig um das Kloster herum, pfiff, hustete, sang, aber Alles vergebens. Er stieg auf die Gartenmauer und lauerte, aber auch umsonst. Endlich fiel ihm ein, einen alten Ka-

meraden von der Schule her zu besuchen, ein leichtsinniges verwegenes Bürschlein, mit dem er schon damals allerlei kecke Stücklein ausgeführt. Dieser, jetzt Student, wußte auch bald Rath.

„Da Hanneles Bruder ebenfalls studirte, so lieh mir mein Freund seine Kleider, damit ich mich für ihren Bruder ausgeben konnte. Ferner schrieb er an das Mädchen einen Brief, als wäre er von ihrer Mutter — lauter belehrende und erbauliche Sprüche, weil ihn doch die Aebtissin in die Hände bekommen mußte. Auch verfaßte er mir ein falsches Zeugniß im Namen des Professors, bei welchem ihr Bruder in die Schule ging. So ausgerüstet begab ich mich an die Klosterpforte und zog mit klopfendem Herzen die große dumpfe Glocke. Nach langem Harren kam endlich die Portnerin und fragte mit leiser Stimme nach meinem Begehr. Ich brachte meinen Brief zum Vorschein, sagte, daß ich im Kloster eine Schwester habe und ihr diesen übergeben möchte. Sie sei gebeten, mich gefälligst bei der Oberin zu melden. Auch übergab ich ihr das falsche Zeugniß, damit jene wirklich sehe, daß ich der fragliche Bruder sei. Nach dieser Unterredung verschwand die Portnerin. Und wiederum nach einer langen Zeit erschien die Aebtissin von zwei Nonnen begleitet am Gitter der Pforte. Sie betrachtete mich eine gute Weile, fragte mich bald dieses, bald jenes, erhielt aber immer unerschrocken Antwort, so daß sie zuletzt nicht mehr zweifelte, daß ich derjenige sei, für den ich mich ausgab. Sie stellte mir dann das Zeugniß zurück und befahl mir zu warten, bis sich die eiserne Pforte öffnen würde, die in das innere Gewölbe hinabführt; dort würde ich meine

Schwester finden. Ich harrte abermals lange — mein Blut rollte wild in meinen Adern auf und ab, das Herz pochte mir aus Furcht, vielleicht erkannt zu werden — bis sich endlich die eiserne Pforte mit lautem Gepraſſel öffnete. Eine steinerne Wendeltreppe führte mich in ein unterirdisches Gewölbe. Dort hing in einer Ecke bei schwachem Lampenschein ein düsteres Bild des gekreuzigten Erlösers. Darunter stand ein kleiner Betschemel und auf diesem ein Todtenkopf. Alles war so still wie in tiefer Mitternacht. Alle Haare standen mir zu Berge, als ich wahrnahm, daß sich die Pforte, durch welche ich gekommen war, wieder schloß. Wenn ich entlarvt wurde, wie konnte es mir ergehen!

„Auch an diesem schauerlichen Orte mußte ich lange warten. Endlich öffnete sich eine kleine Seitenthüre und von zwei Nonnen behütet trat mein geliebtes Hannele herein. Bei dem schwachen Lampenschimmer erkannte sie mich anfangs nicht; auch meine Kleidung mochte sie irre machen — als ich aber näher trat, rief sie: ‚Ludwig!‘, riß den Klosterfrauen aus und hing an meinem Halse! Mir fuhr es wie ein Dolch durch das Herz, als ich meinen Namen hörte, doch schienen ihn die beiden Frauen zum Glück nicht verstanden zu haben. Gleichwohl zogen sie das Mädchen aus meinen Armen zurück, aber ich hatte der Geliebten schon zuflüstern können, daß ich als ihr Bruder hier sei, und hatte ihr auch schon einen andern Brief heimlich beigebracht, wogegen ich ihr das angebliche Schreiben ihrer Mutter unter den Augen der Nonnen übergab. Natürlich konnte ich mit ihr nur über heilige Sachen discurriren, aber unsere Augen verstanden sich ganz gut.

Ich ersuchte auch und bat, man möge die Schwester doch mit dem Bruder auf etliche Stunden ins Freie lassen, fand aber keine Erhörung.

„Endlich mußten wir uns trennen. Ich gab dem Mädchen noch einen langen Abschiedskuß; dann wurde sie von mir gerissen und in das dunkle Gemäuer des Klosters zurückgeführt.

„Als sich die eiserne Pforte wieder hinter mir geschlossen hatte, schien mir Alles wie ein Traum. Traurig verließ ich den unheimlichen Ort. Auf der Gasse erwartete mich mein Nothhelfer und begleitete mich ins Wirthshaus zu einer Flasche Wein, bei welcher ich bald wieder heiter wurde. Und nachdem der Herr Verwalter seine Geschäfte abgemacht, fuhren wir wieder ins schöne Zillerthal zurück.“

5.

Es war im Jahr 1838, als sich im ganzen Land Tirol große Geschäftigkeit und Aufregung zeigte. Alles Volk bereitete sich nämlich auf die Huldigung vor, welche der gute Kaiser Ferdinand im August zu Innsbruck einnehmen sollte.

Auch die Fügener Schützen boten alle Kräfte auf, um dem Kaiser die gebührende Ehre zu erweisen. Die Compagnie wurde unter Hauptmann Anton Ritzel, Hutmachermeister zu Fügen, bestmöglich zusammengestellt. Die Musikkapelle, in welcher Ludwig Rainer als Hornbläser wirkte, war ununterbrochen bemüht, neue Märsche und Gesänge einzustudiren, um sich in Innsbruck bestens hervorthun zu können. Täglich wurden Uebungen in der

Gemeindeau gehalten, und die Gäste, die solchen Proben beigewohnt, waren alles Lobes voll, so daß der Compagnie im ganzen Innthal bis nach der Landeshauptstadt hinauf ein großer Ruf vorausging und die Bevölkerung in gespannter Erwartung war, die Fügener zu sehen und zu hören.

So marschirten sie denn eines Tages mit klingendem Spiel und unter allgemeinem Jubel aus und kamen am ersten Tage bis Schwaz. Dort wurden sie freundlichst begrüßt und hörten von allen Seiten, ihre Compagnie sei die schönste im Unterinnthale, was sie nicht wenig stolz machte.

Am nächsten Tage, als es schon dämmerte, rückten sie in die Stadt Hall ein, wo unzähliges Volk auf sie gewartet hatte, und beschlossen, dort zu bleiben. In der nahen Landeshauptstadt war freilich an diesem Abende eine wundervolle Beleuchtung, welche die Schützen mächtig anzog; allein die Hauptleute verboten strengstens hinaufzugehen, damit dort kein Fügener gesehen werde, ehedenn die ganze Compagnie ihren Einzug halte. Auf diesen Befehl begaben sich Alle in die Nachtquartiere; die Spielleute, unter ihnen Ludwig Rainer, meistentheils in das Wirthshaus ‚zu den drei Gilgen' (Lilien). Dort setzten sie sich zusammen und besprachen, wie man den Abend ausfüllen sollte. Nun waren aber viele darunter, welche trotz des strengen Verbots die Beleuchtung gar gern gesehen hätten, und so ließ ihnen denn der Wirth zwei Stellwagen einspannen, in denen etwa dreißig Kameraden nach Innsbruck fuhren. Für ihre Zurückkunft sollte ihnen als Nachtlager frisches Stroh im neugebauten Pferdestall bereit gehalten werden.

Ludwig Rainer wäre ebenfalls gern mitgegangen, allein er und Onkel Franz und noch zwei andere Fügener hatten eine Einladung angenommen, beim Zeindl vor den Herren Bergbeamten zu singen, und so mußte er denn auf die vielversprechende Partie verzichten. Er sah jene seine Gefährten bei ihrer Abfahrt zum letztenmale lebendig.

Als der Gesang, der den vollen Beifall der Herren Beamten gefunden, zu Ende war, ließ Herr Bergrath Zöttl Forellen und Wein auftragen. Ludwig Rainer that sich dabei gütlich, bis um zwölf Uhr die Nachricht kam, die Schützen, welche nach Innsbruck gefahren, seien so eben wieder in den Drei Gilgen angekommen und gesonnen, sich noch mit Gesang und Tanz zu unterhalten. Unser Sänger wollte eben auch nach den Kameraden sehen, als ihm die hübsche Kellnerin zusprach, er solle doch nicht fortgehen, es könnte da ja auch noch lustig werden. Ueberdies kam noch ein guter Freund, Joseph Huber, der Fähndrich, dazu, bot ihm statt des Strohlagers in den Drei Gilgen sein Federbett an und bat ihn ebenfalls zu bleiben. So setzten sie sich denn zusammen und plauderten und scherzten, bis noch ein Stündlein vergangen war.

Die Kellnerin wies ihnen hierauf die Schlafkammer an, die sie mit noch einigen anderen Schützen zu theilen hatten. Sie wollten sich eben zur Ruhe begeben, hatten auch schon das Licht ausgelöscht, als plötzlich auf der Gasse Lärm entstand. Zugleich hörten sie die Trommler mit dumpfen Schlägen Alarm schlagen, einige Nothschüsse krachten und von allen Kirchthürmen erscholl ein schauerliches Sturmgeläute. Ludwig Rainer und der Fähndrich fuhren zusammen vor Angst und Schrecken und weckten die Kameraden,

die noch nicht selbst erwacht. Nun war aber auch schon im Hause Lärm entstanden.

Die Kellnerin kam schreiend und jammernd über die Stiege herauf, mit ihr der Hauptmann, der Landrichter, die Gerichtsschreiber und noch andere Leute, auch der Oberlieutenant, Franz Nißl, welcher eine große Laterne in der Hand führte. Als er Ludwig Rainer sah, stürzte er auf ihn zu, küßte ihn und sagte: „Gott sei Dank, daß Ihr da seid; wir glaubten auch Euch unter dem Schutthaufen!"

Jetzt erfuhren sie die traurige Geschichte ihrer Kameraden im Gilgenwirthshause und machten sich schnell fertig, um nach ihren Brüdern und Freunden zu sehen. Aber leider haben sie die meisten nicht mehr lebend gefunden! Auch der erwähnte Fähndrich hatte seine zwei Brüder verloren.

Was da nun vorgefallen, das erzählte dem Ludwig Rainer damals ein guter Freund, der sich gerettet hatte, Ludwig Werfer, des Schloßverwalters Sohn, und sagte:

„Es war ungefähr des Morgens um ein Uhr, als wir uns, gegen dreißig an der Zahl, Alle sehr heiter und etwas angetrunken, in den neuen Stall zur Ruhe begaben. Der Hausknecht begleitete uns mit einer Laterne und hängte diese mitten im Stalle an einen großen Pfeiler. Er bot uns noch Allen gute Nacht und schloß dann die Thüre hinter sich zu. ‚Jetzt sind wir ja eingesperrt!' rief ich bedenklich aus.

‚Macht nichts,' entgegnete ein Anderer, ‚so kann uns Niemand stehlen!'

Der große Pfeiler theilte den Stall in zwei gleiche

Theile. In der vordern Hälfte standen zwei starke Rosse, in der andern lagen die Schützen, darunter ich, als der nächste an dem Pfeiler. Als nun Alle bis auf den Lieutenant, welcher eben sein Seitengewehr abschnallte, sich niedergelegt hatten, hörte ich im obern Stock des Neubaus einen furchtbaren Kracher, so daß ich schnell auffuhr und ausrief: ‚Buben, das Haus bricht z'samm!' Was nun munter lag, erhob sich und lief schnell gegen die gesperrte Thüre zu, aber während des Laufens brach auch schon das hintere Gewölbe herunter auf die armen Schläfer. Ich konnte noch deutlich sehen, wie es den Lieutenant hinten im Stall, der Alles für Scherz hielt, niederwarf und zusammenschlug.

Bis zum Pfeiler war das ganze Gewölbe heruntergebrochen. Nur Einzelne, die meinem Rufe noch folgen konnten, entwischten und fanden sich diesseits bei den Pferden ein, welche nun aber im Schrecken auch losrissen und furchtbar zu toben anfingen. Unsere Lage bin ich wohl nicht im Stande zu schildern! Da der Sturz auch die Laterne zerschlagen, so war Alles stockfinster — dazu die gesperrte Thüre — die tobenden Rosse — das Jammern und das Hülfegeschrei der noch lebenden Kameraden, die zum Theil nur halb verschüttet waren — der dicke Staub, der uns jeden Augenblick zu ersticken drohte, und die Angst, der noch stehende Theil des Neubaus könne auch jeden Augenblick herunterbrechen und uns lebendig begraben!

Endlich kam man helfend zur Thüre, die aber auch erst gesprengt werden mußte, und setzte uns in Freiheit. Dann begann Alles mit Pickeln und Schaufeln den Halbverschütteten zu Hülfe zu kommen, ein gefährliches Unter-

nehmen, weil man nicht wußte, ob nicht der ganze Neubau noch nachstürzen würde."

Von denen, die ganz verschüttet waren, wurden nur zwei noch lebendig ausgegraben. Der Eine wurde bald geheilt, der Andere blieb leidend und starb ein paar Jahre später. Es war der Zimmerer Lux, der auf seinem Schmerzenslager eine Tafel malen ließ mit dem Leichenzuge aller sechzehn Kameraden, welche jetzt noch an der obern Kirchthür zu Fügen hängt. Auch von den Geretteten waren ihrer acht, theils durch das Schlagen der Pferde verwundet.[1]

Um acht Uhr Morgens wurde die trauernde Compagnie von den Hauptleuten so gut als möglich zusammengerichtet. Wenn aus den verschiedenen Gassen noch ein verspäteter Schütze herbeieilte, war Alles froh, weil man ihn auch schon zu den Todten gerechnet hatte. Von den Fahnen, welche gestern noch mit bunten Blumen geziert waren, hingen heute lange schwarze Schleier herunter, die Trommeln waren mit schwarzem Tuch überzogen und tönten düster und melancholisch. Auf Verlangen des Kaisers marschirte die Compagnie vor die Residenz, wo ihr die ganze kaiserliche Familie das innigste Bedauern über die erschütternde Begebenheit aussprach. Von dort zog sie zum Adambräu nach Wilten, wo sie einquartiert wurde und das ganze Haus zur Verfügung hatte.

[1] Das Wirthshaus zu den drei Gilgen wurde später niedergerissen, noch ein anstoßendes Haus dazu gekauft und auf der erweiterten Stelle der jetzt rühmlich bekannte „Gasthof zum Bären" erbaut. — Die Tafel an der Kirche zu Fügen ist aber vor einiger Zeit entfernt worden und daher jetzt nicht mehr zu sehen.

„Jetzt," erzählt Ludwig Rainer weiter, „eilten auch alle die Mütter, Frauen und Geschwister der Ausgezogenen nach Hall, um nach ihren Lieben umzusehen. Meine Mutter befand sich eben auf dem Wege nach Innsbruck, wo sie mit ihren Brüdern vor dem Kaiser singen sollte. Ihre Angst ist wohl zu denken, doch erfuhr sie schon in Volders, daß ich nicht beim Gilgenwirth gewesen.

Des Nachmittags ging ich, um etwas Zerstreuung zu suchen, auf den Rennplatz (vor der Residenz), wo jetzt tausend Neugierige auf und abwogten. Darunter waren viele, welche mich an meiner Tracht als einen Mann der unglücklichen Fügener Compagnie erkannten, auf mich zugingen und den ganzen Hergang zu hören begehrten. Dicht umringt erzählte ich ihn, so gut ich konnte, und erzählte immer wieder, bis sich ein Hofbedienter durch den Haufen drängte und mir eröffnete, daß der Kaiser und der Erzherzog Johann, welche mich vom Fenster aus gesehen, mit mir zu sprechen verlangten. Ich folgte also dem Bedienten, welcher mich in einen großen Saal führte, wo mir der gute Erzherzog Johann schon entgegenkam. Nachdem er mich gefragt, ob ich von der Fügener Compagnie sei, und ich dies bejaht hatte, fragte er weiter, ob nicht Stanislaus Eigner, ein Wirthssohn von Fügen, den er aus der Taufe gehoben, auch unter den Verunglückten sei. Darauf konnte ich ihm zu seiner Freude sagen, daß dieser noch lebe und sich bei uns in Innsbruck befinde. Unterdessen war auch der Kaiser aus einem Nebenzimmer gekommen, und ich mußte die Geschichte noch einmal erzählen, wodurch beide tief ergriffen wurden. Der Erzherzog drückte mir zum Schlusse zwei Kronenthaler in die Hand und trug mir

auf, meinen Hauptleuten sogleich zu melden, daß sie der Kaiser in der Residenz erwarte, um zu berathen, was für die Hinterlassenen geschehen könne. Ich richtete meinen Auftrag unverzüglich aus, die Geladenen begaben sich sogleich in die Burg, und der Kaiser setzte noch am nämlichen Abende für die Betroffenen großmüthige Pensionen aus."

Die vorige Schreckensnacht hatte aber noch ein seltsames Nachspiel. Die Schützen lagen nämlich beim Adambräu zum Theile im Hause, zum Theile — ihrer achtzig — auf der Malztenne. Unter diesen war auch Ludwig Rainer, der noch immer — es war gegen ein Uhr — an die gestrige Begebenheit und seine Kameraden dachte. Beim trüben Scheine der Laterne glaubte er nun einen Mann hereintreten zu sehen und meinte den Ruf zu hören: „Auf, es bricht Alles zusammen!" Mit einemmale war das ganze Haus in Aufruhr. Die Schützen auf der Malztenne drängten sich, stießen sich, sprangen einander über die Köpfe weg auf die Thüre zu. Auch zu den Fenstern wollten sie hinaus, doch waren diese glücklicherweise vergittert. Als nun Alles im Hofe zusammeneilte, kam auch der Hauptmann und brachte die traurige Nachricht, daß sein Sohn aus Angst und Schrecken vom ersten Stock auf das Straßenpflaster heruntergesprungen sei. Dieser wurde auch eben auf einer Tragbahre zum Thore hereingebracht und hatte noch lange zu leiden. Nun fragten sich aber Alle kreuz und quer, was denn eigentlich an der Sache sei, und Keiner konnte einen Aufschluß geben. Auch Ludwig Rainer kam zur Einsicht, daß er den rufenden Mann nur im Traume gehört. So blieb denn nichts Anderes

übrig, als den ganzen Auftritt für eine unerklärliche Nachwirkung des Schreckens der vorigen Nacht anzusehen.

Am andern Morgen, als am Huldigungstage, marschirte die Compagnie also von Wilten in die Stadt. Zu einigem Troste in ihrer Traurigkeit befahl der Kaiser, daß ihr für diesen Tag die Ehrenwache in der Hofburg übertragen werde. Dort konnte sie auch den herrlichen Festzug am gemüthlichsten betrachten und übersehen.

Des Nachmittags wurde die Mutter mit den vier Brüdern in die Residenz geladen, um dort vor dem Kaiser zu singen. Auch Ludwig Rainer und viele andere gute Bekannte erhielten Zutritt. Nachdem der Gesang zu Ende, durften sich Alle an eine gedeckte Tafel setzen und mit goldenen Löffeln essen, welch Letzteres den Meisten ganz neu und ungewohnt gewesen sein soll.

Am andern Tage des Morgens um vier Uhr brachen alle Compagnien aus dem Unterinnthale in Innsbruck auf und marschirten nach Hall, um den erschlagenen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Die Schützen weinten den guten lieben Jungen manche Thräne nach. Sie wurden zu Hall auf dem Friedhof alle sechzehn in ein Grab gelegt und harren dort einer fröhlichen Auferstehung.

6.

Ludwig Rainer war nun siebenzehn Jahre alt und ein ziemlich leichtsinniges Bürschlein geworden. Indem er dies selbst hervorhebt, erlaubt er sich auch manchen scharfen Tadel über die männliche Jugend seines Thales. Zechen und Müßiggehen gelte ihr für den Geist der Zeit, und

wer nicht mithalte, werde gern als ein Kopfhänger oder Betbruder verschrieen. Da es Einer dem Andern im Leichtsinn und Uebermuth zuvorzuthun suche, so werde mancher gute Junge schon früh verdorben und zu Grunde gerichtet.

„Nun besuchte uns eines Tages," heißt es weiter, „ein Befreundeter, Johann Wasserer nämlich, der mit seinem Bruder Franz, mit Simon Holaus von Zell und der Margaretha Sprenger von Kupferberg als Tiroler Sänger auf Reisen gewesen war. Dieser sagte zu meiner Mutter, er habe mich auf dem Chore singen hören, und meine Stimme habe ihm so gefallen, daß er mich, wenn sie es erlaubte und ich dazu Lust hätte, auf seine bevorstehende Ausfahrt als Sänger mitnehmen würde.

„Meine Mutter überlegte sich die Sache. Sie mochte wohl finden, daß es besser sein dürfte, den jungen Schwärmer in die weite Welt zu schicken, als ihn zu Hause in schlechter Gesellschaft vorkommen zu lassen, und gab daher nach kurzem Bedenken den Bescheid: ‚Ja, wenn du glaubst, daß du mit dem leichtsinnigen Bürschlein etwas machen kannst, so nimm ihn nur mit — schlimmer kann er nimmer werden, als er ist.' — Diese Worte habe ich in meinem Leben nicht mehr vergessen. Ich nahm mir von dieser Stunde an vor, ein anderer Mensch und recht sparsam zu werden und der Mutter bald zu zeigen, daß ich mich gebessert habe. Es war auch wirklich das größte Glück für mich, daß ich von Fügen fortkam.

„Noch kurz vor der Abreise setzte sich übrigens die Gesellschaft etwas anders zusammen als anfangs beabsichtigt war. Es spielte da eine kleine Intrigue hinein, wie sie

unter Natursängern eben so gut vorkommen als unter den Künstlern an der großen Oper. Johann Wasserer hatte nämlich ein Liebchen, welches nicht ertragen konnte, daß er mit der Margreth auf Reisen ginge. Darum hatte er unsern Ludwig engagirt und gedachte jene des Friedens halber daheim zu lassen. Simon Holaus wollte dies aber nicht zugeben, als nachtheilig für das „Geschäft," da die Margreth eine treffliche Sängerin war. Er schlug nun vor, Ludwig Rainer und er und die oftgenannte Margreth sollten für sich in die Fremde gehen. Er habe noch eine Base in Zell, die einen guten Alt singe und gewiß gern mitziehe. Dieser Vorschlag war den beiden andern ganz genehm und auch die Zeller Base ließ sich leicht gewinnen; der eigentliche Unternehmer, Johann Wasserer, aber blieb schmollend zu Hause.

„So war nun Alles zur Abreise fertig. Meine Mutter gab mir achtzehn Gulden Zehrpfennig mit, und mein Onkel Franz führte uns mit seinem Gefährte bis Kufstein. Beim Dreikönigswirth gaben wir dort das erste Concert, und ich trat da zum erstenmale vor einem Tiroler Publikum als Sänger auf. Ich benahm mich so couragirt, als wäre ich schon viele Jahre auf der Bühne gestanden. Unser Gesang fand ungemeinen Beifall, und wir machten schon in Kufstein ganz gute Geschäfte.

„Von da reisten wir nach München, wo wir eine geraume Zeit verweilten und sehr beliebt waren. Wir hatten auch die Ehre, öfter vor dem Herzog Maximilian von Bayern zu singen. In kurzer Zeit schon hatte ich mir achtzig Gulden erspart. Dafür habe ich meinem Freunde Holaus viel zu danken. Er behandelte mich sehr gut,

lehrte mich sparsam sein und doch dabei zu leben, wie es einem anständigen Menschen geziemt.

„Eines Tages kam in München mein Freund Felix Margreiter zu uns, welcher eben auf der Heimreise begriffen war, um wieder eine Sommerfrische auf der Pfunser Alm zu nehmen. Diesem gab ich die ersparten achtzig Gulden für meine Mutter auf mit dem Bemerken, der Leichtsinnige lasse sie Alle schön grüßen und er sei jetzt schon ein besserer Mensch geworden. Es läßt sich denken, daß sie darüber zu Hause eine große Freude hatten."

Die Reise wurde nun unter günstigen Sternen fortgesetzt — von München über Nürnberg, Bamberg nach Kissingen, von da nach Würzburg, Frankfurt bis Bad Ems und von da wieder zurück nach Karlsruhe und Baden-Baden. Hier aber ward ihrem Singen ein unerwünschtes Ziel gesetzt. Simon Holaus nämlich wurde krank und lag lange Zeit am Nervenfieber darnieder. Er erholte sich sehr langsam, und an eine Fortsetzung der Kunstreise war vor der Hand nicht zu denken. So traten sie denn den Rückweg nach Fügen an, wo sie eines Abends um zehn Uhr ankamen und bei Franz Rainer einkehrten.

„Wir unterhielten uns diesen Abend sehr angenehm; alle unsere Freunde strömten zusammen, und meine Mutter hatte eine große Freude, mich so umgeändert wiederzusehen."

„Des andern Tages begleitete ich meinen Freund Holaus nach Zell, seiner Heimath. Wir kehrten in Finsing beim Gassenwirth ein und hielten uns eine Zeit lang auf, weil mittlerweile das Hannele aus dem Kloster zurückgekommen war. Meine und ihre Empfindungen kann sich jeder leicht denken.

„In Zell besuchte ich sogleich meine alte Heimath und meine Zieheltern, denen ich allerlei schöne Sachen mitgebracht hatte. Unsere Freude war unbeschreiblich. Sie alle folgten mir ins Dorf, wo ich ihnen beim Wälschen ein gutes Essen aufsetzen ließ — doch gegen ihren Willen, denn sie wollten durchaus nicht leiden, daß ich sie freihalten sollte. Wir saßen und schwatzten noch lange zusammen, bis ich endlich mit dem Versprechen, sie bald wieder zu besuchen, von ihnen Abschied nahm und den Heimweg nach Fügen einschlug."

7.

So weit der erste Folioband, der aber kaum zum vierten Theile beschrieben, übrigens auch erst spät, im Jahre 1851, begonnen worden ist, als Herr Ludwig Rainer sich eines Morgens erinnerungsselig hinsetzte, um seine Memoiren oder wenigstens die Geschichte seiner Jugend für Kinder und Enkel schriftlich herzustellen. Aelter und gleichzeitig entstanden ist das Tagebuch der Reise nach Amerika, etliche dreihundert enggeschriebene Seiten, auf welchen Herr Rainer vom 1. Januar 1840 bis in den Mai 1843 Tag für Tag seine Erlebnisse verzeichnete. Diesen reichhaltigen Stoff zu verarbeiten will ich aber gern einem rüstigeren Nachfolger überlassen. Gleichwohl mag in Kürze erwähnt werden, daß die erste Idee, die Fügener nach Amerika zu führen, eigentlich von einem französischen Abenteurer, Eugen Burnand, ausging. Dieser erschien eines Tages im Gasthaus zum Hackelthurm, suchte die Sänger kennen zu lernen und „gaschierte sie dann auf zwei Jahre zu einer Kunstreise an." Die anderen Glieder der

Gesellschaft waren Simon Holaus, Margaretha Sprenger und Ludwigs Base, Helena Rainer, eine Tochter des Onkels Johann. Simon Holaus, der älteste unter ihnen zählte kaum zweiundzwanzig Jahre. Diese junge Gesellsellschaft, unerfahren und voll Vertrauen, wurde von dem Franzosen arglistig betrogen. Als sie nach vierzehn Monaten endlich Abrechnung und Auszahlung ihres Verdienstes verlangte, war jener bald verschwunden und kam nicht wieder zum Vorschein. Die Zillerthaler saßen nun ohne alle Mittel, ganz verlassen zu New-Orleans; aber mit Hülfe einiger Schweizer Kaufleute gingen sie wieder unverzagt ihrem Berufe nach und errangen sehr schöne Erfolge, bis sie in Boston ein neues Mißgeschick befiel. Helena Rainer, ein reizendes, unverdorbenes Mädchen, hatte sich nämlich heimlich mit einem Amerikaner versprochen und eröffnete den Anderen erst wenige Tage vor der Hochzeit, daß sie aus der Gesellschaft treten werde.

Da alle Bitten und Vorstellungen vergeblich waren, so ständen die Verlassenen allein, ohne Sopran, in der weiten Welt und mußten sich schleunig um einen Ersatz umsehen. Als solcher fand sich ein hübscher irischer Knabe, in welchem Ludwig Rainer zufällig Anlage zum Jodeln entdeckt hatte. Die armen Eltern ließen den Jungen gerne ab und so trat er denn nach einiger Uebung zu Boston mit den Zillerthalern als Tiroler auf und fand allgemeinen Beifall. Dies dauerte aber auch nicht lange; nach einem halben Jahre schlug des jungen Irländers feiner Sopran in eine Baßstimme um und die Gesellschaft war wieder in großer Noth. Sie schrieb nach Fügen und bat um Hülfe. Nachdem sie in Halifax drei Monate sehnsüchtig geharrt

hatte, kamen auch zwei Zillerthaler an, aber leider solche, „die besser mit der Heugabel umzugehen wußten, als mit Alpengesang!“ Die Enttäuschung war sehr bitter und es blieb nichts übrig, als in die Heimath zurückzukehren.

Damals brachte jedes Mitglied sechstausend Gulden nach Hause. Wäre alles nach Wunsch gegangen und die letzte Widerwärtigkeit nicht eingetreten, so hätte, meint Ludwig Rainer, jeder Theilnehmer ebenso leicht sechzigtausend Dollar heimbringen können. Nach dieser Reise geschah es, daß ich den vielgewanderten Sänger 1844 zu Fügen traf und kennen lernte. Damals war eben Onkel Felix kinderlos gestorben und hatte ihm den silbernen Gurt mit dem großbritannischen Wappen vermacht, das an jenem Morgen zuerst mein Augenmerk anzog. Nunmehr entschloß er sich aber zu heirathen und zwar dieselbe Margareth Sprenger, welche mit ihm in Amerika gewesen. Sie starb aber bald nach ihrer ersten Entbindung. Von Gassenwirths Hannele war nicht mehr die Rede; doch soll sie schon lange in Wien eine ganz glückliche Gattin und Besitzerin einer großen Maierei mit Milchwirthschaft sein. Nachdem sich Ludwig Rainer wieder verehelicht, kaufte er das Hirschenwirthshaus in Rattenberg. Im Jahre 1848 zog er gegen Garibaldi und seine Schaaren als Schützenlieutenant nach Wälschtirol. Als das Jahr 1851 und mit ihm die erste große Weltausstellung in London herankam, regte sich aber wieder eine tiefe Sehnsucht nach dem alten Wander- und Sängerleben in der weiten Welt. Auch Freund Holaus wollte nicht mehr zu Hause bleiben und so stellten sie wieder ein Quintett zusammen, welches sie nach London führten. Das Unternehmen hatte sehr guten

Erfolg; die Zillerthaler sangen sogar mehrmals in Windsor Castle vor der Königin Victoria, von welcher ihr Hauptmann eine goldene Uhr zum Geschenk erhielt. Auch in Schottland und Irland ließen sie ihre Lieder erschallen und der große Name Rainer übte noch allenthalben seinen Zauber. Kaum zurückgekehrt zog unser Held auch singend nach Italien, und im Jahre 1855, von Graf Morny eingeladen, zur Weltausstellung nach Paris, wo er und seine Gesellschaft mehrmals in die Tuilerien beschieden wurden. Von Paris wandten sie sich nach dem Norden und sangen an den skandinavischen Höfen. Im Jahre 1858 nahm Ludwig Rainer ein langes Engagement in St. Petersburg an und blieb, wie schon erwähnt, gegen zehn Jahre dort. Da auch seine zweite Frau gestorben, so vermählte er sich am Newa-Strand zum drittenmale, und zwar mit Anna Prantl, der Wirthstochter von Margreten, welche, wie schon früher berichtet, eine Schwester der beiden schwarzen Gestalten ist, die ich damals zu Schwaz gesehen. Das war eine sehr lustige Hochzeit, ganz nach Tiroler Art, und mußten dabei auch die geladenen Gäste, mehrere hundert an der Zahl, in Tiroler Tracht erscheinen. Es störte die Freude keineswegs, daß das Brautpaar von deutschen und russischen Freunden auch mit sehr kostbaren Geschenken beehrt wurde.

Aus Rußland zog den Sänger 1868 das Wiener Schützenfest heraus. Er blieb mit seiner Gesellschaft sechs Monate in der Kaiserstadt an der Donau, bereiste dann Ungarn, Siebenbürgen, das Land der Walachen und drang selbst in die Türkei vor.

Vergangenen Herbst haben wir ihn und seine Gesell-

schaft in München gesehen und gehört. Damals gedachte er wieder ein halbes Jahr auf Wanderschaft zu verwenden. Die freie Zeit, welche er zwischen hinein in seiner Heimath verlebte, hatte er rührig benützt, um am Achensee, nicht weit von der bekannten Scholastica, einen neuen Gasthof zu gründen. Eine Zubehör desselben, die Veranda oder das Kaffeehaus, sehr elegant ans Gestade hingestellt, ist schon seit ein oder zwei Jahren eröffnet. Das Hôtel selbst soll im kommenden Sommer fertig sein. Während der unternehmende Mann in den europäischen Hauptstädten Zillerthaler Lieder singt, waltet dort in der Einsamkeit Frau Anna Rainer, die züchtige Hausfrau, jetzt von den Gästen des Achenthals ebenso hochgestellt als freundliche Wirthin, wie vordem von Russen und Tataren als kunstreiche Jodlerin. Möge das Unternehmen vor allen tellurischen Nationen Gnade und so das Gedeihen finden, das es verdient.

XIV.

Zur Geschichte der Familie Rainer.[1]

1872.

Es ist jetzt etwas mehr als ein Jahr verstrichen, seit die Gartenlaube zu Leipzig sich über Ludwig Rainer, den Natursänger, vernehmen ließ. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Urgeschichte der Rainer besprochen, ihr erster Auszug nämlich und die Art und Weise, wie er zu Stande kam.

Ludwig Rainer, dem wir diese Mittheilung verdankten, schreibt die erste Anregung, wie dort zu lesen, seinem Oheim Felix zu. Dieser soll als Kuppelknecht bei einem reisenden Pferdehändler in der Schweiz mit seiner schönen Stimme manche Abendgesellschaft erheitert, vielen Beifall eingeerntet und dann nach der Rückkehr seinen Geschwistern geweissagt haben, daß sich dem Alpengesang eine große, gewinnreiche Zukunft öffne. Darauf hätten die Uebungen in ihrem Heimathsdorfe zu Fügen im Zillerthale begonnen, und nach einigen Monaten sei die erste Gesellschaft öffentlich und unter lauter lebendiger Theilnahme der Fügener und ihrer Nachbarn in die Welt gezogen.

[1] Zuerst erschienen in der Gartenlaube unter dem Titel: Die Anfänge der Geschwister Rainer, 1872. Nr. 6 ff.

Dieser Erzählung steht eine andere gegenüber, welche mir Josef Rainer, einer von der Urgesellschaft, damals Gastgeber im Hackelthurm zu Fügen, schon im Jahre 1842 mitgetheilt hat. Darnach wäre zuerst über ihn der Geist gekommen und er selbst der Urheber und erste Führer der Rainer'schen Sängerfahrten gewesen. Er habe nämlich als ein junger, wandernder Viehhändler eines Tags zu Leipzig vier angebliche Tiroler Kinder singen hören, und da dies maskirte Häuflein trotz seines schlechten Gesanges vielen Beifall gefunden, so habe er seinen Geschwistern geschrieben, jetzt sei die Zeit gekommen, als echte Tiroler in alle Welt zu gehen und zu jodeln und das Glück zu erjagen. Sie sollten sich aufmachen und ihm entgegen reisen, aber zum Schein, als wenn sie auf Handelschaft gingen, etwas Leder und Handschuhe mitnehmen, damit ihre wahre Absicht nicht errathen werde. So seien sie zu Freising an der Isar zusammengekommen und dort zum erstenmale aufgetreten, dann aber weiter gegangen und, wie weltbekannt, überall mit stets wachsendem Beifall aufgenommen worden 2c.

Man sieht auf den ersten Blick, daß dieser Bericht mit der Erzählung, welche Ludwig Rainer in seinen handschriftlichen Memoiren als Ueberlieferung seiner Mutter aufstellt, keineswegs zusammenstimmt.

Letzten September bin ich nun wieder nach dem schönen Flecken Schwaz im Innthale gekommen und auf der Post bei Herrn Franz Rainer eingekehrt. Herr Franz Rainer ist der Sohn des Herrn Anton Rainer, welcher der ersten Gesellschaft angehört hatte, aber schon vor längerer Zeit gestorben ist. Beim Abendtrunk kam auch seine Schwester Marie heran und begann von der Gartenlaube zu sprechen

und von jenem Artikel über die Zillerthaler Sängerfamilie.

Hier ist nun zu bemerken, daß im vorigen Jahre zu Fügen noch zwei alte Herren lebten, Franz Rainer, der Posthalter, und Simon, sein Bruder, ein wohlhabender Bauersmann. Franz Rainer war ein Sänger und auch bei der ersten Gesellschaft gewesen, Simon dagegen hatte immer lieber zugehört, als selbst gesungen, war daher, als die Anderen in die große Welt gezogen, zu Hause geblieben und seinem bäuerlichen Berufe nachgegangen. Seinem Bruder Franz war er aber innigst zugethan, und als dieser im vorigen Jahre gestorben, sagte er offen, jetzt wolle er auch nicht länger leben, legte sich hin und starb auch seinerseits nach wenigen Wochen.

Marie erzählte nun, wie sie diesen ihren Oheim, als er auf seinem letzten Lager lag, noch einmal besucht und ihm die Gartenlaube, vielmehr den besagten Artikel über die Gebrüder Rainer vorgelesen habe. Der Kranke habe darüber noch ein heiteres Stündlein verlebt und sei in der Hauptsache damit zufrieden gewesen. Nur die Geschichte von der ersten Ausfahrt verhalte sich etwas anders, als sie dort vorgetragen sei. Nicht Felix und nicht Josef Rainer habe den ersten Anstoß zu ihren Wanderfahrten gegeben, sondern — der Kaiser von Rußland.

Eines Tages sei nämlich Kaiser Alexander ins Zillerthal gekommen und zu Fügen im Schlosse, bei seinem Bekannten, dem Grafen Ludwig von Dönhoff, abgestiegen. Der Graf habe nun seinem hohen Gastfreunde eine kleine Ueberraschung bieten wollen, nach den Rainerkindern geschickt und sie bedeutet, daß sie am treffenden Abend im

Schlosse singen sollten. Diese hätten sich dessen nicht geweigert, aber die Bedingung gestellt, daß sie sich nur hinter einem Vorhange produciren dürften, denn sie fürchteten, der Anblick der kaiserlichen Majestät möchte sie leichtlich außer Fassung bringen und das ganze Unternehmen scheitern lassen. Also hätten sie denn an jenem Abend in ihrem Versteck ein paar Stücklein („Jetzt kommt die schöne Frühlingszeit" und „Auf d' Alma gehn mer aufi") schüchtern, aber lieblich gesungen, und diese hätten dem Selbstherrscher aller Reußen dermaßen gefallen, daß er gegen die Verabredung hinter den Vorhang getreten sei, sie ermunternd hervorgezogen, höchlich belobt und an seinen eigenen Tisch zu sitzen eingeladen habe. Sie hätten ihm dann versprechen müssen, ihn in Petersburg zu besuchen und er habe ihnen zugleich für diesen Fall seine allerhöchste Gnade und Protection in Aussicht gestellt.

Nicht lange darnach hätten sie sich auch aufgemacht, um nach Rußland zu wandern, aber leider in Wien schon die Kundschaft erhalten, daß Kaiser Alexander in Taganrog gestorben sei. Auf diese Nachricht wären sie fast wieder gerne nach Fügen im Zillerthal zurückgekehrt, aber der Fürst Esterhazy, der österreichische Gesandte in London, der dazumal eben in Urlaub nach Wien gekommen war, habe ihnen gesagt, sie sollten nur mit ihm nach England gehen; er werde dort schon für sie sorgen. Dieser Aufforderung seien sie dann gefolgt, was sie nie zu bereuen gehabt, da sie in London, wie weltbekannt, ihren Ruf und ihr Glück erst recht begründet.

So haben wir denn jetzt drei Berichte, sämmtlich aus der Familie, die sie betreffen, über eine Thatsache, die

noch keine fünfzig Jahre hinter uns liegt, drei Berichte, von denen keiner zum andern paßt und die sich auch durch keine Exegese vereinbaren lassen. Mir fielen, als mir Fräulein Marie diese dritte Lesart mittheilte, zunächst David Friedrich Strauß und Professor Renan ein. Ich fragte mich, wie sie, die berühmten Mythenforscher, wohl diese Geschichte behandeln, wie sie den historischen Kern herausschälen würden.

Ich gestehe, daß ich nach dieser dritten Dosis ernstlich neugierig wurde und sehr gern herausgebracht hätte, welche von den drei Erzählungen die Wahrheit enthalte.

An einem Sonntag des letzten Herbstes war ich nun wieder nach Fügen gekommen und wieder in der Post eingekehrt. Diese hat jetzt nach des Vaters Tod sein älterer Sohn, Herr Max Rainer, ein freundlicher junger Mann, übernommen. Unter seinem Dache lernte ich auch einen anderen Weltfahrer aus demselben Clan, Herrn Andrä Rainer kennen; dieser war eben aus dem Oriente, zunächst von Constantinopel, zurückgekommen, wo er mit seiner Gesellschaft vor dem Großvezier, dem Mufti, verschiedenen Paschas und Effendis, vor den europäischen Diplomaten und der ganzen stambulischen Elite die Zillerthaler Alpenlieder gesungen und so vielen Beifall und Gewinn davongetragen hat, daß er nach einiger Rast wieder eine Gesellschaft zusammenzustellen und abermals in die Levante zu gehen gedenkt.

Ich hielt es wohl der Mühe werth, über den Gegenstand meiner Neugier einige Fragen zu stellen, kam aber nicht weit damit. Im Großen ist die Geschichte der Rainer allen Zillerthalern wohlbekannt, allein die kleinern Züge scheinen längst vergessen.

Es ist natürlich sehr leicht zu erfragen, was sie alles

nach ihrer letzten Heimkunft im engern Vaterlande begonnen und durchgeführt, wie und wann und von wem der eine den Hackelthurm, der andere die Post zu Fügen, der dritte die Post zu Schwaz gekauft, ihre Sterbetage geben die Grabsteine auf dem Friedhof an — aber über die oben angeregte Controverse will sich niemand entscheidend äußern.

Die glücklichen Sänger sind, als sie sich noch in jungen Jahren verheiratheten und am heimischen Herde zur Ruhe setzten, des Erzählens, wie es scheint, bald müde geworden, und als ihre Kinder zu ihren Tagen kamen, hatten sie es wohl schon gänzlich aufgegeben, denn auch in ihren nachgelassenen Familien ist fast alle Tradition über ihre Anfänge erloschen.

An jenem Herbstsonntage zeigte sich übrigens ein sehr munteres Leben auf der Post zu Fügen. Die jungen Leute dieses Ortes haben sich nämlich in letzterer Zeit mit besonderem Fleiße auf die kriegerische Blechmusik verlegt und in derselben eine namhafte Kunstfertigkeit erreicht. Nun wollten sie auch einmal die lieben Nachbarn zu Zell, welches tiefer einwärts im Thale liegt, ihre schönsten Stücklein hören lassen und hatten daher auf diesen Tag eine lustige Spielmannsfahrt angesetzt. Nach dem Gottesdienste sammelten sich auch alle auf der Post, nahmen ein kräftiges Frühstück ein und bestiegen dann die Fuhrwerke, welche bereit standen. Alle trugen ihr bestes Feiertagsgewand und jeder sein Sträußchen auf dem Hute. Ihrer fünfzehn hockten sich auf den schmalen Brettern eines langen, mit Blumen bekränzten Leiterwagens zusammen, aus welchem nach allen Seiten nicht allein die Trompeten und Posaunen, sondern auch die gigantischen Instrumente

der neuern Zeit, die Bombardone, Ophicleide und Helicone, glänzend wie rothes Gold, hinausragten. Eine kleinere Anzahl von Ehrengästen wurde in dem Stellwagen untergebracht, der jener größern Arche folgen sollte. In diesem hatte Marl auch freundlich für mich gesorgt, und mir einen bequemen Platz im Cabriolete angewiesen. Nachdem alles geordnet war, fuhren wir gemächlichen Schrittes dahin. Die Besatzung des Leiterwagens fieng bald urkräftig zu jodeln an, während wir andere im Stellwagen aufmerksam zuhörten.

So kamen wir in großer Heiterkeit nach Zell am Ziller, was des Thales erster oder zweiter Hauptort ist. Die Frage des Vorrangs ist nämlich noch nicht entschieden; vielmehr eifern Zell und Fügen noch um die Hegemonie des Thales, wie einst Athen und Lacedämon um die Führerschaft in Griechenland. Archäologen und Geschichtschreiber werden allerdings dem uralten Fügen den Vorrang zuerkennen, da es wahrscheinlich das alte Focuna ist, der Hauptort des rhätischen Volksstammes der Focunaten.

Die unerwarteten Fügener wurden von den überraschten Zellern mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Sie gingen auch nach den ersten Begrüßungen sofort an ihre Aufgabe, stellten sich vor dem Bräuwirthe im Kreise zusammen und begannen ihre Stücklein zu blasen, unter welchen ich mit Vergnügen selbst „die Wacht am Rhein" erkannte. Die rauschenden Töne, die durch das Dorf schallten, zogen die Zeller bald mächtig heran. Der hochwürdige Clerus, die Herren vom Bezirksgerichte, der ebenso wohlgenährte als gemüthliche Herr Lehrer, die Bürger und die Bauern, die Frauen und die Mädchen, sie alle kamen und horchten

und freuten sich über die trefflichen Leistungen der Fügener Burschen.

Als sich die Spielleute später zum Krug zusammengesetzt, dachte ich wieder an meine Forschungen und erinnerte mich, daß hier zu Zell im „Goldnen Stern" eine Tochter Joseph Rainers verehelicht sei, welche vor siebenundzwanzig Jahren als sechsjähriges Mädchen mit ihrem Vater und ihren zwei Geschwistern auch schon Almenlieder sang und eines Abends, als ich zu Fügen im Hackelthurme saß, selbviert ihr jugendliches Stimmchen erschallen ließ. Ihr zu Liebe also ging ich in den „Goldnen Stern", der ohnedem nicht weit vom Bräuwirth zu finden ist, wurde auch freundlich aufgenommen und legte bald meine Absichten auseinander.

Joseph Rainers Seppele, jetzt Frau Sternwirthin Aigner zu Zell, dürfte also ungefähr dreiunddreißig Jahre alt sein und hat sich unbestrittener Maßen sehr kräftig und stattlich ausgewachsen. Aber das ehemalige Seppele schien mir auch nichts mittheilen zu können, was meinen Wissensdurst gelöscht hätte. Keine Spur einer Erinnerung an die Anfänge, die ersten Thaten und Fahrten der Ur-Rainer.

„Also auch Sie wissen nichts," sagte ich endlich in meiner Betrübniß; „damit geht meine letzte Hoffnung zu Grabe, denn Fügen und Schwaz habe ich schon ausgeschöpft bis auf den Boden und doch nichts Rechtes gefunden."

„Na halt," sagte Frau Seppele, „da fällt mir g'rad' noch ein, daß mir Maria Rainer einmal ihr Tagebuch geschenkt hat."

„Maria Rainer?" wiederholte ich gespannt, „Ludwig Rainer's Mutter, die einst mit nach England gezogen ist?"

„Ja, ja, die Marie, die hat Alles aufgeschrieben, wie sie fort und wo sie hingekommen sind und wo sie überall gesungen und was sie dafür gekriegt haben. Ein schönes Lesen!“

„Endlich,“ rief ich, „endlich ist das Ziel erreicht, endlich können wir die Odyssee der Rainer schreiben oder die Lusiade des Zillerthals! Jetzt her mit dem Tagebuch, Frau Sternwirthin! Seien Sie von der Güte und holen Sie's auf der Stelle!“

„Ja, das Buch,“ erwiderte sie lächelnd, „das hab' ich schon lang verloren.“

Ich war schmerzlich enttäuscht. „Und solche Handschriften kann man auch verlieren?“ rief ich endlich.

„Ja, wenn man lappet (thöricht) ist,“ sagte Frau Aigner begütigend, „warum denn nicht? Seit ich hier in Zell bin, mein' ich nicht, daß ich das Büchel gesehen hab'; es liegt vielleicht noch im Hackelthurm, in der Rumpelkammer. Ja, da möcht's vielleicht noch liegen.“

Ich hatte mich wieder gefaßt, nahm freundlichen Abschied und verlor mich abermals unter den Spielleuten. Mit diesen gelangte ich auch am späten Abend in voller Dunkelheit wieder nach Fügen. Marl fuhr auf dem Leiterwagen nach Hause und ich hatte keine Gelegenheit mehr, ihm mitzutheilen, wie es mir im „Goldnen Stern“ gegangen.

Am andern Morgen kamen wir wieder im Herrenstübel zusammen und ich begann: „Aber, lieber Herr Postmeister, jetzt habe ich den Ursprung und die Geschichten der Rainer beschreiben wollen, aber im Zillerthal ist ja nichts zu finden. Ich glaube, wenn man etwas von euch erfahren will, geht man besser nach London als nach Fügen oder Zell.“

„Da könnten Sie Recht haben," sagte der Postmeister, „denn wir wissen alle nichts. Aber halt! London!! da hab' ich noch drei englische Liederbücher oben, die sind in London gedruckt — fällt mir jetzt erst ein — da steht vielleicht mancher Brocken drinn, den ein Geschichtschreiber verwenden könnte."

Der Postmeister ging nun rasch in den obern Stock und kam bald mit drei gleich gebundenen Büchern in klein Folio zurück. Ich schlug erwartungsvoll das Titelblatt auf und fand da zu angenehmer Ueberraschung folgende Worte: The Tyrolese Melodies 2c., zu deutsch: „Die Tirolerlieder, arrangirt für eine oder vier Stimmen mit Begleitung für das Pianoforte von J. Moscheles und gesungen mit entzücktem Beifall (with the most rapturous applause) in der ägyptischen Halle, London, von der tirolischen Familie." Deren Name ist als selbstverständlich nicht beigesetzt. Auf das Titelblatt folgt eine Einleitung, acht Folioseiten lang, überschrieben: The Tyrolese Minstrels — in welcher ich nach flüchtiger Durchsicht eine Geschichte des Lebens, der Reisen und Erfolge meiner Helden zu finden glaubte.

Endlich war also eine Quelle entdeckt, eine wahrscheinlich sehr reine und verlässige Quelle — denn die literarischen Zuflüsse für sie konnten nur die Geschwister Rainer selbst geliefert haben. Der Enthusiasmus, den sie damals in England erregten, hatte ihnen — das war klar — einen britischen Schöngeist zugeführt, der ihnen ihre Memorabilien abfragte und diese säuberlich zu Papier brachte. Es war wirklich ein Fund!

Auf dem Titelblatte des ersten Bandes findet sich eine

Vignette, welche die vier Brüder Rainer und ihre Schwester Marie — diese in der Mitte — darstellt. Im Hintergrunde ragt das Hochgebirge auf. Die großen, breitschultrigen Sänger — ihre männliche Schönheit wird im Zillerthal noch jetzt gerühmt — sie tragen alle die einfache Tracht ihrer Heimath. Auch Marie präsentirt sich noch ganz unverfeinert in einem Aufzuge, der uns jetzt etwas schlampig vorkommt. Es ist der lange enge Rock, das weit ausgeschnittene Mieder, das dicke schlappe Halstuch, welches die Brust bedeckt — ganz die Tracht, wie sie jetzt noch die Duxerinnen führen und wie sie damals herausging bis an den Saum des Zillerthals. Sie wich in den vierziger Jahren einer neuen Mode, welche die kurzen faltigen Röcklein, die schlanken Spenser und die hohen spitzen Hüte aufbrachte — eine sehr zierliche Tracht, die aber jetzt auch schon wieder vergangen, da die schönere Hälfte des Thales heutiges Tages wieder lange, aber weite Röcke, niedere Hüte und keine Spenser mehr trägt, — was wir alles nur erwähnen, um zu zeigen, wie auch unter dem Bauernvolke die Moden sich von Zeit zu Zeit verändern. Später schenkte übrigens der König von England den Geschwistern je einen ganzen Anzug, und von da an traten die Brüder in Jacken, die mit Hermelin verbrämt waren, die Schwester in einem seidenen weitausgeschnittenen Ballkleid auf. Man sieht jetzt noch Lithographien, die sie in diesen Prunkgewändern darstellen. Die schön gestickten Gürtel (Ranzen) mit dem großbritannischen Wappen aus Silber darauf, welche der König damals den Brüdern verehrte, haben sich, wie schon erzählt, noch als theure Angedenken in deren Familien erhalten.

Auf dem Titelblatte findet sich ferner eine an Ihre durchlauchtige Hoheit, die Fürstin Esterhazy, gerichtete Widmung und unter dieser eine mit den facsimilirten Unterschriften der fünf Geschwister versehene Erklärung, laut deren nur Herr Ignaz Moscheles berechtigt sein soll, die Musik und das Arrangement der Lieder, nur Herr William Ball deren Uebersetzung zu besorgen und herauszugeben. Diese Erklärung ist datirt: 35 Foley street, London, June 23rd 1827.

Folgt also die Einleitung, welche von Herrn William Ball unterzeichnet ist. Wer diese mit kritischem Auge liest, der möchte aber wirklich die Schriftsteller der großen britischen Nation beneiden. Wie genau und gründlich müssen wir Deutsche sein, und mit welch vornehmer Leichtfertigkeit fahren unsere englischen Brüder über die wuchtigsten Gegenstände hin! — in welch ungewissen Umrissen scheint ihnen schon der Continent und der ehemalige Deutsche Bund zu liegen! Oder klingt es nicht fast komisch, wenn uns Herr Ball belehrt, die fürstliche Grafschaft Tirol liege im österreichischen Kreise und bestehe aus dem eigentlichen Tirol und den Fürstenthümern Trient und Brixen — lauter Behauptungen, welche einst alle sehr richtig gewesen, aber durch den Reichsdeputationsreceß von Anno drei ganz unhaltbar geworden sind? Ferner weiß Herr Ball, daß Tirol durch den Preßburger Frieden an Bayern, aber er weiß auch, daß es 1809 förmlich (formally) an Italien abgetreten worden sei. Dies jedoch nur in der Note, im Texte läßt Herr Ball die Tiroler nach Anno neun französisch werden. Daß auch für die Geschichte des seligen Andreas Hofer (commonly called Sandhofer), dessen

Cultus doch in England so enthusiastisch betrieben wurde, daß auch für seine Geschichte aus englischen Büchern nichts zu lernen ist, das möchte beispielsweise aus einer Stelle hervorgehen, welche Herr Ball aus Herrn Halls Life of Andrew Hofer citirt und welche behauptet: „Seinem Andenken ward auf dem Brenner ein einfaches Grabmal errichtet, in geringer Entfernung von seinem Wohnsitze (es wären doch leicht zwölf Stunden); es enthält keine andere Inschrift als seinen Namen und die Daten seiner Geburt und seines Todes.“ Wie aber, wenn es auch diese nicht enthielte, vielmehr gar nicht existirte? Meines Wissens wenigstens hat noch kein tirolischer Schriftsteller, auch kein Bädeker, kein Trautwein und kein Amthor dieses Grabmal aufgefunden, und es scheint demnach nur englischen Augen sichtbar zu sein.

Nun also die biographische Einleitung.

In dieser nimmt Herr Ball einen ansehnlichen Schwung und sucht die Tiroler mit allen Farben der Poesie aufs Einnehmendste zu schildern. „Sie ergießen,“ sagt er unter Anderm, „die fröhlichen Gefühle ihrer untadelhaften Gemüther in so wahrhaft hirtenmäßige Gesänge, daß selbst die größten Tonsetzer, wenn sie ländliche Art nachahmen wollten, sich nicht entblödet haben, die Saiten ihrer Harfen von den Tirolern zu entlehnen.“ Deswegen gebühre ihnen die Benennung Natursänger mit vollem Rechte. Am meisten verdiene aber die Familie der Rainer so genannt zu werden, denn diese bringe, selbst ohne die Noten zu kennen, so wirksame und harmonische Leistungen hervor, daß sie jeden Vergleich mit dem Kunstgesange auszuhalten vermöchten.

Endlich, nach einem längern Abstecher über Andreas Hofer, kommt die Geschichte, nach der ich so lange gefahndet — die Geschichte der ersten Ausfahrt, und diese erzählt Herr Ball im Jahre 1827 zu London in der Hauptsache wie Fräulein Maria Rainer im Jahre 1871 zu Schwaz.

„Im Jahre 1815," läßt Mr. Ball seine Tiroler sprechen, „als der Congreß zu Verona angesagt war" (welchen aber andere Geschichtschreiber nicht unglaubwürdig ins Jahr 1822 verlegen), „im Jahre 1815 also, als die Franzosen Tirol wieder verloren und wir unsere alten Freiheiten unter unserer geliebten österreichischen Regierung wieder zurückerhalten hatten, kam Kaiser Alexander von Rußland mit seinem alten Freunde, dem Kaiser Franz von Oesterreich, auf der Reise zur Fürstenversammlung ins Zillerthal."

Wir ersehen also daraus, daß jenen Abend nicht allein Kaiser Alexander von Rußland, sondern auch Kaiser Franz von Oesterreich in Fügen zubrachte. Der übrige Theil der Erzählung verläuft aber, wie gesagt, ganz und gar wie der Bericht, den wir schon früher gegeben haben, und es ist daher überflüssig, die englische Version hier vorzutragen.

Diese neue Bekanntschaft mit dem Selbstherrscher aller Reußen scheint nun wirklich der Anlaß gewesen zu sein, der die Rainer in die weite Welt führte. Im Herbste 1824 griffen sie nämlich zum Wanderstabe, um ihren hohen Gönner in St. Petersburg zu besuchen. Herr Ball, der den Congreß von Verona ins Jahr 1815 setzt, läßt sie neun Jahre lang über ihr Vorhaben nachdenken, während doch die Deliberationsfrist, wie männiglich sieht,

nur eine zweijährige war. Sie wanderten also zu Fuß durch Bayerland, Mittags und Abends in den Wirthshäusern singend, bis sie nach Regensburg kamen. Unsere alte Stadt Freising, welche, wie wir gesehen, Josef Rainer als den Hafen bezeichnete, von dem sie ausgelaufen, wird in Herrn Balls Bericht nicht erwähnt. In Regensburg nahm sie der Fürst von Thurn und Taxis sehr freundlich auf. Sie fanden daher den Aufenthalt daselbst so annehmlich, daß sie vierzehn Tage blieben. Eigentlich meinten sie selbst noch immer auf der Reise nach Rußland zu sein, allein die Bangigkeit vor dem weiten Wege und dem fremden Volke und die Furcht, der Kaiser möchte sie vergessen haben, drückte so schwer auf ihr Gemüth, daß sie oft ganz traurig und verzweifelnd beisammen saßen. Alle fünf sehnten sich wieder nach Hause, aber keines wollte mit diesem Geständniß den Anfang machen. Der Fürst Taxis gewahrte ihre Niedergeschlagenheit und sagte ihnen tröstend, aller Anfang sei schwer, und sie würden gewiß noch viel Glück erleben — ein Zuspruch, der sie wieder merklich aufrichtete. Da es ihnen nun in Deutschland heraußen bis dahin recht gut gefallen hatte, so verloren sie allmählig ihr Heimweh, aber die Reise nach Rußland gaben sie für diesesmal dennoch auf und gingen dafür über Nürnberg, Würzburg, Frankfurt, überall Beifall erntend, nach Mannheim, wo ihnen die Ehre zu Theil wurde, vor der Großherzogin Stephanie singen zu dürfen. Diese empfahl sie an ihre Schwiegermutter, die alte Markgräfin von Baden, in Karlsruhe, die sie ihrer Tochter, der Königin von Schweden, vorstellte, welche damals eben bei ihr auf Besuch war; die Königin von Schweden aber

empfahl sie wieder an den König von Bayern, Maximilian den Ersten. Und in Karlsruhe geschah es, daß sie vom Großherzog zu ihrer großen Ueberraschung aufgefordert wurden, öffentlich im Theater zu singen.

„Die Gefühle,“ läßt sie Herr Ball nun sprechen, „die uns damals beherrschten, als wir im Hoftheater singen sollten — wir können sie nicht beschreiben. Es war unser erstes Auftreten auf einer Bühne. Das Haus war überfüllt und alle die vornehmen Personen des Hofes saßen in den Logen dicht vor uns. In unserer Angst setzten wir etwas zu hoch ein, aber doch kamen wir ganz leidlich durch und am Schlusse wurden wir nicht allein von dem ganzen Hause, dem der Großherzog mit gutem Beispiel voranging, beklatscht, sondern mußten das Stück sogar wiederholen. Unsere Befangenheit war damit überwunden, und wir sangen die folgenden Lieder mit einer Sicherheit, als wenn wir seit Jahren an die Bühne gewöhnt wären.“

Es versteht sich, daß der Naturgesang von jetzt an einen ungemeinen Aufschwung nahm und täglich an Ansehen und Gedeihen wuchs vor Fürsten und Völkern, denn die Sänger hatten nun nicht mehr bloß mit Wirths- und Gasthäusern, sondern auch mit Theatern und Höfen zu rechnen.

Als sie Karlsruhe verlassen, begaben sie sich nach Straßburg, „wo sie jede Ursache hatten, sich glücklich zu fühlen,“ was vielleicht jetzt weniger der Fall wäre. Von Straßburg zogen sie nach Baden-Baden. Hier waren sie kaum ein paar Tage, als sie der König von Bayern rufen ließ, um mit ihrer Hülfe den Geburtstag der Königin zu verherrlichen. Mittags sangen sie im neuen Hofsalon und

am Abend auf dem Landsitz der Königin von Schweden, wo sich zu den bayerisch-badischen Herrschaften auch der Kronprinz (später König Friedrich Wilhelm IV) und die Kronprinzessin von Preußen gesellten. Der König von Bayern, der alte Max, der noch im nämlichen Jahre sterben mußte, war damals so gut aufgelegt, daß er das Lied „Wenn ich in der Früh aufsteh'," welches er von den Tegernseer Almerinnen gelernt hatte, fröhlich selber mitsang.

Obwohl hochentzückt von all dem vornehmen Leben, das sie so plötzlich umfangen hatte, beschlossen die Sänger in diesen Tagen dennoch wieder den Weg in die Heimath einzuschlagen und begaben sich über Stuttgart, wo sie vierzehn Tage rasteten und mit ebenso großem Beifall sangen, nach München an der Isar, wohin sie vorher ihre Eltern brieflich zum Wiedersehen beschieden hatten. Die Mutter war bis dahin noch nie aus dem Zillerthale herausgekommen, also auch nicht einmal in Innsbruck gewesen. Und in München fielen sich Eltern und Kinder mit unbeschreiblicher Freude um den Hals.

Alle mit einander zogen dann nach Tegernsee, wo sie den König Max wiederfanden und eine Woche blieben. Dann aber gings nach der Heimath, ins fröhliche Zillerthal, nach Fügen, wo sie wegen ihrer unerhörten Thaten, Leistungen und Erwerbnisse von jedermänniglich angestaunt, bewundert und beneidet wurden.

Bald darauf, nämlich schon im November 1825, unternahmen die Geschwister ihre zweite Weltfahrt. Die Erinnerung an die Einladung des Czaren war neuerdings erwacht, und die Sänger gingen deshalb gleich von Anfang an nach Wien, um sich nach Petersburg durchzusingen.

Aber in Wien schon erhielten sie die Nachricht, daß Kaiser Alexander zu seinen Vätern eingegangen sei. Zu gleicher Zeit kam die Botschaft, daß auch König Max von Bayern ins bessere Jenseits gewandert, und Kaiser Franz von Oesterreich war über den Verlust seiner beiden Amtsgenossen so betrübt, daß er seine Zillerthaler nicht einmal jodeln hören wollte. Unter solchen Umständen gaben diese die Reise nach Rußland abermals auf und gingen dafür nach Dresden, wo sie auch bei Hofe zusprachen, nach Teplitz und Karlsbad, wo sie eines Abends zwar nicht vor einem „Parterre von Königen,“ aber vor fünfzehn Prinzen auf einmal zu singen die Ehre hatten. In Teplitz war es auch, wo sie den englischen Earl Stanhope kennen lernten. Dieser ermahnte sie nachdrücklich, Altengland nicht unbesucht zu lassen, gab ihnen Empfehlungsbriefe mit und manchen guten Rath, wie sie sich dort zu benehmen hätten. So beschlossen sie denn wirklich nach jenem Eiland hinüberzuschiffen, wurden aber zuvor noch nach Weimar eingeladen. Dort trafen sie den Großherzog, sowie auch den Schauspieler und Regisseur Seidel, einen gebornen Innsbrucker, welcher für sie zwei neue (ziemlich schlechte) Lieder, „der Alpenjäger“ und „der Tiroler Landsturm,“ dichtete und in Musik setzte. Er gab sich auch große Mühe, sie seinen Landsleuten „einzulernen“ und verehrte ihnen zuletzt das Verlagsrecht.

Wer nun an dieser Stelle einen Rückblick thun und die früher vorgetragene Erzählung, die aus den letzten Tagen Simon Rainers stammt, vergleichen will, der wird leicht den Unterschied finden, daß nach der englischen Quelle die Zillerthaler nicht auf ihrer ersten Kunstreise,

sondern erst auf der zweiten nach Wien gekommen sind, und daß es nicht Fürst Esterhazy in Wien gewesen, der sie nach England zu gehen angetrieben, sondern Earl Stanhope zu Teplitz.

Es zeigt sich auch darin wieder, daß die Geschichte der Ur-Rainer in der Familie selbst bereits zum völligen Mythus geworden ist.

Die Geschwister setzten nun ihre Reise nach Thüringen fort und langten im November 1826 über Magdeburg in Berlin an. Hier sangen sie viermal im königlichen Opernhause und waren auch schon vor den König befohlen, als Seine Majestät unglücklicher Weise den Fuß brach und deßwegen wieder absagen ließ. Doch kamen sie in freundlichste Berührung mit allen hohen Herrschaften der Hauptstadt und nicht allein mit diesen, sondern auch mit Fräulein Henriette Sontag, deren Liebenswürdigkeit sie entzückte. Einmal waren sie in eine Abendgesellschaft zusammengeladen, wo sie, die Zillerthaler, ihre Almenlieder sangen, jene aber mit ihrer glorreichen Stimme abwechselnd die schwierigsten Arien aus den schönsten Opern vortrug — ein Contrast, der einen wunderbaren Eindruck zurückließ. Sie waren übrigens sehr oft im Heimgarten bei der gefeierten Sängerin, und diese schenkte ihnen auch zur Erinnerung verschiedene Angedenken.

Sieben Wochen blieben sie zu Berlin, gesucht, geehrt und in allen Zeitungen besprochen und gepriesen. Nach diesen schönen Tagen zogen sie über Schwerin nach Hamburg. Die gastfreundliche Aufnahme, die ihnen dort begegnete, wird „großherzig bis zum Uebermaß“ genannt. Auch trafen sie da wieder einen Landsmann, den Sänger

Cornet, der damals als erster Tenor im Hamburger Opernhause angestellt war, später das alte Schloß Fragsburg bei Meran erwarb und sich einige Jahre dort aufhielt. In Hamburg erhielten sie auch wieder neue, warme Empfehlungsbriefe für ihre Reise nach Albion, welches die singenden Argonauten nach einer sechzigstündigen Meerfahrt glücklich erreichten.

Sie landeten zu London im Mai 1827 und betraten die fremde Erde nicht ohne Schüchternheit. Sie befürchteten nämlich, ihr fremdartiges Aussehen möchte ihnen da zu viele, leicht lästige Aufmerksamkeit zuziehen; aber wider Erwarten kamen sie glücklich durch, nur daß ihnen beim Einzuge ein lärmender Haufe von Gassenjungen das Geleit gab. Der weise Meister Ball legt ihnen hier eine Apostrophe an das englische Publikum in den Mund, welche, wenn sie diesem auch nicht wörtlich so entquollen, doch jedenfalls so angelegt ist, daß sie die Zillerthaler bei ihren britischen Gastfreunden nur empfehlen konnte.

„Unbeschreiblich," läßt er sie sprechen, „ist der Eindruck, welchen der Anblick der britischen Metropole auf uns machte, als ihre Größe und scheinbar unerschöpfliche Mannigfaltigkeit sich mehr und mehr vor unsern Augen aufthat — — — aber was sollen wir von der gränzenlosen Güte und dem Edelmuthe sagen, welche uns seit unserem Erscheinen in dieser Stadt beehrt und die bescheidenen Bestrebungen der fremden Sänger über ihre höchsten Erwartungen hinaus ermuntert haben! Wir werden nie im Stande sein, die Dankbarkeit, welche wir den edlen und erhabenen Charakteren, die uns mit so viel Herablassung behandeln, schuldig sind, zu entsprechender Geltung zu bringen."

Die Zillerthaler stellten sich zu London sofort unter die Protection des Fürsten Esterhazy, der damals, wie schon bemerkt, österreichischer Gesandter am britischen Hofe war. Sehr freundlich und warm erzeigte sich ihnen auch vom ersten Augenblick an Ignaz Moscheles, der Virtuose, an den sie Empfehlungsbriefe mitgebracht hatten. Sie wurden nun schnell in die Kreise der hohen Aristokratie eingeführt, welche sie zuerst in einem Privatconcert, das Fürst Esterhazy veranstaltet hatte, vor sich versammelt sahen. Oeffentlich traten sie zum erstenmale am 26. Mai in der Aegyptischen Halle auf und zwar mit durchschlagendem Erfolge.

Nun schenkte ihnen selbst die Herzogin von Kent ihre Huld und beschied sie nach Kensington, wo ihren Liedern auch die junge Prinzessin Victoria, die jetzige Königin von England, lauschte. Bald darauf sangen sie vor dem Könige in Windsor. Der Monarch bewies ihnen sein hohes Wohlgefallen nicht allein durch ein kostbares Geschenk, welches er dem ältesten Bruder eigenhändig übergab, sondern auch durch die Aufforderung, sich am nächsten Abende wieder in Windsor hören zu lassen. Um diese Zeit traten sie ferner vor einer unzählbaren Zuhörerschaft und mit enthusiastischem Beifall im Coventgarden-Theater auf.[1]

[1] Eine gedruckte Ankündigung aus jener Zeit, die mir Frau Aigner in Zell verehrte, lautet wie folgt:

Tyrolese Family. Rainers Concert. Mall Hotel Assembly-Room, Clifton. The Tyrolese Minstrels, the Rainer Family under the especial Patronage of His Majesty and Royal Family most respectfully announce to the Nobility, Gentry and Inhabitants of Clifton and its Neigbourhood, their intention of giving a M o r n i n g

Moscheles begann nun ihre Melodien mit den Originaltexten im Tiroler Dialecte niederzuschreiben und gab bald zwölf solcher Lieder mit Clavierbegleitung heraus. Dieser erste Versuch war so schnell vergriffen, daß ihm bald als zweite Auflage die drei Bände folgten, welche mir nun vorliegen. Sie unterscheiden sich von der ersten Veröffentlichung namentlich dadurch, daß nun auch eine englische Uebersetzung, welche Herr Ball verfaßte, beigegeben ist.

Der Uebersetzer wollte die Grundsätze, die er bei seiner Aufgabe verfolgte, nicht verhehlen. Die Lieder der Tiroler, sagt er, seien zwar an und für sich tadellos, aber hier und da fielen sie doch noch unter die bloße Ländlichkeit hinunter und ergingen sich in einer Kindlichkeit, welche zwar auf den Ursprung der Blüthe hinweise, aber doch eine so geruchlose Blume aus einem auserlesenen Kranze ausschließe. In solchen Fällen habe er nun allerdings von den jedem Uebersetzer zukommenden Freiheiten Gebrauch gemacht, jedoch sein Lied nach irgend einer maßgebenden Idee des Originals gebildet, so, daß es wohl wiedererkannt und freundlich aufgenommen werden dürfte. Wer Deutsch verstehe, würde in Nr. 11, The Village Lay, (Das Dorflied) ein Beispiel dieser Behandlungsart finden. Dort sei der Gedanke, der im zweiten Verse ausgedrückt,

Concert at the above Assembly-Room, on Saturday, January 16 th, at two o'clock; on which occasion they will sing twelve of their most popular songs, appearing in the dresses presented to them by THE KING, in token of the Royal approbation of their Performance before His Majesty and the Court of Windsor, and will after introducing the Tyrolese Ranz des Vaches, conclude by adding a specimen of their national dancing.

gewissermaßen als der Rahmen des ganzen Liedes benutzt worden.

Etwas neugierig folgte ich der gewiesenen Spur und schlug The village lay auf. Ich fand zu meiner Ueberraschung, daß dies unser all- und altbekannter Lauterbacher sei, gewissermaßen der Patriarch aller Schnaderhüpfel, der damals voranging, als sie in die gebildeten Stände eingeführt wurden. Ich hörte das Liedlein schon im Jahre 1827, zum erstenmale von einem Studenten aus der Oberpfalz, singen, aber damals hieß es noch: „Z' Pfeifenberg" ꝛc., was um so mysteriöser, als es im ganzen Königreich Bayern kein Pfeifenberg gibt. Und in diesem Umkreise sollte es sich doch nothwendig finden, denn der Lauterbacher ist, wie unter den Kennern feststeht, kein Almenlied, keine Tiroler Melodie, sondern im Unterland, vielleicht im bayerischen Wald oder gar noch nördlicher entstanden, — eine Meinung, die auch dadurch nicht erschüttert wird, daß sich Felix Rainer in England für den Erfinder der Melodie ausgab.

In der jetzt giltigen Lesart lauten also die beiden ersten Verse jenes merkwürdigen Liedes bekanntlich:

Z' Lauterbach hab i mein Strumpf verlorn;
Ohne Strumpf geh i nit heim —

und der zweite Vers soll also der Rahmen sein, in welchen der Uebersetzer seine ganze Umdichtung hineingemodelt hat. Zu meiner großen Ueberraschung fand ich nun aber folgenden Text:

Father dear, listen, pray —
Thus I heard a shepherd say —

Father dear,
Only hear:
Give me store, give me kine;
Let me take the maiden mine,
Father! say not nay!

was aus dem Englischen ins Schnaderhüpfel-Deutsch übertragen etwa folgendermaßen klingen würde:

Lieber Vater, hör' mir zu,
Sagt a junger Hüterbue,
Vater, gieb mir bald a Kue
Und a Häusel ah dazu,
Daß i Hochzeit halten kann;
's Warten kommt mich gar z'hart an.

Die Freiheiten, „die jedem Uebersetzer zukommen," scheinen nun im englischen Texte allerdings vollkommen gewahrt zu sein; aber daß Herr Ball als „maßgebende Idee" des Liedes nicht den verlornen Strumpf erkannt und diesen in seinen Rahmen aufgenommen, ist doch höchst auffallend! Indessen, je weiter wir vergleichen, desto fester wird unsere Ueberzeugung, daß es eigentlich nur stellenweise auf eine Uebersetzung abgesehen war, und daß sich Herr Ball in der Hauptsache begnügte, seine eigenen Ideen, die er hin und wieder etwas alpenhaft färbte, in das tirolische Metrum zu gießen. Im dritten Hefte, das dem Earl von Stanhope gewidmet ist, tritt übrigens ein neuer Uebersetzer ein, Herr T. H. Baily, der sich aber, wenn möglich, noch mehr Freiheiten herausnimmt als sein Vorgänger. Doch ist er auch noch aufrichtiger als dieser, denn er erklärt im Vorwort ganz offen:

„Es mag nothwendig sein, zu bemerken, daß der Ver-

fasser des Textes dieser Sammlung keineswegs eine Uebersetzung der Originale geben will, denn die außerordentliche Einfachheit der deutschen Worte trotzt fast jeder poetischen Uebersetzung. Der Autor hat jedoch versucht, dem Geist der Originale treu zu bleiben. Er hat den Gedanken der Worte wiedergegeben, so weit es möglich war, und er glaubt in keinem Falle von dem Sinne der Worte abgewichen zu sein."

Nach dieser Vorrede mag sich jeder selber denken, wie Herr Baily in diesen Schnaderhüpfeln und Almenliedern herumgehaust hat; doch verzichten wir gern auf eine nähere Besprechung seiner Arbeit.

Wie dem aber auch sei, diese tirolischen Lieder, these wild inimitable songs, diese wilden unnachahmlichen Gesänge in ihrer englischen „Bearbeitung" hatten damals einen Erfolg in Großbritannien, den die Insulaner selbst bewitching und bewildering, d. h. bezaubernd, nannten. Von den Bädern von Brighton bis hinauf zu den Shetlands-Inseln schwelgten Albions blonde Töchter in diesen Tyrolese melodies. Fräulein Sontag, welche 1828 ebenfalls nach London gekommen und deren Liebling „Der schöne Schweizerbue" geworden war, trat in keinem Concert mehr auf, ohne diesen wilden und unnachahmlichen Gesang mit unerschütterlichem Beifall herunter zu jodeln. Ja, die ganze musikalische Industrie Alt-Englands warf sich eine Zeit lang auf die Almenlieder. Das dritte Heft enthält eine Anzeige von sechsunddreißig „Arrangements" für Guitarre, Piano, Harfe, Flöte, Waldhorn, Violine, für zwei, drei, vier dieser Instrumente zusammen; für eine, zwei, drei, vier Singstimmen,

als Walzer, als Quadrillen, kurz, in jeder denkbaren Weise.

Aber die Almenlieder selbst? Darf man auch jetzt nach vierzig Jahren noch ihre Reize näher untersuchen und mit der kritischen Hechel darüber fahren? Wir wagen es, denn die Gebresten, die sich in der Rainer'schen Liedersammlung von Anno Achtundzwanzig zeigen, sie finden sich auch noch in den heutigen.

Die Almendichtung ist eine sehr verwahrloste Disciplin. Das Zeug, was so gewöhnlich von den wandernden Sängern und Sängerinnen, den wahren und falschen Tirolern, in Wirthshäusern und Concertsälen dargeboten wird, ist meist unächtes und verwerfliches Stückwerk.

Die eigentliche Ur-, Grund- und Lieblingsform des Almengesangs ist nämlich das Schnaderhüpfel — die bekannten vier Zeilen mit je zwei Hebungen. Ihre Zahl ist unzählbar; sie blühen und verwelken fort und fort und erneuern sich täglich in unverwüstlicher Fruchtbarkeit. Nach ihren Melodien läßt sich singen und tanzen; sie entsprechen daher dem täglichen Bedürfniß der Jägersbuben und der Sennerinnen. Sie reichen aber nicht hin, um einen Concertabend auszufüllen, zumal vor einem Publikum, das den epigrammatischen Text nicht versteht, was den Tirolersängern gegenüber doch häufig der Fall war.

Diese fanden sich daher bald gedrungen, nach Abwechselung zu trachten und bunte Reihe herzustellen. Allein die Lieder, welche in mehreren Strophen einen zusammenhängenden Gedanken durchführen und nach einem andern und längern Rhythmus als die Schnaderhüpfeln gesungen werden, die eigentlichen Almenlieder, sind nicht zahlreich.

Sie bringen sich auch neben jenen, die sich viel leichter merken lassen, nur mühsam fort; die älteren sind meist halb vergessen, nur stückweise noch bekannt, in den jüngeren macht sich nur zu häufig der hochdeutsche Finger des Schullehrers bemerkbar. So zogen denn schon die Rainer allerlei fremdartige Surrogate herbei, und als solches erlebte z. B. auch das bekannte „Sagt er" (Wennst in Himmel, sagt er, willst kemma, sagt er, mußt Handschuh, sagt er, mitnemma 2c.) das Glück, damals vor Georg dem Vierten gesungen zu werden, ein unverdientes Glück, da es keine Tyrolese melody, sondern aus einer Posse, „Die Wiener in Berlin," entlehnt ist. Aus ähnlicher Quelle stammt auch das ehemals so gern gehörte „War's vielleicht um eins, war's vielleicht um zwei," welches ebenfalls im Coventgarden gesungen und beklatscht worden ist. Diese der Bühne entlehnten Stücklein kamen nun in der Regel so ziemlich gut weg, aber die eigentlichen Almenlieder wurden oft bitterlich mißhandelt. Namentlich wenn sie zu kurz waren, d. h. wenn man im Zillerthal nur noch einige Trümmer des Textes auftreiben konnte, während die anderen Stücke verloren gegangen, entblödeten sich die Sänger keineswegs, irgend etwas Beliebiges hinzuzusetzen oder selbst etwas anzudichten.

So sehen wir z. B., daß „Der Fuhrmannsbue," ein niederbayerisches Lied, das jetzt in volksthümlichen Liederbüchern mit neun oder zehn Strophen vorkommt, hier nur in zwei G'sätzeln erscheint, deren zweites lautet:

Kellnerin, leb wohl und vergiß mich nicht;
I muß jetzt scheiden von dir.
I kann nit bei dir bleiben,
Denn i muß fahren nach Trier.

Die letzte Zeile ist entschieden unecht und lächerlich, denn es ließe sich wetten, daß unter tausend niederbayerischen Fuhrmannsbuben nicht einer zu finden ist, der je von der allerdings berühmten Stadt Trier gehört hätte.

Hier haben sich nun die Natursänger mit einem sehr verstümmelten Torso begnügt und nur eine unbedeutende Restauration versucht, aber „der schöne Schweizerbue" war nicht so glücklich, denn dieser mußte sich folgende, höchst bedenkliche Schlußstrophe aufhalsen lassen:

Frau Wirthin, schenk nur fleißig ein,
Sei's Bier oder sei's Champagnerwein!
Schenk nur ein, wir trinken's wiederum aus
Und gehen dann froh nach Haus!

Der Champagnerwein, der den Tiroler Thölerern (Thalbewohnern) in den zwanziger Jahren gewiß noch ebenso fremd war, wie den niederbayerischen Fuhrmannsbuben die berühmte Stadt Trier, er bürgt allein schon dafür, daß diese Strophe nicht auf den Almen entstanden ist. Er drängt sich aber auch in einem andern Liede, welches „Der genügsame Jäger" überschrieben ist, sehr ungeziemend ein.

Dieses Lied beginnt ganz leidlich: „Wenn i auf die Alma geh, den Stutzen an der Seit'," schließt dann aber mit folgender dritter Strophe:

Wie man herzlich froh kann sein,
Das sieht man in Tirol;
Man braucht hier nicht Champagnerwein,
Befindet sich doch wohl;
Denn bald verraucht des Weines Gluth
Und bringet öfters Uebelmuth.
Wer ohne Weine froh sein kann,
Der ist der beste Mann!

Für das Liederbuch eines Mäßigkeitsvereins wäre diese Strophe gerade nicht zu tadeln, aber als tirolischer Naturgesang klingt sie höchst absonderlich.

Ein seltsam Gebilde ist auch das „Alpenlied," Mountain Lay. Es beginnt nach bekannter Weise auf gut bayerisch: „Bin i net a lustiger Schweizerbue" (dieser lustige Schweizerbue ist nicht zu verwechseln mit dem oben angeführten schönen Schweizerbuben), fährt dann aber in zweiter Strophe also fort:

Ist denn nicht ein niedliches Hüttchen mein,
Ist denn nicht ein Hüttchen mein?
Drinn wohnet mein Schätzeli,
Schaut aus dem Fensterli,
Bis sie mich sieht,
Und gibt mir das Prätzeli.
Sagt sie: „bin i, bin i dir gar gut" —
Wird mir wunderlich zu Muth.

Diese Gruppe — das hochdeutsche Mittelstück, der bajuvarische Anfang, der alemannische Schluß — macht mir wenigstens den Eindruck, als wenn mir eine prunkende Festjungfrau einerseits mit dem Dreschflegel, anderseits mit der Mistgabel entgegenkäme. Uebrigens sieht ein Blinder, daß diese zweite Strophe nie zur ersten gehört hat.

Zuweilen kömmt es auch vor, daß die Natursänger, um ihren Vorrath zu vermehren, irgend einen Dichterling bitten, er möge ihnen ein schönes, möglichst tirolisches Lied herdichten. Dieser Versuchung erlag der obengenannte brave Landsmann Seidel zu Weimar, der ein trefflicher Sänger gewesen sein mag, aber zum Alpendichter nicht geboren war. Er bescherte seinen lieben Landsleuten gleichwohl,

wie schon oben erwähnt, einen Gesang, „der Tiroler Landsturm“ betitelt, dessen erste Strophe lautet:

Hui auf, hui auf, schreit man durchs Land,
Die Kugel in den Lauf, die Büchs in die Hand!
Macht's, daß euer Stutzen knallt,
Schreit's, daß 's Echo wiederhallt.

Aus dieser spätgebornen, aber ins Jahr 1809 zurückdatirten Strophe schaut das ganze Elend, das die Naturpoesie immer begleitet, wenn sie nicht erster Sorte ist. Was den zweiten Vers betrifft, so sieht man nicht ein, wie der Schütze die Kugel in den Lauf bringen soll, eh' er die Büchse in die Hand genommen, alle vier Zeilen aber sind an poetischer Kraft so schwach und kümmerlich, als wenn sie eben aus dem Spital entlassen wären, abgesehen davon, daß Anno Neun kein einziger von den Tiroler Landstürmlern, vielleicht nur der Kapuziner Haspinger ausgenommen, gewußt haben kann, was gebildete Menschen unter Echo verstehen.

Ach, du lieber Gott, wird er vielleicht seufzen, nämlich der unbefangene tirolische Leser, der bis hierher gekommen, ach, was haben doch die guten Rainer den Engländern und den europäischen Potentaten für einen Schmarren vorgesungen! Allerdings, kann man zustimmend sagen, allerdings, aber es ist im Grunde heute noch dasselbe Gebrodel! Blättert man da und dort durch die Liederbücher, wie sie Kellnerinnen, Bauerntöchter, Wirthssöhne sich eigenhändig zusammenschreiben, oder liest man die gedruckten Programme der reisenden „Natursänger,“ der wahren und falschen Tiroler, so zeigt sich dieselbe geschmacklose Mixtur von längst verkrüppelten und

durcheinandergeworfenen Almenliedern, von halbgelungenen städtischen Versuchen, von Stücklein aus den Wiener Possen rc. Gedruckte Texte oder Liederbücher gehen schwer ins Volk ein, und auch die oberbayerischen Lieder, welche im Auftrag König Max des Zweiten Franz von Kobell (mit Bildern von A. v. Ramberg) herausgab (zweite Auflage 1871), auch diese scheinen in Tirol keine Verbreitung gefunden zu haben, obgleich sie gerade dem Alpengesang zur Aufmunterung dienen sollten.

Das Büchlein ist wohl auch zu theuer, denn einen Thaler preußisch kann eine Almerin, oder vielmehr, da es in Tirol keine Almerinnen mehr gibt, kann eine liedersüchtige Bauerntochter nicht spendiren. Es fehlt eine liebende Hand und wenn es auch nur die eines speculativen Buchhändlers wäre, eine Hand, die das Beste, was noch aufzufinden, um etliche Groschen gedruckt herausgäbe. Allerdings müßte dahinter ein sachverständiger Mann stehen, eine poetische Seele, welche die alten echten Texte wieder vorsuchen, das Vorhandene richtig zusammenstellen, das Fehlende in der rechten Weise ersetzen, aber der ländlichen Muse nie ein Wort in den Mund legen würde, das sie nicht verantworten könnte.

Bei diesen Rainer'schen „Studien" sind mir auch einige andere Büchlein, die den Alpengesang cultiviren, in die Hände gefallen, z. B. Oesterreichische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von F. Tschischka und J. M. Schottky. Zweite Auflage; Pest 1844; Die österreichischen Volksweisen von Anton Ritter von Spaun. Wien 1845; und Volkslieder aus Steyermark, gesammelt von J. E. Schmölzer. Leipzig 1862. Eigentliche

Lieder, namentlich gute und lobenswerthe, finden sich auch in diesen Sammlungen nur spärlich. Uebrigens scheint der Mangel gefühlt zu werden, denn die gebildeten Alpendichter wie F. v. Kobell, der Lehrer von Finkenberg, der vom Birkenstein und andere, lassen ihre Muse gerade in dieser Gattung am liebsten sich ergehen. Daß nicht alles gelingt, was da versucht wird, möchte beispielsweise auch eine Strophe darthun, welche in den Volksliedern aus Steiermark vorkömmt und einem Gedichte angehört, das „Der Almkönig“ überschrieben ist. Sie lautet:

Wann die Sunn dann nachher wird so silberblau (Jodler)
Immer höher steigt der Nebel eisengrau — (Jodler)
Was für Leb'n hab'n nicht die Städter,
Fast als wie die ird'schen Götter!
Auf der Alma, da hat's halt der Schöpfer geb'n. (Jodler.)

Um aber wieder nach Fügen und zu den Rainern zurückzukommen, so bricht Herrn Balls Erzählung, wie wir gesehen, im Juni 1827 ab. Aus andern Quellen wissen wir, daß sie damals glücklich wieder heimgekehrt und nach ihrer Rückkunft sämmtlich in den heiligen Stand der Ehe getreten sind.

Hiermit mag diese Abhandlung ihrem Ende zugehen. Der Auszug aus Herrn Balls Bericht ist vielleicht etwas trocken ausgefallen, und doch — wie heiter müßte sich die Erzählung darstellen lassen, wenn die rechten Quellen noch nicht versiegt wären! Wie die Rainer in ihrer naturwüchsigen Jugendlichkeit, treuherzig und schlau, schüchtern und keck zugleich, so in fremde Lande und bald gar in England einbrachen, welche komische Geschichten, welche lustige Anekdoten, welche spaßhafte Abenteuer sie da erlebt, welche Prüfungen sie überstanden, bis sie in der großen

Welt hieb- und stichfest geworden, das weiß niemand mehr zu sagen. Ich mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich Anno 1842, wo ich zum erstenmale nach Schwaz und Fügen kam und wo sie noch sämmtlich lebten, nicht die Bekanntschaft der ganzen Gesellschaft gesucht, ihre Erinnerungen nicht erweckt und gesammelt habe. Es wäre ein beneidenswerther Stoff gewesen.

Die tirolischen Schriftsteller scheinen diesem ländlichen Gestirn allerdings geringe Aufmerksamkeit zu schenken — wenigstens wußte man weder in Schwaz noch in Fügen etwas von literarischen Arbeiten über die Geschichte der Väter. Auch Dr. Staffler in seinem umfassenden Werke über Tirol und Vorarlberg erwähnt am treffenden Orte, nämlich im zweiten Theil, der 1842 erschien, nur ganz kurz die reisenden „Natursänger," würdigt sich aber nicht einmal ihre Namen zu nennen.

Und doch, wenn man bedenkt, wie diese fünf Bauernkinder in jungen Jahren vor dem Kaiser aller Reußen singen, von diesem in seine Hauptstadt eingeladen werden, dafür aber nach England gerathen, überall auf dem Festland und den britischen Inseln vor Königen und Königinnen, Herzogen, Fürsten und Grafen ihre Jodler erschallen lassen, überall beklatscht, gefeiert und von der Presse mit Enthusiasmus begleitet werden, wie sie dann mit vollen Truhen wieder heimkehren und allen Tand der großen Welt, den Hermelin und die seidenen Spitzen von sich werfen, mit den ersungenen Schätzen sich Wirths- und Posthäuser kaufen, ganz zufrieden, von ihren Bewunderern wieder vergessen und dafür tüchtige und wichtige Leute in Fügen oder Schwaz zu werden, wie sie auch ihren Kindern keine „höhere," sondern eine einfach bürgerliche Erziehung geben, so daß diese wieder ganz verzillerthalern

und in der Familie selbst die Kenntniß der englischen Sprache, welche die alten Rainer alle mitgebracht, sich wieder verliert; wer dies Alles betrachtet und erwägt, der wird das ganze Vorkommniß ohne Zweifel ungewöhnlich finden und vielleicht wünschen, daß ein junger strebsamer Zillerthaler darübergehen und die Geschichte der fünf Geschwister — zwar nicht in fünf Bänden, aber doch in einem einzigen anmuthig beschreiben sollte. Bei tieferem Eindringen müßten sich wohl doch noch andere Quellen finden, als die von Mr. Ball verfaßte Lebensskizze. Es gibt schon noch bedeutendere Leute als die Rainer. Mit Bismarck, Moltke, Roon hätten sie sich selbst wohl nicht verglichen, aber im Zillerthale waren sie zu ihrer Zeit unbestritten die Ersten, und dort wird ihr Angedenken und ihr Ruhm auch immerdar unverwelklich blühen.

Die nächsten Nachfolger der Rainer waren die Geschwister Leo. Diese kamen im Jahre 1828 zu Weimar mit Goethe zusammen, der ihnen viele Freundschaft bezeigte und sie auf sein Schweizerlied: „Uf'm Bergli bin i gsässe," dessen Schweizerdeutsch allerdings etwas frankfurterisch klingt, aufmerksam zu machen geruhte. Sie übten es auf seinen Wunsch sogleich ein und sangen es dann aller Orten, wo sie hinkamen. Der Altmeister stellte ihnen auch ein schönes Zeugniß unter seinem Siegel aus. Die Geschwister Leo brachten überhaupt ein ganzes Buch voll der ehrendsten Urkunden mit nach Hause. Es befindet sich jetzt zu Magdeburg bei Herrn Director Paulsieck, der die Fahrten der Leo beschreiben will. Auch die Rainer hatten sich, wie Herr Ball bemerkt, ein solches angelegt, doch habe ich nicht erfragen können, wo es hingekommen ist.

XV.

Die deutschen Schulen in Wälschtirol.[1]

1872.

Es ist seit Jahren in der deutschen Presse öfter wiederholt worden und mag daher als bekannt gelten, daß weit drinnen in Tirol, da wo man von Trient nach Bassano geht, im wilden Gebirge, das eigentlich keinen Namen hat, verschiedene deutsche Dörflein blühen, die letzten Ueberbleibsel einer germanischen Bevölkerung, welche einst, namentlich in der Valsugana, viel zahlreicher gewesen ist als jetzt. Einige derselben, jene die am Astico liegen, San Sebastian nämlich, Lavarone und Luserna, stehen in Zusammenhang mit den sieben Gemeinden, den Sette Comuni, die uns Schmeller und Bergmann literarisch wieder näher gelegt haben. Diese sieben Gemeinden wurden bisher für einen bajuvarischen Vorstoß angesehen, der, im frühesten Mittelalter eingedrungen, sich da auf rauhen Felsenhöhen seine Muttersprache erhalten habe, während die andern Germanen, die in den mildern Thälern saßen und ehedem die Verkettung mit dem deutschen Sprachlande dar-

[1] Beilage zur A. Allg. Ztg. vom 26. Januar 1872.

stellten, allmählich in den immer höher steigenden Fluthen des Wälschthums ertrunken seien.

In neuerer Zeit sind aber namentlich durch den Postdirector Widter so überraschende Nachrichten aus der Gegend von Vicenza herausgekommen, [1] daß diese Ansicht allmählich einer andern weicht, welche jene entlegenen Landsleute für Nachkommen der Gothen und der Longobarden hält. Es ist jetzt nämlich bekannt geworden, daß noch im späten Mittelalter jene Gegend um Vicenza fast mehr deutsch als wälsch gewesen, und darum ist es auch wahrscheinlich, daß die Deutschen am Astico und an der Fersina nicht von der bayerischen Hochebene, sondern von dem italienischen Flachland ausgegangen und daß sie nicht bajuvarische, sondern gothisch-lombardische Ableger sind.

Es ist nun schon lange her — denn es war im J. 1844 — daß ich in diesen Blättern eine Abhandlung über die deutschen Sprachgränzen in Tirol niederlegte und über die Vernachlässigung jener germanischen Sporaden wehmüthige Klagen ertönen ließ. [2] Ihre Seelen wurden nämlich zu jener Zeit nur von italienischen Priestern besorgt, und in ihren Schulen, wenn deren überhaupt vorhanden waren, wurde nur in italienischer Zunge gelehrt. „Bald wird der Pilgrim," sprach ich damals, „der hier nach den Deutschen fragt, auf die Friedhöfe gewiesen werden, wo wälsche Leichensteine die letzten deutschen Todten decken!" Schon sah ich allmählich das fünfundzwanzigjährige Jubi-

[1] Vgl. oben Nr. X. Das Deutschthum in Wälschland I.

[2] Jene Abhandlung bildet jetzt das erste Capitel dieses Bändchens. Sie erschien, wie oben schon bemerkt, in der Beilage zur A. Allg. Ztg. vom 22. Juni 1844 u. ff.

läum dieses bis dahin fruchtlosen Spruches herannahen, als sich im Jahre 1865 auffallenderweise der Herr Schulrath Stimpel zu Innsbruck erhob und zu Palu und Luserna deutsche Schulen gründete. Im Jahre 1867 erstand sogar ein Comité zu Innsbruck, welches sich die Unterstützung der deutschen Schulen in Wälschtirol zum Ziele setzte und sofort einen Aufruf erließ. Sein Wirken war auch bisher von schönen Erfolgen belohnt, wie der erste Bericht, den es im letzten October veröffentlichte, erfreulich darthut. Die Schulen in den genannten Dörfern wurden unterstützt, zwei andere zu Eichleit (Roveda) und Gereut (Frassilongo) im Fersina-Thale neu gegründet, die Gründung anderer vorbereitet, und auch jene an der Sprachgränze, welche noch auf deutschem Boden liegen, wurden vielfach mit Geldhülfen bedacht. Im Ganzen hat der Verein immer gegen zwanzig Schulen an sein warmes Herz zu drücken. Die Gemeinden, die in seinen Rahmen fallen, sind nämlich, soweit sie in den Bergen liegen, zwar sehr deutsch gesinnt, aber auch sehr arm. Mit Freuden sieht dort der teutonische Vater seine Kinder in die deutsche Schule gehen, geht wohl auch, um sich im Lesen auszubilden, selber mit, aber für Bücher, Ehrengeschenke, Wandkarten u. dgl. reicht sein Einkommen nicht aus. In den Gemeinden, die im Thale der Etsch liegen, ist dagegen durch italienische Einwanderung das Deutschthum selbst gefährdet, und dort kann die Schule, was sie soll, nur wirken, wenn sie keine Noth leidet. Deßwegen ist denn auch schon im ersten Aufruf des Comités (1867) ganz Germanien in Allarm gesetzt und um freundliche Spenden angegangen worden, worauf das großherzige

Deutschland auch sofort entsprechend antwortete. Das Verzeichniß der Einnahmen, wie es in dem Bericht gegeben wird, weist bis zum letzten October eine Gesammtsumme von 2050 Gulden nach. Der fürnehmste und freigebigste Spender ist Kaiser Franz Joseph von Oesterreich mit 600 Gulden. Wer dem erhabenen Fürsten nicht unrühmlich nachgeeifert, ist meine Wenigkeit, welche bisher 465 Gulden, mit den neuesten Nachsendungen über 500 Gulden zugesteuert, so daß mich von Sr. apostolischen Majestät nur noch ein kleiner, hundert Gulden breiter Graben trennt, welchen ich mit Gottes Hülfe auch noch zu überspringen hoffe.[1] Daran ist freilich mein Verdienst das mindeste; das Lob gebührt vielmeht den biedern Münchenern, die sich immer willfährig finden lassen, wenn für Ruhm und Ehre deutscher Nation ein Opfer zu bringen. Auch ist dabei zu bemerken, daß einmal die Redaction der „Presse" in Wien achtunddreißig Gulden hieher sandte, und daß noch einige andere Gaben aus Oesterreich ihren Weg durch München nahmen. Aus Frankfurt, Ulm und Stuttgart flossen sehr achtungswerthe Beiträge. Professor Ficker schaffte aus Westphalen 240 Gulden herbei. Auch mehrere deutsche Buchhandlungen spendeten Bücher, Landkarten und andere Lehrmittel. Der seltsamste Posten in dem Rechenschaftsbericht ist das fröhliche Innsbruck selbst,

[1] Er ist jetzt auch übersprungen, da ich seitdem wieder 170 fl. eingesendet habe. Ein seliger Freund, Dr. Ludwig Zimmermann, Rechtsanwalt in München, hat zu diesem Zwecke in seinem Testamente ein Vermächtniß von 100 fl. ausgesetzt. Uebrigens sind in den letzten Jahren auch zu Leipzig, Darmstadt und an anderen Orten Vereine zu Unterstützung der deutschen Schulen in Wälschtirol zusammengetreten.

welches in vier Jahren 41 fl., also in einem Jahre 10 fl. 25 kr., für diesen erhabenen Zweck zum Opfer brachte. Eine Landeshauptstadt mit Statthalterei und deren Räthen, einer Universität mit Weltweisen und Schriftgelehrten, ein Sitz der Intelligenz mit allen möglichen Behörden, Fabriken und Industriezweigen, und zehn Gulden jährlich — es klingt doch etwas kümmerlich, zumal wenn man die Beiträge betrachtet, die aus dem Auslande gekommen. Doch ist hervorzuheben, daß die Innsbrucker, seitdem die Thätigkeit des Vereins begonnen, sechs Knaben, die in jenen Gemeinden geboren sind und sich zu Lehrern heranbilden, mit Kosttagen, Monatgeldern u. s. w. unterstützen. Außerhalb der Landeshauptstadt liegt aber, was deutsche Schulen in Wälschtirol betrifft, noch alles in tiefem Schlummer. Das reiche Bozen, das gesegnete Meran, sie zeigen bisher noch keinen Ehrgeiz, auf jener Liste zu glänzen. Auch die wohlhabenden Großbrauer, Gasthof- und Gutsbesitzer auf dem Lande, die deutschen Grafen, Freiherren und Ritter in ihren alterthümlichen Castellen, neuen Ansitzen und Landhäusern, die freisinnigen Bürgermeister in den Städten und Märkten — sie alle wollen sich die Sache noch etwas näher überlegen.

Wenn man, abgesehen vom hochwürdigen Clerus, der zur Zeit schon durch den Peterspfennig hinlänglich beschwert ist, die Zahl aller gebildeten Deutschtiroler auf tausend anschlägt — wer etwa über diese Ziffer hinausfällt, den bitten wir um Entschuldigung — und wenn man annähme, daß jeder dieser Patrioten jährlich zehn Neukreuzer abließe, so würden doch immerhin alle Jahre 100 fl. zusammenkommen, ohne daß der erlaubte Lebens-

genuß des Einzelnen verkümmert wäre. Etwas mehr Wärme im Focus der Sache müssen wir daher allerdings beantragen, wenn wir nicht selbst erkalten sollen.

Immerhin gedenken wir andern heraußen „im Reich," etwa Hand in Hand mit den Wienern, viribus unitis, „die armen Häuter" durchzureißen und bei Sprache und Sitte ihrer ruhmwürdigen Ahnen zu erhalten. Wenn wir Tirolomanen an der Donau und am Rhein, sowie an andern minder erheblichen Flüssen und Bächen, jeder des Jahrs nur etliche Groschen spenden, so wird's vollkommen ausreichen. Solche Gaben aber bitten wir an die Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck zu senden, welche sie freundlich aufnehmen und zu nutzbarer Verwendung dem Comité übergeben wird.

XVI.

Das Deutschthum in Wälschland.[1]

1872.

II.

Es ist schon etliche Zeit vergangen, seitdem Sie mich um einige Nachrichten über den Stand des deutschen Elements in Wälschtirol ersucht haben; doch ist es wohl auch heute nicht zu spät, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und zwar umsoweniger, als eben jetzt der erste Bericht des Innsbrucker Vereins für Unterstützung der deutschen Schulen in jener Gegend durch die Welt geht. Was ich Ihnen nun hier mittheile, kommt mir selbst allerdings sehr bekannt vor, denn es ist nicht das erstemal, daß meine Muse die Sache behandelt. Es mag auch leicht sein, daß sich unter den Lesern mehr als Einer findet, der das Alles so gut oder besser schreiben könnte, als ich — allein wer kann in unserer Zeit dem unbequemen Geschlecht der Wissenden ganz aus dem Wege gehen? Oder wer kann überhaupt berechnen, wie weit die Ergebnisse seiner Nachtwachen durch die hörnerne Haut des vielbeschäftigten Publikums gedrungen sind? Gleichwohl habe ich bisher immer schüch-

[1] Erschienen in der Deutschen Zeitung zu Wien; 1. Februar 1872.

tern zurückgehalten und wäre auch jetzt noch kaum auf dem Platze, wenn mich nicht neulich ein guter Freund gefragt hätte, was man denn unter „Gröden" verstehe und wo dieses Ländlein etwa liegen möchte, wenn nicht jüngst ein anderer Bekannter ausgerufen hätte: „Was ist denn eigentlich das Haberfeldtreiben?" Da ich nun auch über diese beiden Gegenstände schon ziemlich viel Lehrreiches zu Papier gebracht und ans Licht gestellt habe, so scheinen jene Interpellationen anzudeuten, daß ich das Privilegium genieße, lang und breit über diese oder jene Sache reden zu dürfen, ohne daß die verehrliche Lesewelt hievon Notiz nimmt. Durch diese Wahrnehmung ermuntert, gehe ich denn nicht ohne einigen Muth abermals an das „Deutschthum in Wälschland."

Dieses interessante Phänomen ist bisher keineswegs unbeachtet geblieben, aber die deutschen Forscher, die es betrachteten, nahmen ihren Standpunkt jeweils zu München oder zu Innsbruck und schauten sozusagen von oben hinunter; nach der jetzigen Lage der Sache scheint es aber viel ersprießlicher, sich zwischen Ravenna und Verona aufzustellen, um von unten hinaufzuschauen, und zwar aus folgenden Gründen:

Es war einmal eine Zeit, da die Ostergothen unter ihrem König Theodorich, dem vielgefeierten Herrn, gen Italien zogen (489) und dort ein angesehenes Königreich errichteten. Der König schlug seinen Sitz zu Ravenna auf, lebte aber auch manche Zeit zu Verona, was die Deutschen später nach ihm Dietrichsbern benannten. Sein gothisches Kriegsvolk siedelte er in der oberitalischen Ebene an, welche später die Lombardei hieß, vorzüglich zwischen Ravenna

und Verona, um Vicenza und Treviso. Hier lagen seine Helden auf beständiger Wacht, um in voller Rüstung bereit zu sein, wenn etwa von Osten her die Byzantiner, von Nord oder West die Franken ins Land fallen sollten. Auch ihnen gefiel diese Landschaft, als sie wegemüde aus Pannonien daherkamen, und sie freuten sich, ihres Zuges hier ein annehmbares Ende zu finden, in der fruchtbarsten Gegend Italiens, die übrigens damals durch Krieg und Hunger und Pest fast ganz verödet war.

Die Gothen hielten sich für das edelste Geschlecht der deutschen Nation und wurden auch von den andern Völkern, den Römern und Barbaren, als solches angesehen. Etwa sechzig Jahre dauerte ihre Herrschaft und brach dann blutig zusammen. Diese Zeit hatte aber nicht hingereicht, um sie ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Gesetze vergessen zu lassen. Die edlen Gothen gingen als Deutsche unter. Viele zogen sich ins rhätische Gebirge, Andere blieben in jenen Gegenden wohnhaft, wo sie sich zuerst schon niedergelassen. Dort leben sie einzelnweis, an ihrer Sprache kennbar, noch heute.

Bald nach dem Untergang der Gothen zogen die Longobarden als Herren in Italien ein (568). Auch sie verlegten ihre größte Kraft in die Ebene am Po, die sofort nach ihnen die Lombardei genannt wurde. Die Lombarden hielten sich länger in Hesperien, als die Gothen, aber Karl der Große setzte im Jahre 774 bekanntlich auch ihrem Reiche ein Ende.

Die Lombarden haben ihre Sprache ebenfalls bis zu ihrem Untergange bewahrt und auch von ihren Enkeln leben noch etliche, an dieser kennbar, bis zum heutigen Tage. Freilich ist es schwer zu sagen, ob die Deutschen,

die wir meinen, Gothen oder Longobarden, ob sie, was wohl wahrscheinlicher, aus beiden gemischt seien und welchem Theil in dem gemischten Blute ein Uebergewicht zustehe.

Aus jenen frühen Zeiten schreiben sich drei annoch bemerkliche Erscheinungen her, die wir kurz berühren wollen. Einmal sind die romanischen Mundarten jener Gegenden viel stärker mit deutschen Elementen gemischt, als die des übrigen Italiens, wie das früher schon F. Diez hervorgehoben und neuerlichst wieder Schneller in seinen „Volksmundarten in Südtirol" überraschend dargethan hat — zweitens finden sich dort reichlicher als in den südlicheren Landschaften der Halbinsel jene Familiennamen von guter altdeutscher Herkunft, wie Bertoldi (Berthold), Grimaldi (Grimwald), Rambaldi (Reinbold), Rinaldi (Reinhold), Sismondi (Sigismund), Tibaldi (Diepold) u. s. w. Der alte Dandolo von Venedig würde sich jetzt in Wien oder München Dandel schreiben, was eine Ableitung aus dem althochdeutschen Tagandeo ist. Der gefeiertste Italiener unserer Zeit, der vielbesungene Garibaldi, nennt sich gerade so, wie der erste Agilolfinger, der vor dreizehnhundert Jahren das Herzogthum Bayern verwaltet hat. Und endlich stammt noch aus jener Zeit eine große Zahl lombardischer Ortsnamen, die in engo ausgehen, was unser deutsches -ingen ist, so daß sich z. B. Barengo, Bussolengo, Ghislarengo, Gossolengo, Marengo, Marzelengo, Pozzolengo ganz und gar unserem deutschen Bering, Büßling, Geiselhöring, Gößling, Mehring, Marzling, Pötzling gleichstellen.

Als Ravenna und Verona aufhörten, die Hauptsitze deutscher Nation und Sprache in Italien zu sein, trat Vi-

cenza an ihre Stelle. Dort hielt sich noch bis ins Mittelalter herein, wie eine übergebliebene vergessene Besatzung aus dem alten Lombardenheere, eine deutsche Bevölkerung und die Stadt war damals zweisprachig, wie es bis in unsere Zeiten herein Trient gewesen ist. Deßwegen fielen auch die Poeten von Vicenza schon im zwölften Jahrhundert auf den jetzt noch nachwirkenden Gedanken, ihre Vaterstadt als Cimbria anzusingen, weil sie deren deutsche Bewohner als die übergebliebenen Enkel jener Cimbern betrachteten, welche Marius einst im raudischen Gefilde aufs Haupt geschlagen hatte. Man könnte allerdings fragen, warum jene Poeten diese ihre Landsleute denn nicht als Lombarden erkannt und ihren Geburtsort nicht lieber Lombardia genannt, allein dies wollte aus dem einfachen Grunde nicht passend scheinen, weil diese Namen damals schon längst ein ganz italianisirtes Volk und Land bedeuteten.

Ueber diese vicentinischen Verhältnisse hat erst in unseren Tagen der letzte deutsche Postdirektor zu Vicenza, Herr J. G. Widter, ein geborener Wiener, überraschendes Licht verbreitet.[1] Er ist während eines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in jener Stadt den reichlichen Spuren seiner Nation in den Urkunden sowohl, wie in Feld und Wald mit Eifer und Liebe nachgegangen. Namentlich sammelte er deutsche Ortsnamen und fand deren nicht nur dem nördlichen Gebirge entlang, bei Schio (deutsch: Schlait) und Recoaro (deutsch: Rikobér), wo sie auch Andere schon gefunden, sondern selbst in den Monti Berici und in den

[1] Siehe oben S. 159 „Das Deutschthum in Wälschland." I.

Euganeischen Bergen, welche sich südlich von Vicenza erheben. In manchen Ortschaften, die in jenen Gegenden liegen, ist auch bis auf den heutigen Tag die Ueberlieferung lebendig geblieben, daß in alten Zeiten hier Gothen seßhaft gewesen und daß die jetzigen Einwohner von diesen abstammen.

Hat sich nun aber in Vicenza und seiner Umgebung noch bis in so späte Zeiten eine so zahlreiche deutsche Bevölkerung erhalten, so muß es wohl erlaubt sein, die jetzt noch vorhandenen oder vor kurzem erst eingegangenen deutschen Spracheilande, die sieben Gemeinden bei Vicenza, die dreizehn bei Verona, welche sich bekanntlich ebenfalls den cimbrischen Namen beigelegt, das kleine, mit ersteren zusammenhängende Deutschland am Astico (Luserna, Lavarone und St. Sebastian), ferner die ehemals deutsche Folgaria, die Thäler von Terragnolo und Vallarsa, sowie die Moccheni im Thal der Fersina — so muß es wohl erlaubt sein, sagen wir, diese nahe gelegenen Clane mit dem Volke, das in und um Vicenza saß, in Verbindung zu bringen und sie für gothisch-lombardische — oder, da die Gothen wohl allmälich in den Lombarden aufgegangen sind, für lombardische Ueberbleibsel zu halten. Schmeller, der den Stoff, welchen Widter zusammengebracht, noch nicht kannte, mußte natürlich an die Bajuvaren denken, weil diese die nächsten noch lebenden deutschen Nachbarn sind, allein der bajuvarische Stamm hat nie auch nur bis Trient gereicht und er hat sich daher in solcher Macht und so ganz unbemerkt in und um Vicenza niemals festsetzen können. Man sieht auch in der That nicht ein, warum diese Leute oder vielmehr die Ahnen dieser Leute in dem

schwer zugänglichen Hochgebirge ihre Sprache als Lombarden nicht ebensogut erhalten konnten, als wenn sie Bajuvaren gewesen wären. Seltsam ist es aber doch, daß von allen Scribenten, welche sich bisher mit diesen kleinen Völkerschaften beschäftigt haben, nicht Einer an die Lombarden dachte, die doch so nahe liegen. Dagegen nahm man keinen Anstand, sie für Tiguriner, Alemannen oder auch gar für Hunnen auszugeben. Als Friedrich IV., König von Dänemark, 1709 auf einer Bildungsreise nach Vicenza gekommen war und sich mit zahlreichem Hofstaate einige Zeit dort aufhielt, sollen die Bewohner von Asiago, dem Hauptort der sieben Gemeinden, die einzigen gewesen sein, die den dänischen Gästen im Verkehr mit den Italienern als Dollmetscher dienen konnten, denn ihre Sprache sei ja eben dieselbe, die man in Dänemark gebrauche und ganz verschieden von dem modernen Deutsch. Damit sollten sie also als Skandinavier proklamirt werden, was aber auch nur Schwindel ist.

Gehen wir nun an eine Rundschau über das gesammte Deutschthum in Wälschland, so treten uns zunächst die sieben Gemeinden, die Sette Comuni, entgegen.

Diese erreichten den Anfang des laufenden Jahrhunderts noch als völlige Cimbri, d. h. als gute, unverfälschte Deutsche. Aber unser Schmeller, der im Jahre 1833 seine erste Entdeckuungsreise in das rauhe Hochland unternahm, fand in Asiago (deutsch: Schläge) die alte Muttersprache schon fast ausgestorben, und nunmehr soll sie in den Dörfern, wo Schule und Kirche längst italienisch, ganz verschwunden und nur noch auf einzelnen entlegenen Berghöfen unter alten Leuten in Uebung sein.

Ueber die Sette Comuni ist bekanntlich eine reiche Literatur, sowohl deutsche als italienische, vorhanden. Was die deutsche betrifft, wollen wir nur an Schmellers und Bergmanns Arbeiten erinnern.

In den dreizehn Gemeinden, welche im Gebiete von Verona liegen, war die deutsche Sprache schon 1833, als Schmeller sie durchwanderte, auf die beiden Dörfer Campo Fontana und Ghiazza (deutsch: Gliezen) zurückgegangen. Jetzt wird sie dort wohl als ganz verloren zu betrachten sein. Herr v. Attlmayr traf vor zehn Jahren einen älteren Bauern von Campo Fontana, welcher noch ganz gut Slapero sprach, sich aber über seine Buben ärgerte, weil sie nicht mehr deutsch gelernt. Slapero ist übrigens der Name, mit dem die Italiener die Sprache dieser ihrer teutonischen Landesgenossen bezeichnen.

Die sieben und die dreizehn Gemeinden sind in den letzten Jahren bekanntlich an das Königreich Italien gefallen. Die deutsche Regierung hatte für Erhaltung ihrer Nationalität so wenig gethan, daß sie diese Unterthanen, die sie von den Venetianern als ganz gute Deutsche übernommen hatte, ihrem neuen Könige als ganz gute Italiener übergeben konnte. Uns bleibt nichts übrig, als ein wehmüthiges Requiem zu sprechen und unseres Weges zu gehen, nach Deutschland zu.

Da treffen wir nun gleich über dem Astico, welcher hier die Grenze bildet, auf tirolischem Boden die schon erwähnten Dörfer Luserna, Lavarone und St. Sebastian. Luserna und St. Sebastian stehen noch in voller Blüthe ihres Deutschthums, während in Lavarone wenigstens „die Gebildeten“ es aufgegeben haben.

Die Männer dieser Gemeinden, welche meist als Maurer, Schäfer und dergleichen in die Fremde gehen, haben sich zwar nie den pompösen Namen der Cimbern beigelegt, sind aber deren nächste Nachbarn und, wie ihre Sprache ausweist, sicherlich auch ihre Blutsverwandten. Die höchstgelegene und ärmlichste dieser Ansiedlungen ist Luserna, Lusarn, in alten Zeiten vielleicht ein römischer Wachtthurm mit Laterne (lucerna). Sie zählt jetzt gegen siebenhundert Seelen und erfreut sich seit mehreren Jahren einer deutschen Schule und deutscher Predigt, während früher beides italienisch betrieben wurde. Professor Zingerle von Innsbruck hat vor drei Jahren ein lusernisches Wörterbuch mit Märchen und Sagen herausgegeben.

Luserna ist wegen seiner hohen Abgeschiedenheit von den hier herumschlendernden Tedescomanen immer unbetreten geblieben, bis es im Jahre 1866 der eben genannte Professor Zingerle und Professor Schneller, damals zu Roveredo, zum erstenmale mit einem Besuch beehrten. Im Jahre 1868 wiederholte Professor Schneller den Gang und ließ mich auch mitkommen. Unsere Erlebnisse habe ich im dritten Bändchen der neuen Auflage der „Drei Sommer in Tirol“ erzählt. San Sebastian hat sich neuerlichst um eine deutsche Schule gemeldet und wird ihm diese wohl auch nicht versagt werden.

Von den Höhen, auf welchen jene gothisch-lombardische Tripolis liegt, geht's auf rauhen Pfaden hinunter in das herrliche Gelände der Valsugana. Auch hier war einst thalauf und ab mitten unter den Wälschen eine starke deutsche Bevölkerung seßhaft. Ihr zuliebe war in den Pfarrhöfen allenthalben auch ein deutscher Geistlicher zu

finden, und wurde wechselnd einmal deutsch, das anderemal italienisch gepredigt. Doch — das ist nun längst vorbei. Eine Menge jetzt italienischer Familien führt aber hier noch deutsche Geschlechtsnamen, wie Berger, Bernecker, Ecker, Motter, Moser u. s. w.

Aber wenn auch im warmen Thale die alten Recken eingegangen, auf den steilen Höhen, die sich an der Fersina hinziehen, sitzen doch noch etliche Gemeinden, die bei ihrer angestammten Sprache geblieben sind. Dort leben nämlich die Mocheni, die in neuester Zeit auch für Kirche und Schule deutsche Priester erhalten haben. Die jüngsten Berichte über diese abgelegenen Menschen hat uns der Schulinspector Anton Zingerle, ein Bruder des Innsbrucker Professors, gebracht. Sie stammen aus dem Jahre 1869 und lauten sehr tröstlich.

So viel von den deutschen Gemeinden in Wälschland, und zwar von den lebenden. Ueber die todten ließe sich allerdings noch manches sagen, allein wir müssen zu Ende kommen. Es sei daher nur noch erwähnt, daß auch einige andere Ortschaften in Sprachgefahr schweben, und zwar solche, welche vom deutschen Hauptlande nicht abgesprengt sind, sondern mit ihm zusammenhängen, wie z. B. die vier deutschen Dörfer, welche hoch oben im wälschen Nonsberg, oder auch die Ortschaften, die unten an der Etsch zwischen Salurn und Bozen liegen.

In dieser heißen und ungesunden Thalschaft, die man gerne meidet (den Hauptort Neumarkt nennt man scherzend das tirolische Cayenne), haben die häufigen Ueberschwemmungen der Etsch nie einen dauerhaften Wohlstand aufkommen lassen. Die Leute waren und sind hier fort-

während auf der Gant. Eine deutsche Bauerschaft, gut gekleidet und wohlgenährt, wie sie anderswo in Tirol zu finden, ist in dieser Gegend vielleicht nie vorhanden gewesen; es scheint hier vielmehr immerdar ein wandelbares, ärmliches, in Wohnung und Kleidung nachlässiges Mischvolk gehaust zu haben. Das Verhältniß der Italiener zu den Deutschen wird von einem gut unterrichteten Gewährsmann wie eins zu zwei angegeben und meint derselbe, daß es sich in den fünfundzwanzig Jahren, während deren er die Sache beobachtet, nicht verändert habe. Dies wäre einige Beruhigung für alle jene, welche sich der Klagen erinnern, die über die angeblich immer zunehmende Verwälschung des Etschlandes schon häufig durch die Zeitungen gegangen sind. Die Schulen sind noch allenthalben deutsch und die eingewanderten Italiener, meist Wälschtiroler, zeigen sich keineswegs widerspenstig, sondern lassen ihre Kinder eben den Unterricht genießen, der zu haben ist, nämlich den deutschen. Doch wird in den Kirchen abwechselnd auch italienisch gepredigt.

Nun will ich aber nicht verhehlen, daß diese Zeilen nach dem Hintergedanken, den ich dabei gehabt, nicht allein schildern und beschreiben, sondern noch viel mehr ermahnen und aufmuntern sollten, und zwar den deutschen Leser, auf daß er sich, wenn auch mit geringen Opfern, um jene entlegenen, bisher verlassenen Deutschen annehme. Der Herd und das Bollwerk der Nationalität ist dort, wie allenthalben, die Schule, und seitdem diese sich wieder in der angestammten Sprache ergeht, ist ein Absterben des Deutschthums in dortigen Gegenden nicht mehr zu fürchten. Aber einige Nachhilfe ist gleichwohl nicht zu

entbehren. Man bedarf deren allerdings nicht, um die Gehalte der Schullehrer aufzubessern, denn den Unterricht ertheilen da und dort die Geistlichen, welche ihre Armuth willig ertragen und nicht nach Zulagen rufen; die Aufgabe ist vielmehr, das nöthigste Handwerkszeug für die Schule selbst zu beschaffen. Diese Gothen und Lombarden dort oben im Gebirge, zu Luserna, im Thal der Fersina u. s. w., sind nämlich, obgleich einst mächtige Eroberer, durch Ungunst der Zeiten im irdischen Wohlstand dermaßen zurückgegangen, daß ihnen für schulmäßige Ausbildung ihrer Anlagen kaum ein Pfennig übrig geblieben ist. Es fehlt an den Mitteln für Schul- und Preisbücher, für Landkarten und derlei nothwendige Inventurstücke. Diesem Mangel abzuhelfen, hat sich denn auch schon im Jahre 1867 zu Innsbruck ein Verein gebildet und einen Aufruf erlassen, welcher, wenigstens diesseits der Alpen, nicht ohne Erfolg blieb . . .

Die Liberalen in Deutschtirol halten sich allerdings in spröder Ferne, weil sie, wie man sagt, der Ansicht sind, ihre wälschtirolischen Gesinnungsgenossen könnten es ihnen verdenken, wenn sie sich um jene armen Hirten auf ihren rauhen Bergen annehmen würden. Allein es ist wohl möglich, daß sich jene rücksichtsvollen Männer in diesem Punkte täuschen; denn die Empfindlichkeiten der Italianissimi liegen nicht auf dieser Seite. Letztere sehen vielmehr wohl ein, daß die große Frage des Trentino, ob dieses nämlich bei Tirol verbleiben oder an Italien fallen soll, nicht in Luserna und nicht bei den Moccheni entschieden werden wird. Sie sehen ohne Eifersucht zu, wenn die deutschen Priester den kümmerlich dotirten Schul- und Kirchendienst

auf jenen unwirthlichen Höhen übernehmen, und es ist daher auch meines Wissens nicht zu bemerken, daß man von italienischer Seite der Errichtung deutscher Schulen in diesen Gegenden besondere Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenzusetzen suche.

Mit Vergnügen und Behagen werden es dagegen alle cisalpinischen Sympathiser vernehmen, daß nun auch die Wiener sich für diesen Zweck bethätigen. Uebrigens sind keine großen Summen nöthig. Mit ein paar hundert Gulden, die alle Jahr wohl ohne Anstrengung beschafft werden können, sind die nöthigsten Bedürfnisse zu decken. So viel aber, meine ich, sollte Mutter Germania für ihre letzten Gothen und Lombarden immer noch aufbringen.

Und somit schließe ich denn diese Abhandlung, welche jenen Lesern, denen die Sache bisher nie näher getreten, wohl einige Belehrung gewähren, den Eingeweihten aber wie ich wiederholt bemerke, Neues nicht bieten kann, da überhaupt seit den Widter'schen Enthüllungen neues Material nicht in Umlauf gekommen ist.

XVII.

Ueber rhätoromanische Studien.[1]

1872.

I.

Es ist wohl begreiflich, daß die neulich in diesen Blättern mitgetheilte Abhandlung über die Rhätoromanen[2] in mein alterndes Herz sehr anregend eingeschlagen hat. Erlauben Sie daher, daß ich zu diesen interessanten Fragen ebenfalls meinen Senf zu spendiren eile, wenn es auch nur eine kurzgefaßte Geschichte der neuen Wissenschaft wäre, welche wir Adepten bereits schüchtern die rhätische Ethnologie oder kürzer die Rhätologie zu nennen wagen. Obgleich ich mich nachgerade als Apomachos, als Invaliden anzusehen beginne, und mehr als von eigenen Studien von jenem längst ersehnten Unbekannten[3] erwarte, der das ganze Zeug neu durchforschen und in die verlotterte Disciplin neuen Saft bringen soll, so könnte ich doch von

1 Erschienen im „Ausland". Redigirt von Friedrich von Hellwald, Juli 1872, Nr. 27. 28. Es ist dieß die Arbeit, auf welche im ersten Band dieser Kleineren Schriften S. 161 hingewiesen ist.

2 S. Ausland Nr. 3 und 4 desselben Jahrgangs.

3 Siehe „Herbsttage in Tirol" S. 115.

der rhätischen Ethnologie, wenn ich Vater Aeneas wäre oder es zu sein verdiente, mit einigem Rechte sagen: et cujus pars magna fui. Ja, vom Jahre 1843 an, wo meine „Urbewohner Rhätiens," bis zum Jahre 1870, wo Schnellers „Romanische Volksmundarten in Südtirol" erschienen, durfte ich eigentlich unabbrüchig meiner Bescheidenheit, wie Ludwig XIV., behaupten: die rhätische Ethnologie — c'est moi. Denn außer einigen ab- und zugehenden Mitarbeitern, die gar nichts vor sich brachten,[1] bewegte sich siebenundzwanzig Jahre lang eigentlich nur mein unruhiger Geist in jenen geheimnißvollen Regionen.

Ich könnte fürwahr nicht sagen, daß es ein paradiesischer Aufenthalt gewesen; vielmehr ist's mir dort ziemlich schlecht gegangen. Schon die ersten Augurien ließen sich kaum günstig deuten. Es war in dem eben erwähnten Jahre 1843, als ich herbstlich zu Selrain auf dem Bozener Ritten weilte und eines kühlen Morgens auf der Altane den Zug der Wolken betrachtete, welche grau und mißfarbig durcheinander wallten und einen nassen Tag voraussagten. Während ich nun, wie es damals meine Gewohnheit war, an die Urbewohner Rhätiens dachte, trat ein vierschrötiger Gentleman auf den Balkon, besah sich ebenfalls das Spiel der Wolken, sprach dann gegen mich gewendet: „das Wetter ist so dumm, wie wenn es ein

[1] Unter diesen ab- und zugehenden Mitarbeitern bildet eine sehr rühmliche Ausnahme der ehemalige Director des k. k. Münz- und Antikencabinets, Dr. Josef von Bergmann, der in seinen verschiedenen Schriften über Vorarlberg, sein Heimathsland, allerdings etwas vorwärts gebracht hat. Auch Albert Jägers Schrift: „Ueber das rhätische Alpenvolk der Breonen. Wien 1863" ist mit hoher Anerkennung zu erwähnen.

Philolog gemacht hätte," und ging sofort wieder stolz ins Gastzimmer zurück. Dunkel schien der Rede Sinn, denn ich vermochte mir nicht auszulegen, was der Mann mit seinem Philologen gemeint hatte. Ich wußte damals eigentlich selber nicht, was ich war. Am ehesten konnte ich mich noch für einen k. bayerischen Kreis- und Stadtgerichtsaccessisten von München ausgeben; jedenfalls fiel mir nicht ein, mich auf den Rittener Höhen als Philologen aufzuspielen. Beim Mittagstisch, den einige Bozener Herren theilten, suchte ich nun so schlau als möglich herauszubringen, für was ich denn in der Umgebung angesehen werde. „Ja, die meisten," sagte der Bestunterrichtete, „halten Sie für einen Philologen!" Also doch! Jetzt verstand ich, was der Gentleman, den sie Stentini, Stempini oder Stercolini nannten, eigentlich gewollt hatte. Er war von Kaltern, und so konnte mich doch trösten, daß seine Landsleute von ihm und seinen Kalterern ungefähr dasselbe denken, was er von den deutschen Philologen. Das ist nun schon dreißig Jahre, aber derlei monumentale Vorgänge vergißt man nicht.

Um diese Zeit erschien also meine erste kleine Schrift „Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern." Sie ging von der Wahrnehmung aus, daß in Tirol, dem Lande der Wunder und der Räthsel, wie im mystischen Graubünden, auch die Ortsnamen ganz anders klingen als in Deutschland draußen. Diese seltsamen Namen müssen etwas bedeuten, sagte ich mir, und du, o deutsche allwissende Wissenschaft, wirst die Lösung wohl längst bereit halten! Ich war ganz überzeugt, daß sich schon irgend ein gelehrter Curat oder ein spitz-

findiger Universitätsprofessor mit dem interessanten Problem beschäftigt und die Erklärungen der Namen zusammengestellt haben werde, so daß man sie nur herunterlesen dürfe, wie die Beeren vom Strauche. Aber dem war nicht so; es zeigte sich vielmehr, nachdem ich allerlei Bücher nachgeschlagen, daß die deutsche Wissenschaft über diese Dinge gar nichts wisse, daß überhaupt noch nichts erklärt sei als Castelbell und Castelrutt — castel bello, castel rutto, ruptum.[1]

Nun dachte ich aber über diese Namen selber nach, und sagte: wenn man eine Sprache fände, welche ihre Namen ebenso bildet, wie diese hier gebildet sind, so wäre auch die Frage gelöst, welchem Stamme die räthselhaften Rhätier angehören. Diese Sprache aber glaubte ich bald bei den alten Etruskern zu finden. Die Literatur der Etrusker besteht zwar eigentlich nur in ein paar Tausend Namen auf Grabinschriften, welche Lanzi u. a. herausgegeben haben, aber eine Menge jener tirolischen und bündnerischen Ortsnamen kehrt in diesen Grabinschriften wieder; also mußten die Rhätier, was auch schon die Alten behaupteten, Stamm- und Sprachgenossen der Etrusker sein.

Freilich sprach damals Herr Mathias Koch, ein Gelehrter, der sich in mein Büchlein nicht zu finden vermochte: wie kann man denn aus einer Sprache heraus etymologisiren, die man nicht versteht? Allein diese Ausstellung will

[1] Den ersten, aber ganz mißlungenen Versuch, tirolische Ortsnamen zu erklären, wagte Herr von Pallhausen in seiner „Beschreibung der römischen Heerstraße von Verona nach Augsburg.“ München 1816. Es ist darüber im zweiten Bande dieser Kleineren Schriften S. 145 ff. gesprochen.

ich gleich durch eine Anekdote widerlegen, die ich so eben erdacht habe. Gesetzt also, zwei gute Freunde, deutsche Zeitungsleser, wären eben frisch in Amerika angekommen, und gingen hinten in Wisconsin oder Jowa durch eine neue Stadt von 100,000 Einwohnern und fingen die Handwerksschilder zu lesen an und fänden da einen Tonelli, Rossini, Paulucci, dort einen Davidowitsch, Turgenew, Galinski. Schau, könnte nun einer der Schlenderer sagen, hier haben sich Italiener und dort haben sich Russen niedergelassen. — Ei, könnte der andere im Sinne meines Gelehrten fragen, verstehst du denn italienisch oder russisch? — O nein, könnte dann der erstere antworten, weder italienisch noch russisch; aber ich weiß wohl aus der Zeitung, daß die italienischen Namen gern in elli, ini, ucci, daß die russischen gern in witsch, ew und inski ausgehen, und daher weiß ich, wo diese Leute her sind. — Dieß ist der Gedankengang in jenem Schriftchen; die etruskischen Namen und die rhätischen zeigen dieselben Endungen, also müssen die Etrusker und die Rhätier desselben Stammes sein.

Das ist allerdings richtig; aber die Schrift war doch verfehlt. Hätte ich sie noch ein Jährchen abreifen lassen, so wäre sie entweder gar nicht oder in ganz anderer Gestalt erschienen; denn schon im nächsten Sommer brachte ich durch eigene Mühe und fremde Hülfe eine große Zahl mir bis dahin unbekannter Ortsnamen (Flur-, Bach-, Wald- und Bergnamen) aus Tirol und Graubünden zusammen, die mir ein überraschendes Licht aufzündeten. Ich sah ein, daß ich den Etruscismus viel zu weit getrieben hatte, daß eine Menge von Ortsnamen, die ich für etruskisch angenommen, ohne Zweifel romanisch seien.

Ich hätte nun das Büchlein gern anders geschrieben, aber die Reue kam zu spät; ich war bereits von einigen Recensenten grausam abgeschlachtet worden. Um die große Umkehr zu signalisiren und die romanischen Ortsnamen in ihre verkümmerten Rechte einzusetzen, schrieb ich damals eine Abhandlung in die „Gelehrten Anzeigen der bayerischen Akademie der Wissenschaften," welche im Januar 1850 erschien [1] und kurz darauf im Innsbrucker „Phönix" abgedruckt wurde. Ein artiger Freund versicherte mir damals: der Phönix habe wegen dieser Abhandlung und der mit ihr verknüpften Langweile — mir schien sie äußerst kurzweilig und belehrend — die Hälfte seiner Abonnenten eingebüßt; aber trotz des großen Aufsehens, welches diese Katastrophe verursachen mußte, war mein Unstern doch so mächtig, daß das neue Licht nicht einmal bis nach Meran und in den dortigen Herrn Professor Pirmin Rufinatscha [2] hineinleuchtete. Dieser schrieb vielmehr bald darauf (1853), ohne jene Palinodie zu kennen, als Gymnasialprogramm eine Abhandlung „Ueber Ursprung und Wesen der romanischen Sprache," welche die „Urbewohner Rhätiens" mit lauter giftigen Pfeilen beschoß, die Irrthümer, die ich längst aufgegeben, neuerdings bloßlegte und wollüstig in dem Kehricht wühlte, den ich längst vor die Thüre geworfen.

Um der Wiederkehr eines solchen Skandals vorzubeugen, setzte ich mich abermals hin und schrieb ein Büchlein „Zur rhätischen Ethnologie," welches 1854 zu Stuttgart erschien. In diesem wurden nun folgende Sätze aufgestellt:

[1] Vgl. oben S. 63.

[2] Er ist später mein guter Freund geworden, aber leider im vorigen Jahre zu Marienberg gestorben.

1) Bei den widersprechenden Angaben der Alten (sie widersprechen sich aber eigentlich nicht, vielmehr will da nur moderne Afterweisheit einen Widerspruch finden) und den widersprechenden Ansichten der Neuern sind in Rhätien, d. h. in Tirol, Vorarlberg und Graubünden, zunächst die Ortsnamen zu untersuchen, und in ihnen muß die Antwort auf die Frage nach der Landsmannschaft der alten Rhätier gefunden werden.

2) In den besagten Ländern liegen drei Schichten von Ortsnamen durcheinander: eine deutsche, eine romanische und eine rhätische.

a) Die deutschen Ortsnamen sind die jüngsten und reichen jetzt selbstverständlich so weit als das deutsche Sprachgebiet reicht. (Sie erheischen nachgerade dringend eine nähere Untersuchung, die sich auch über die deutschen Ortsnamen in Oberitalien erstrecken müßte.)

b) Aelter als die deutschen Ortsnamen sind die romanischen. Sie verbreiten sich bis in die bayerischen Gränzgebirge, in Vorarlberg bis in den Bregenzer Wald. Sie zeigen, daß Tirol, Graubünden und das südliche Vorarlberg zur Zeit der Völkerwanderung ganz romanisirte Länder waren, und es auch, trotz der bajuvarischen und alemannischen Eroberung, bis tief ins Mittelalter hinein verblieben sind. (Es ist sehr wahrscheinlich, daß z. B. am Achensee noch im zehnten oder elften Jahrhundert ladinisch gesprochen wurde.) Die jetzt noch lebenden ladinischen Dialekte in Graubünden und Tirol sind kein Räthsel und kein Wunder, sondern einfach die Fortsetzung der damals hier gesprochenen romanischen Mundarten.

c) Aelter als die deutschen und die romanischen Namen

sind die rhätischen, jenes Residuum, welches unerklärt zurückbleibt, nachdem die beiden ersten Schichten weggehoben worden. Sie finden sich im ganzen ehemals rhätischen Alpenlande und erstrecken sich gegen Norden ebenso weit als die romanischen.

In derselben Schrift sind denn auch gegen 1500 romanische Ortsnamen, welche bis dahin in stiller Verborgenheit geblüht hatten, veröffentlicht und erklärt und ungefähr ebenso viele rhätische zwar nicht erklärt, aber als gleichgestaltet mit etruskischen aufgezeigt worden.

So gern und willig ich das erste Büchlein, die „Urbewohner Rhätiens," aufgegeben habe, so fest und zähe hänge ich an dem zweiten, an der „Rhätischen Ethnologie." Die langen achtzehn Jahre, die seit ihrem Erscheinen vorübergegangen, haben mir zwar im einzelnen manchen Irrthum aufgedeckt, aber im ganzen scheint mir die Schrift noch ebenso stichhaltig als dazumal.

Dieses Büchlein, welches von Diez und Pott beifällig angesprochen wurde, erlebte sonst ein trauriges Schicksal. Während die „Urbewohner Rhätiens" — natürlich in kleinem Kreise — doch einige Aufmerksamkeit erregt hatten, ging die „Rhätische Ethnologie" ganz still dahin, wie der Schatten an der Wand. Es scheint die Verleger, Gebrüder Scheitlin, haben ihr eine Tarnkappe aufgesetzt, auf daß sie unsichtbar bleibe und namentlich von den Tiroler Gelehrten nicht bemerkt werde. Dieser Zweck ist auch vollständig erreicht worden. Die Forscher an Inn und Etsch nahmen nicht die mindeste Notiz von dieser interessanten Erscheinung und die Forscher am Vorder- und Hinterrhein konnten um so weniger Notiz nehmen, als sie damals

selbst noch nicht existirten. Nur Max Vermunt zu Bregenz courbettirte zuweilen mit gnädigen Scherzen in meinen Etymologien herum, suchte sie mit neuen, doch unglücklichen, zu vermehren, vergaß sich aber nie so weit, meinen werthen Namen dabei zu nennen.

Das tiefe Dunkel, welches die „Rhätische Ethnologie" umflort, ist übrigens nicht das traurigste — es bleibt mir ja die Hoffnung auf die Nachwelt — viel betrübender ist es, daß die Leute noch immer die „Urbewohner Rhätiens" citiren, immer mit eingelegter Lanze auf diese losrennen und täglich neue Heldenthaten an ihnen verüben — die armen Don Quixote, die immer noch mit den Windmühlen kämpfen, welche ich längst verbrannt habe.

Unter diesen Rittern nimmt eine vorzügliche Stelle ein Herr Dr. Friedlieb Rausch, zu dessen Behandlung wir nunmehr übergehen.

Herr Dr. Friedlieb Rausch befleißigt sich eines sehr nachlässigen Styls, scheint sich überhaupt mit der deutschen Grammatik etwas überworfen zu haben und will daher eine romanische schreiben. Als Vorläufer dieses seines größeren Werkes hielt er es für gerathen, vor zwei Jahren zu Frankfurt a. M. eine „Geschichte der Literatur des Rhäto-Romanischen Volkes" herauszugeben. Das Büchlein enthält zunächst ein auf der Zusammenstellung des Pfarrers Andeer beruhendes Verzeichniß aller der Scharteken, welche im Bündner Romansch seit drei Jahrhunderten erschienen sind, und eine dreiundfünfzig Seiten starke, „Sprache und Volk" besprechende Einleitung. Diese Einleitung ist mit einer wahrhaft komischen Zerstreutheit, ja halb im Schlaf geschrieben. Ob die zweite Hälfte, das Verzeichniß der

Autoren und der Bücher, ein besseres Lob verdient, vermag ich nicht zu untersuchen, doch macht es z. B. einen sonderbaren Eindruck, wenn auf S. 81 der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus als christlicher Kirchenvater aufgeführt wird.

In jener Einleitung, S. 4, heißt es aber unter anderm, die Behauptung, daß Rhätien die Urheimath der Etrusker, die erst von hier aus nach Italien gewandert, sie scheine nicht einmal die Meinung Hormayrs gewesen zu sein (darüber hätte sich der Verfasser ja bei dessen Relicten erkundigen können), vielmehr müsse erst Ludwig Steub als Urheber jener unhaltbaren Hypothese betrachtet werden. Nun trüge ich zwar nicht schwer an jener unhaltbaren Hypothese, allein ich bin nicht ihr Urheber, sondern ein gewisser Niebuhr, welcher einmal eine römische Geschichte verfaßt hat, die in meinem Büchlein auch getreulich citirt ist.

Weiter sagt der Verfasser, S. 10, Ludwig Steub habe den ethnologischen Streit über die Alpen-Etrusker auf das rhätische Idiom übergetragen, und, weiter als Planta, Hormayr, Koch und andere gehend, die momentan freilich blendende Hypothese aufgestellt („Die Urbewohner Rhätiens" 2c. München 1843): jene Sprache sei die Mutter des Lateinischen oder mindestens älter als diese, da die Urbewohner Rhätiens Etrusker und zwar hier Autochthonen gewesen: so daß Italien von Rhätien aus überhaupt erst bevölkert worden, und vom Urrhätisch-Etruskischen — wovon auch das heutige Rhäto-Romanische unmittelbar stamme — die italischen Ursprachen (Tuscisch, Rasenisch 2c.) abzuleiten seien, aus welchen sich schließlich die zur Alleinherrschaft gelangende Redeweise Latiums entwickelt habe.

Wo hat wohl Herr Dr. Rausch diesen absurden Passus aufgestöbert? Sicherlich nicht in der Schrift, die er dafür verantwortlich macht, denn auf S. 21 der „Urbewohner" ist der flagranteste Gegensatz der mir unterlegten Hypothesen in folgenden gemeinverständlichen Worten aufgestellt:

„Daß sich (nach der römischen Eroberung Rhätiens) die Einwohner der ganzen Provinz bald die Sprache ihrer Besieger zu eigen machten, geht aus den zahlreichen römischen Namen hervor, die überall im Lande zerstreut gefunden werden, ebensowohl als aus den lateinischen Tochtersprachen, die in Graubünden, in den Thälern von Gröden und Enneberg bis auf den heutigen Tag noch fortleben. Wie lange sich das Rhätische nebenher gefristet, ist jetzt wohl nicht mehr zu bestimmen. Daß aber das Idiom der Grödener und Enneberger ebenso wenig ein Rest des Rhätischen sei als das Bündner Romansch oder Churwälsch, daran darf man bei genauerer Betrachtung dieser Mundarten keinen Zweifel mehr hegen."

Seite 14 denuncirt Herr Dr. Rausch abermals mich und den hochseligen Freiherrn v. Hormayr als die Vorfechter jenes Glaubens an den „seit grauester Urzeit unverrückbar gebliebenen Grundzug des Rhäto-Romanischen." Ja, bei Hormayr, aber auch bei Johannes v. Müller, finden sich allerdings jene albernen Phrasen, wie: der surselvische Dialekt ist der treueste Rest der hetruscischen Sprache, oder: er ist die Sprache, in der der tuscische Augur den Flug der Vögel deutete und die Welt von Rom Gesetze empfing — aber ich meinerseits habe mich von jeher über diesen Aberglauben lustig gemacht, wie gerade die Note zu der citirten Seite 21 der „Urbewohner," Seite 434

der „Drei Sommer in Tirol“ (erste Auflage) und genug andere Stellen in späteren Schriften sattsam darthun.

Seite 16 nennt Herr Dr. Rausch „zwei Wälschtiroler, Pirmin und Mitterrutzner.“ Diese beiden Herren sind aber keine Wälschtiroler, sondern brave Deutsche von der besten Art. Professor Mitterrutzner ist bei Brixen und der andere mitgenannte im oberen Vinschgau geboren. Letzterer, den wir schon oben als Professor zu Meran erwähnt haben, ist übrigens auf den Namen Pirmin nur getauft; ansonsten nennt er sich zum Unterschied von anderen Pirminen auch noch Rufinatscha (rovinaccia, Erdbruch) und ist dieß so zu sagen sein Schreibname.

Seite 16 seines Büchleins beginnt Herr Dr. Rausch eine neue Aera, indem er alles, was er bis dahin rhäto-romanisch genannt hat, von nun an rhätisch nennt. Er spricht plötzlich von rhätischer Ableitungslehre, rhätischen Zeitwörtern und rhätischen Prosaikern. Letzteres klingt besonders vorweltlich. Man meint, der Verfasser rede von jenen alten rhätischen Schriftstellern, die einst in den alten Rhätierstädten Curia und Veldidena mit etruskischen Buchstaben in gelehrten rhätischen Dachstübchen die rhätische Prosa auszubilden suchten. Hoffentlich haben sie bei ihren damaligen Landsleuten mehr Anerkennung gefunden, als ihre Spätenkel, die jetzt zu Chur und Innsbruck in schöngeistigen Schriften die deutsche Prosa auszubilden suchen, bei ihrer neurhätischen Mitwelt finden.

Seite 20 sagt der Verfasser: „Die heutige Mundart von Friaul (das Furlano) zeigt merkwürdige Aehnlichkeit mit den noch lebenden östrhätischen Dialekten in den Tiroler Thalschaften; die Annahme liegt nahe, daß die Brixenter,

ein bekannter, am Oberlauf des Athesis hausender rhätischer Volkszweig (vergl. Brigantia, Bregenz am Bodensee) ihre Redeweise nach Osten hin verpflanzten."

Nun ist schon auffallend, daß der Verfasser, wie kein anderer, die Brixenter, die er doch mit Bregenz verknüpft, an den Oberlauf des Athesis, also ins Vinschgau, verlegt, aber warum sie gerade im Vinschgau sitzen mußten, um die Spedition ihrer Redeweise nach Friaul besorgen zu können, ist noch weniger zu begreifen. Da liegen ja noch die Isarci, die Breuni und wer weiß was für andere Stämme dazwischen. Oder hätte Herr Dr. Rausch gerade deßwegen die dem Friaul so fernen Brixenter mit der gedachten Mission betraut, weil ihm in dem Augenblicke, da er diese belehrende Phrase niederschrieb, kein anderer rhätischer Stammesname einfallen wollte? Wir sehen da dasselbe Zerwürfniß mit der Geographie, das wir hin und wieder mit der Grammatik gewahren. Ueberdieß stellt sich folgendes Curiosum heraus: die Brixenter waren also ein „rhätischer Volkszweig," die Furlaner sprechen romanisch, und jene haben auf diese ihre Redeweise verpflanzt!.. Somit stammt denn die romanische Mundart im Friaul dennoch vom „Urrhätisch-Etruskischen"!! — — Ahnt denn Herr Dr. Friedlieb Rausch nicht, daß er hier aus der Tiefe seines eigenen Geistes denselben Unsinn auftischt, den er Seite 10 fälschlich dem Dr. Ludwig Steub unterschoben hat?

Seite 21 heißt es: „Die eine von dem bündnerischen Hauptgebiete getrennte größere Parcelle, die allem Vermuthen nach rhäto-romanische Mundart von Friaul wird im NW. durch mehrere Meilen breites deutsches Gebiet

geschieden von der kleineren sporadisch zerstückelten (dem Rhätisch-Tirolischen)." Wieder ein Bock in jeder Zeile! Die Mundart von Friaul ist allem Vermuthen nach nicht rhätoromanisch, weil es dort niemals Rhätier gegeben; sie ist auch nicht durch mehrere Meilen breites deutsches Gebiet von der kleineren sporadisch zerstückelten geschieden, da vom Tagliamento bis ins Thal der Boita keine Spur eines deutschen Gebietes zu finden — und die rhätisch-tirolische Parcelle ist nicht sporadisch zerstückelt, denn die Thäler von Gröden, Enneberg, Buchenstein, Ampezzo hängen alle ohne Unterbrechung zusammen.

Seite 26 heißt es: „Das rhätisch-tirolische oder ost-ladinische Sprachgebiet umfaßt nur einen kleinen unzusammenhängenden, zwischen Innsbruck, Meran und Bozen versprengten Raum." Wenn man nun die genannten drei Städte durch Linien verbindet, so ergibt sich ein Dreieck, in welchem nicht ein einziger Rhäto-Tiroler oder Ost-ladiner zu finden. Daß der Raum, den die oben genannten Thäler Gröden, Enneberg u. s. w. einnehmen, nicht unzusammenhängend ist, haben wir so eben gesagt; daß uns aber in der deutschen Literatur fast vierzig Jahre nach Lewalds Tirol[1] noch solche Naivetäten aufstoßen, ist doch beschämend, nicht allein für Hrn. Dr. Rausch, sondern auch

[1] Dieses seiner Zeit in zwei Auflagen erschienene Buch scheint Herr Dr. Gustav C. Laube auch nicht gekannt zu haben, als er in den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien, 1869, „von dem noch still verborgenen Leben und Treiben der Ladiner in Tirol" eine Vorstellung zu geben suchte. Unsere Jungen finden noch immer stille Verborgenheiten, welche die Alten schon vor vierzig Jahren aufgedeckt.

für uns andere. Gibt's in Frankfurt a. M. keine Landkarten, oder hat der Hr. Verfasser sich deren Studium für seine reiferen Jahre vorbehalten?

Seite 28 liegt das Grödner Thal unweit Meran, was gerade so präcise als wenn man sagen wollte: der Bregenzer Wald liegt bei Konstanz, oder der Starnberger See bei Ulm. Ebendaselbst zersplittert sich die Mundart von Gardena in mehrere Untermundarten, auf vereinzelte Dörfer beschränkt, unter andern die Sulzbergische und Nonsbergische. Da kann man wirklich nur lachen! Sulz- und Nonsberg (val di Sole, di Non) sind nämlich zwei große Thäler in Wälschtirol, welche durch das ganze deutsche Etschland von den Grödenern getrennt sind und deren „Untermundart" so wenig verstehen, als umgekehrt die Grödner die ihrige.

Seite 28 heißt es: „Während Sachkundige in diesen Ortsnamen," lautet ein 1867 abgegebenes treffendes Urtheil des Curaten Vian, „die letzten hinterlassenen Worte längst vergangener Völker sehen," u. s. w., was so lange fortgeht bis dieses angebliche Vianische Urtheil vier und vierzig Zeilen einnimmt. Hier ist nun wieder alles falsch. Vians Schrift „Zum Studium der rheto-ladinischen Dialekte in Tirol," ist nicht 1867, sondern 1864 erschienen, und auch nicht so betitelt wie es in der Note Seite 160 angegeben ist. Auf diese beiden Versehen käme nun allerdings sehr wenig an, aber ungemein lustig macht sich's, daß das ganze „treffende Urtheil" in Vians Büchlein gar nicht zu finden ist. Mir kam es gleichwohl nicht ganz unbekannt vor; ich meinte, es schon irgendwo gelesen zu haben; ich schlug mehrere neuere Bücher nach und suchte, suchte,

bis ich es endlich in Steubs Herbsttagen in Tirol, Seite 123, glücklich wieder auffand. Während mir Hr. Dr. Rausch auf Seite 4 eine Hypothese zuschreibt, die zuerst der selige Niebuhr aufgestellt, legt er auf Seite 28 eine seitenlange Stelle aus den Herbsttagen dem Herrn Curaten Vian in Gröden bei, der gar nie an dieses treffende Urtheil gedacht hat!

Seite 30 ergeht sich Herr Dr. Rausch in Etymologien. Engadin z. B. soll aus Oen = Inn und gadina, dem Diminutiv des durch die Völkerwanderung eingeführten germanischen Stammes gad (dänisch en Gade = eine Straße) entstanden sein und daher Innwassersträßchen bedeuten! Entsetzlich! Wie lange wird dieß blöde Geschlecht noch brauchen bis es einsieht daß *Eniadina*, wie es in den ältesten Urkunden heißt, von dem alten Völkernamen Oeniates herkommt, wie Sarnthein, Sarentinum, im tirolischen Sarnthal, von dem alten Völkernamen Sarunetes? Und wie lange wird es noch fortgehen bis der alte Bündner Quatsch, Realt, Räzüns, Reams = Rhætia alta, ima, ampla, endlich aufgegeben wird, da doch die richtigen Deutungen schon lange gefunden sind (vgl. Herbsttage in Tirol, S. 137). Da druckt man immer noch zum tausendstenmale die albernen Erklärungen Marsöll = Mars in oculis, Spinöl = spina oder, wie Herr Rausch schreibt, spinus in oculis nach, während doch Marsöll nichts anderes ist als das ötzthalische Murzoll oder Marzoll bei Reichenhall, und Spinöl nichts anderes als spinale, das heißt: der eine Thurm hat von einer Muhr den Namen und der andere von einer Dornhecke. (Wenn die urkundliche Schreibung *Spinogilus* verlässig ist, so sollte

der Name jetzt eigentlich Spinokel lauten und wäre ein Seitenstück zu dem später zu erwähnenden Pizokel.)

Herr Dr. Rausch bringt auch zwei sprachliche Erfindungen zu Stande, für welche wir ihm gern ein Patent verleihen möchten, auf daß sie ja von niemand nachgeahmt werden. Erstlich redet er öfter von den „Engadinen," und ist dieser neue Plural wohl deßhalb gewählt, weil es ein Ober- und Unterengadein gibt. Um ihm nachzustreben, müßten wir also auch von den Vinschgauen, den Pinzgauen, den Wallisen, den Oesterreichen, ja, da auch ein Nord- und Südtirol vorhanden, sogar von den Tirolen reden! Aber noch nicht genug, denn da es auch eine deutsche und eine wälsche Schweiz gibt, so können wir sogar noch „die Schweizen" erleben.[1] Zweitens will Herr Dr. Rausch auch den hartklingenden Plural: die Engadinthäler, aufbringen. Das Engadinerthal läßt sich allerdings ohne Anstand sagen, aber die Engadinthäler in der Mehrheit könnten nur durchgesetzt werden, wenn sich auch die Innthäler, die Wippthäler, die Pusterthäler durchsetzen ließen. Für derlei Schöpfungen ist aber, wenigstens unter den Eingebornen, gar keine Anerkennung zu erwarten.

So viel von dem Büchlein des Herrn Dr. Rausch, welchem laut der Vorrede „bereits die ehrenvolle Approbation seitens der Hohen Philosophischen Fakultät der königl. Universität Georgia Augusta in Göttingen zutheil

[1] Hier ist dem Herrn Dr. Friedlieb Rausch etwas Unrecht geschehen, denn jener abgeschmackte Plural findet sich schon bei Justus Andeer in seiner Schrift: Ueber Ursprung und Geschichte der rhäto-romanischen Sprache. Chur. 1862.

geworden ist," ein Ereigniß, das jedenfalls dem Herrn Verfasser mehr zur Ehre gereicht als der benannten Fakultät.

2.

Wir gedenken nun näher auf die neueren Leistungen in der Erklärung der Ortsnamen einzugehen und wenden uns zunächst an Herrn A. Gatschets „Ortsetymologische Forschungen" (4 Hefte, Bern 1865—67), welche sich hauptsächlich auf die Schweiz beziehen.

Herr Gatschet stürzt sich in seinem ersten Hefte sofort in die Mitte der Dinge und fängt seine Erklärungen auf der ersten Seite mit dem Namen Aawangen an. Dieses Verfahren verräth viel Muth, aber wenig Vorsicht. Meines Erachtens hätte doch ein kurzer ethnologischer und sprachgeschichtlicher Ueberblick der durchzuforschenden Landgebiete vorausgehen sollen. Wir möchten gern wissen, was Herr Gatschet im ehemaligen Helvetien von den Kelten, in Rhätien von den Rhätiern denkt, wie stark die jetzt deutsche Schweiz in ihren verschiedenen Theilen romanisirt gewesen, wie lange die romanische Sprache nachgehalten, was sich für Regeln abziehen lassen über die Lautveränderungen, die da vorkamen, wenn ein römischer Ortsname zu einem deutschen wurde u. s. w. Ohne Regeln geht das Etymologisiren freilich viel leichter, aber den vorgeschlagenen Etymologien fehlt dann nur zu oft die überzeugende Gewalt.

Wir wollen die gute Gelegenheit benützen und zu Herrn Gatschets Aufstellungen einige Gegenvorschläge wagen, dabei aber keineswegs zugestehen, daß wir alles nicht berührte für richtig halten.

Seite 11 wird Grabs, Dorf im Kanton St. Gallen, besprochen. Urkundlich heißt es 855 *Quadravedes*. Ich halte den Namen schon lange nicht mehr für rhätisch, glaube aber auch nicht, wie Gatschet, daß er vom lateinischen quadrivium herrühre, sondern sehe darin ein ganz deutliches quater abetes, vier Tannen, womit sich Namen wie Dreibuchen, Siebeneich u. s. w. vergleichen lassen.

Seite 72 erklärt Herr Gatschet das churwälsche davos, hinten, aus de ad vallem. Sollten die helvetischen Gelehrten sich noch nicht darüber verständigt haben, daß, wie davant, vorne, von de ab ante, so davos, hinten, von de a post herrühre? In Deutschland heraußen zweifelt man nachgerade nicht mehr daran.

Wenn Ragáz, wie Seite 132 zu lesen, von dem ahd. Namen Reginzo käme, so würde es den Accent nicht auf der letzten Silbe haben. Es ist keine andere Deutung möglich als die in den „Herbsttagen" Seite 238 gegebene aus runcazza, Gereut, wie auch das vorarlbergische Ragal aus runcale entstanden ist.

Der Kanton Glaris ist bekanntlich nicht arm an romanischen Ortsnamen. Es findet sich dort auch eine Alpe Selbsanft, Selbsaft, welche Herr Gatschet Seite 133 als eine Weide erklärt, die beim Auftreten einen schmutzigen Saft von sich gebe. Selb führt er nämlich auf ahd. salaw, schmutzig, zurück. Ich möchte lieber an selva sancta denken. Sollte keine ältere urkundliche Form vorhanden sein?

Der Name Bonaduz, Seite 141, urkundlich *Beneduces*, *Penedutz*, kann nicht aus Benedikt erklärt werden; es ist sicherlich pinettuzzes, die kleinen, schlechten Föhren. [1]

[1] Vgl. oben S. 178, picettazzes.

Acla, churwälsch für Sennhütte, kommt gewiß nicht, wie Seite 167 behauptet wird, von accola, Anwohner, sondern ist ein Diminutiv, arcola, von arca, mlat. Sennhütte. Siehe „Herbsttage" Seite 115.

Seite 304 wird Gurnigel als Krähenbühel gedeutet und ein lateinisches cornicularius (mons) als Urwort vorausgesetzt. Gurnigel ist aber sicherlich nichts anderes als corniculum und entspricht daher dem häufigen deutschen Hörnl, Hörnli.

Gais soll nach Seite 305 aus ahd. gahag, gahaie, Umhegung, vielmehr aus gahagis in Gais contrahirt sein. Schon recht, aber was bedeutet denn das -is?

Wir finden vielleicht Herrn Gatschets Antwort in diesem „Ausland" selbst, nämlich in seinem Artikel: „Ein ortskundlicher Streifzug durch die Urkantone der Schweiz," welcher 1866 Nr. 10 erschienen ist. Dort wird der Name Säntis *(alpis Sambatina)* erklärt aus dem ahd. samanôta, Sammlung, an welches „die in der Schweiz so gebräuchliche Collectiv-Endung -is" getreten ist, und bedeute daher das Ganze: Berg mit (einer Sammlung von) Bergseen.[1] Aber wo ist denn der sprachliche Vertreter der Seen?

1 Meine Erklärung wäre diese: Sambatinus ist ein in den Urkunden damaliger Zeit nicht seltener Taufname kirchlichen Ursprungs, der eigentlich Sabbatinus lauten sollte und einen Täufling bezeichnet, der am Sabbat geboren ist. (Sabbadini noch in München.) Ein solcher Sambatinus mit seiner Familie, daher der Plural Sambatines, war nun Besitzer der Säntisalpen, und aus der Zusammenziehung Sambtins gieng das heutige Wort hervor. Nebenbei bemerkt, halte ich auch den Mythen bei Schwyz nicht für den Mitterberg, sondern leite ihn von meta, Heuhaufen ab, was ganz zu seiner Gestalt paßt.

Und kann die romanische Collectiv-Endung -is auch an deutsche Wörter treten?

Wir halten dieß nicht für möglich und sind überhaupt der Ansicht, daß Herr Gatschet in seinem ganzen Buche die Formation, die Ausgänge oder Ansätze seiner Ortsnamen viel zu wenig (in der Regel nämlich gar nicht) berücksichtigt hat. Diese Ansätze, die sich mit trefflicher Festigkeit erhalten haben, dürfen aber keineswegs übersehen werden. Die romanischen Ortsnamen, die ins Deutsche übergingen, warfen höchstens das o, e und a des Singulars ab; das pluralische es, s ist kaum je verloren gegangen, (— und um so weniger sind die zahlreichen Augmentative, Diminutive, Spregiative wie one, etto, ello, azzo abgefallen). Neben dem sehr verständlichen s in Vals, Gampes, Plons, Mastrils (valles, campes, planes, masurilles von mansura, Hof) u. s. w. tritt aber auch ein anderes s auf in Salurnis, Clauturnis, in Wattens, Terfens, Nauders, Tamins, Thusis u. s. w., welches viel schwieriger zu erklären, ja, so zu sagen, sehr räthselhaft ist. Von diesem Buchstaben sehen vielleicht drei Jahrtausende auf uns herunter. Meine Ansicht habe ich in der „Rhätischen Ethnologie," S. 159, niedergelegt. Herr Gatschet scheint sie aber nicht zu kennen und überhaupt die Schwierigkeiten, die hier obwalten, nicht zu ahnen, denn er springt mit diesem Ansatz, den er gleichwohl mehrmals behandelt, sehr leichtfertig um. Seite 284 heißt er ihn „das für Nordrhätien besonders charakteristische s," aber was dieß bedeuten soll, bleibt unbesprochen. Seite 226 wird der appenzellische Burgname Klanx aus ahd. hlanha, Bergseite, und der Endung s erklärt, welche aus romanischem

itium und etum entstanden sei. Allein etum wird nie zu s (vergl. Petscheid, Pineid, Alneid, Rovereit = pecetum, pinetum, alnetum, roboretum) und ebenso wenig zu -ein, wie Herr Gatschet Seite 194 bei der Deutung von Urmein annimmt, indem er es von ulmetum ableitet; ein itium aber gibt es in Ortsnamen nicht, und daß deutsche Wörter solche romanische Anwüchse aufgenommen hätten, ist, wie gesagt, auch nicht glaublich.

Wenn es das Bedürfniß des Augenblicks erfordert, so tritt Herr Gatschet auch mit eigenen Schöpfungen hervor, die er dann mittellateinisch nennt. Um Sarnen, Cernetz, Sardona zu erklären, stellt er ein mittellateinisches serrana, serranatica, serratauna auf — lauter Formen, die sich nicht bei Ducange finden und auch gewiß in Bünden nie zu finden waren.

Auf diesen Wegen gelangen wir aber bald an eine höchst wichtige, an eine Capitalfrage, nämlich an die Frage: wie steht es in diesen jetzt deutschen Namen, die aus dem Lateinischen abgeleitet werden, mit dem Accent? Vergleichen wir die rheinischen Städtenamen Brégenz, Cónstanz, Augst, Básel, Cóblenz, Köln mit ihren römischen Müttern Brigántium, Constántia, Augústa, Basiléa, Confluéntes, Colónia, so sehen wir, daß der Accent allenthalben auf die erste Silbe vorgegangen. Betrachten wir dagegen die jetzt deutschen Ortsnamen im Gebiete des alten Rhätiens (Tirol, Vorarlberg, Graubünden), so nehmen wir wahr, daß der Accent noch immer auf seiner romanischen Stelle sitzt. Colonia ist bei Kufstein auf bayerischem Boden noch Köln (Name eines dortigen Dörfleins) geworden, bei Bozen

lautet es jetzt Glanig [1] und im Kanton Glarus Klön. Pineto, casale würde vielleicht unterhalb des Bodensees [2] jetzt Pint oder Pinz und Gäsel lauten, aber in Rhätien konnte nur Pineít, Gasál, Gsál daraus werden. Ausnahmen kommen allerdings vor, aber sie sind sehr selten und finden sich nur am Saume des Gebietes oder an den Heerstraßen, wo mit deutscher Macht auch deutscher Accent seine Forderungen durchzusetzen wußte. Ein gutes Beispiel wäre jenes Säntis, wenn es oben richtig gedeutet wurde; einige andere, doch wenige, finden sich in Tirol und sind in der „Rhätischen Ethnologie" S. 77 aufgeführt. (Diesen ließen sich etwa noch folgende beifügen: das oben erwähnte *Quadravédes*, jetzt Grabs; *Fabaris* d. i. campes fabáries, Pfäfers; Absams und Axams bei Innsbruck, avazzones und aquazzones; Palaus und Köstlan bei Brixen, palúdes und castelláno.)

Wie es nun damit in der deutschen Schweiz beschaffen sei, darüber spricht sich Herr Gatschet gar nicht aus, und es ist hier auch nicht der Ort, die Frage näher zu untersuchen; aber im rhätischen Gebiete gilt ganz gewiß dieselbe

[1] Da aus colonia Glanig wurde, so konnte aus dem Plural colonies leicht Klanigs und daraus dann Klanx werden — eine Erklärung, die mir sicherer scheint als die oben angeführte aus ahd. hlanha.

[2] „Unterhalb des Bodensees" — ? Als ich vor einigen Jahren durch den Schwarzwald wanderte, war ich wirklich überrascht, im Innern desselben Ortsnamen zu finden, wie Ravenna, Bach im Höllenthale (rovina, in Tirol Rafein, Bergbruch), Kostgfäll, Ort im Simonswald (costa di cavallo, in Tirol Kostgfiel, Roßhalde), Salpest, Wald bei Triberg, wohl silvester? — Ich vermuthe, daß sich auch an der Mosel noch romanische Flurnamen, vielleicht in ziemlicher Anzahl erhalten haben, aber ich habe noch nie Zeit gefunden, mich näher nach ihnen umzusehen.

Regel, die wir eben besprochen haben. Und an dieser scheitert eine gute Zahl seiner Erklärungen. So konnte z. B. aus einem lateinischen casatium am Walenstadersee niemals, wie Seite 119 behauptet wird, ein jetziges Gast, sondern nur ein Kasáz oder Kasátsch entstehen, ein Name, der auch öfter vorkommt. Gast dagegen, wenn es romanisch ist, kann nur auf costa, Halde, zurückgeführt werden.

Wenn Maladers, Seite 147, von romanisch maladura (eigentlich menatura von menare, treiben), Schafherde, (vielmehr von dem Plural maladures) herkommen sollte, so würde es nicht Maláders, sondern Maladúrs oder Maladérs lauten. Ebenso würde Cónters, Seite 167, wenn es von contrada, contrades ausginge, jetzt nicht anders als Contrátz gesprochen werden. Darum kann man auch Sarns, Seite 236, im Domleschg und bei Brixen, nicht von einem angeblichen mittellateinischen serrána, Einzäunung, ableiten, denn dieses würde jetzt Schran, nicht aber Sarn heißen. So soll der Name Clauturnis, Seite 237, der in einer Urkunde von 1178 vorkommt, später Glaterns, jetzt Laterns in Vorarlberg, von cleta, Zaun, vielmehr einer alten Form cleturanus, scil. locus herrühren. (An dieser Stelle ist seltsamerweise auch Dr. Ludwig Steub citirt, auf dessen Meinungen und Ansichten die vier Hefte sonst keine Rücksicht nehmen.) Aber aus cleturánus konnte nur Gletráns, nie Glatérns werden. Das schließende -s soll wohl wieder eine Collectiv-Endung sein? Der Name ist übrigens gewiß nicht romanischen Ursprungs; eher darf er mit den altitalischen Städtenamen Claterna, Cluturnum, Cliternium zusammengehalten werden.

In Betreff der Derivationsformen und des Accents hat Herr Gatschet unseres Erachtens noch manches nachzuholen, und wir hoffen, daß seine Hefte, wenn er diese Studien glücklich vollendet, in zweiter Auflage eine wesentlich andere Gestalt annehmen werden. Das Urtheil über diese erste kann nicht sehr günstig lauten. So lange sich Herr Gatschet in der deutschen und französischen Schweiz bewegt, bringt er unter vielen unrichtigen doch auch manche annehmbare Aufstellungen, aber auf rhätischem Gebiete sind ihm außer den unverfehlbaren Erklärungen von Juvalta, Realt u. dgl. nur sehr wenige, ja kaum eine gelungen, die sich haltbar erweisen wird.

Mittlerweile, d. h. seitdem das erste Hauptstück dieser Abhandlung entstanden ist, habe ich mir eine hundert Quartseiten umfassende Schrift des Herrn Giovanni Flechia: „Di alcune forme de' nomi locali dell' Italia Superiore" (Torino, 1871) aus ihrem Geburtsorte verschrieben und daraus mit Vergnügen ersehen, daß auch hinter den Bergen Leute wohnen. Herr Flechia hat nämlich über den Gegenstand, welchen jener Titel bezeichnet, eine ganz lobenswerthe Untersuchung angestellt, und aus seinen Citaten geht überdieß hervor, daß er keineswegs der erste ist, der sich dort solchen Bestrebungen hingibt.

Wir dürfen auf seine Schrift jedenfalls ein theilnehmendes Auge werfen, nicht allein wegen der nahen Nachbarschaft, die sie behandelt, sondern auch weil sie öfter nach Rhätien hereinblickt. Ihre Aufgabe ist es, über die oberitalischen Ortsnamen in engo, ago, ate und asco das lang entbehrte Licht zu verbreiten.

Für einen guten Deutschen sind jene Namen in engo

mit besonderem Reiz begabt, weil sie alle ohne Ausnahme aus der longobardischen Zeit stammen. Die „Herbsttage," Seite 142, haben sich zuerst mit ihnen beschäftigt und dargethan, daß Marengo, Pozzolengo, Gottolengo, Ghislarengo u. s. w. nichts anderes seien, als unser Mehring, Pötzling, Göttling, Geiselhöring u. s. w. Dieses Büchlein ist nun dem Herrn Flechia, der auch deutsch versteht, nicht vor Augen gekommen, wohl aber meine Schrift über „die oberdeutschen Familiennamen," welche jene Erscheinung Seite 44, 45 ebenfalls, doch nur sehr kurz und im Vorbeigehen erwähnt. Herr Flechia hat gegen meine Aufstellungen nichts zu erinnern und sieht diese Namen eben auch durchweg als longobardische an. Er schätzt die Zahl derselben auf zweihundert; ich habe damals aus den Landkarten nur ungefähr fünfzig zusammenlesen können. Diese Namen ziehen sich von Treviso bis gegen Turin hin. Seltsam scheint es, daß sie sich gerade in Wälschtirol gar nicht treffen lassen. Es erklärt sich aber wohl daraus, daß dieses durch seine Gebirge geschützte Land zur Zeit, als die Longobarden eindrangen, von romanischen und gothischen Einwanderern, die aus dem unglückseligen Italien entflohen, schon so dicht besetzt war, daß für neue Ansiedelungen und neue Namen sich keine Gelegenheit mehr fand.

Der Ansatz ago, in der Lombardei sehr häufig, ist der Nachkomme des keltischen -acum, welches an so vielen uralten Städtenamen klebt und auch in Italien wie in Gallien selbst von den Römern gebraucht und als gleichbedeutend mit ihrem anum verwendet worden ist.

Basiliacum, jetzt Basiago, war also gleichbedeutend mit Basilianum, wie Aureliacum, jetzt Oriago, nichts

anderes sagen wollte als Aurelianum, so daß also jene beiden Namen Hof des Basilius und diese beiden Hof des Aurelius ausdrücken. Der Ortsname Imbersago bei Como wird glücklich als Ambrosiacum gedeutet und mag ein Landgut bezeichnen, welches einst St. Ambrosius, der heilige Bischof von Mailand, sein eigen nannte. Ich habe früher allerdings gedacht, daß z. B. Urago, Tornago so viel als deutsch Urach, Dornach sein könnten und weiß wirklich noch nicht, ob ich den Gedanken ganz aufgeben soll. Auch manche wälschtirolische Namen in ago, aga scheinen deutschen Ursprung zu verrathen. (S. Herbsttage, Seite 259.) [1]

Die Namen in ate, belehrt uns Herr Flechia, dürfen nicht mit altkeltischen Formen wie Arelate, Condate zusammengestellt werden, sondern es sei jener Ansatz vielmehr aus lateinischem -atum entstanden, was sich als Collectivzeichen an Pflanzen, Räumlichkeiten und Personennamen angehängt habe. So sei Brunate, so viel als prunatum, Pflaumenwald, Castegnate so viel als castaneatum, Kastanienwald, Vignate so viel als vineatum, Weinberg, Locate, Masnate seien als locatum, mansionatum aufzufassen, Gallerate, Pedrinate aber von Galerius, Petrinius, andere von anderen Personennamen abzuleiten.

1 Das bekannte Asiago in den Sette Comuni erklärt Herr Flechia als Aselliacum nach einem Besitzer Asellius. Schmeller dagegen gibt als urkundliche Formen Axiglagum, Axiliacum, Asiliacum an. Dürfte man nicht auf ein deutsches Achslach von Agisilo (Agilulf) oder Aßlach von Asilo, Azzilo (Adelbert) rathen? Freilich wäre dann schwer zu erklären, warum die Cimbern nicht bei solchem Achslach oder Aßlach geblieben, sondern ihr Slege doch nur wieder aus einem italienischen Aslago abgezogen haben.

Ich war einmal des Glaubens, daß Buscate ein deutsches Buschacht sein könnte. Bei Bornate denkt Flechia selbst an das deutsche Born, was seiner Meinung nach ein lateinisches bornatum erzeugt haben möchte, wogegen mir ein deutsches Bornacht fast erträglicher scheint.

Wo der Ansatz asco herzuleiten, ist annoch ein Geheimniß, denn Flechia schreibt ihn nur versuchsweise den Ligurern zu. Er wird ungefähr ebenso verwendet wie ate, und findet sich sogar als Anhang zu deutschen Personennamen, wie in Garibaldasca, Gualdrasca, welch letzteres von Gualtieri, Walter herstammt. Auch ein Gepidasco kommt vor und scheint darin der längst verschollene Name der Gepiden fortzugeistern.

So viel von dem Buche des Herrn Flechia, welches neben vielen annehmbaren Aufklärungen auch ein reiches Material für weitere Forschungen gewährt. Wenn ein Kundiger mit deutschen Augen darüber ginge, könnte er wohl auch noch manches germanische Fundstück herausfischen; ja vielleicht kömmt man später darauf, daß ate und asco ebenso deutsch als engo, und daß nur von den Namen in ago ein Theil den Kelten belassen werden muß.

Auch Herr Zacharias Pallioppi, Altlandammann zu Celerina im Engadein, in seinem Vaterland als Dichter wie als Forscher wohl bekannt, hat ein hier zu erwähnendes Büchlein: Perscrutaziuns da noms locals geschrieben, welchem aber noch schwerer beizukommen ist, als weiland dem verzauberten Dornröslein. Die Münchener Buchhandlung, welche ich um dessen Beschaffung ersucht hatte, correspondirte acht Wochen lang mit einer andern zu Chur, bis diese erklärte, es sei unmöglich, das Schriftchen auf-

zutreiben; man möge sich direct an den Verfasser wenden. Darauf habe ich an Herrn Altlandammann Pallioppi in Celerina selbst geschrieben, aber keine Antwort erhalten.

„Das Beste zuletzt," und deßwegen muß mein Freund Christian Schneller, früher Professor zu Roveredo, jetzt Landesschulinspector zu Innsbruck den Reigen schließen. Dieser hat sich durch sein Büchlein: „Ueber die romanischen Volksmundarten in Südtirol," welches 1870 bei Amthor in Gera erschien, den ersten Platz unter den lebenden Rhätologen gesichert. Langjährige und fruchtbare Studien aller romanischen Dialekte vom Genfersee bis nach Friaul und aller italienischen und namentlich der lombardischen Mundarten haben ihm eine tiefere Einsicht in den rhäto-romanischen Sprachschatz verschafft, als sie bisher ein Sterblicher besessen. Eben deßwegen ist ihm auch die Erklärung unzähliger wälschtirolischer und ladinischer Wörter gelungen, an deren Enträthselung bisher die feinsten Köpfe der rhätischen Alpen verzweifelten. Auch mit Ortsnamen beschäftigt sich Herr Schneller gern und viel. Dabei verfolgt er allerdings meist Wege, auf denen ich ihn nicht begleiten kann, weil mir schwindlig wird. Mir ist dabei immer, als müßte ich sagen: Christian, mir graut vor dir! Uebrigens haben wir erst vor kurzer Zeit im „Tiroler Boten" mit einander gehäckelt, ohne uns, glaub' ich, gegenseitig bekehren zu können. Ich will daher lieber den süßen Frieden aufrecht erhalten und nur ein paar Worte über eine Aeußerung fallen lassen, welche Herr Schneller erst neulich in diesen Blättern niedergelegt. In Nr. 41 des vorigen Jahrgangs finde ich nämlich seine Abhandlung: „Die Ladiner in Tirol," und in dieser die Worte:

„Es bleibt nachgerade kaum mehr ein Zweifel, daß Ortsnamen aus der Zeit der Rhätier nicht mehr vorhanden, oder doch durch den ungemein energischen Sprachgeist der Romanen so umgewandelt worden sind, daß sie nicht bloß romanisch klangen, sondern auch Sinn und Bedeutung erhielten."

Diese Worte mußten mich natürlich ungemein aufregen, da sie sich an mehr als tausend Ortsnamen vergreifen, welche ich in der Rhätischen Ethnologie den Rhätiern zugesprochen. Es ist ein trauriger Trost, daß sie nur als rhätisch todt gemacht werden sollen, aber als romanisch wieder aufstehen können. Ich habe ein halbes Jahr meines Lebens, den langen Winter 1842/43, an die etruskische Literatur gesetzt, habe dann die Tarnkappe, die über mir und meinem mehr erwähnten Büchlein schwebte, ein halbes Menschenalter mit Würde getragen und soll mir nun im Herbst meines Lebens sagen lassen, daß die Perlen und Edelsteine, die Sprachdenkmäler, die ich für ebenso alt als Rom und Caere erklärte, wie im Kindermärchen nichts anderes seien als Spreu und Häckerling und jedenfalls nicht in Porsenna's Zeiten hinaufgehen, sondern höchstens in die Tage Odoakers oder Dietrichs von Bern! Das wäre hart zu ertragen, und es wird mir also niemand verdenken, wenn ich mich gegen diesen Machtspruch wehre.

Herr Christian Schneller hat eine persönliche Pique gegen die alten Rhätier. Sie müssen ihm einmal etwas zu Leide gethan haben, wovon die Geschichte freilich nichts erzählt. Sonst würde er, der jetzt in Wilten bei Innsbruck, dem alten Veldidena, wohnhaft ist, schwerlich be-

haupten wollen, daß rhätische Ortsnamen nicht mehr vorhanden seien, denn sein eigener Aufenthaltsort widerlegt ja schon seine Behauptung. Der Athesis und der Isarcus, Etsch und Eisach, haben sich doch auch aus jener Zeit herübergerettet in unser ungläubiges Jahrhundert. Von den alten Saruneten [1] zeugt ja noch das heutige Sarnthein (Sarunetinum, Sarentinum) bei Bozen, von den Venosten das mystische Vinschgau und Tirol, Terioli, selbst ist gewiß ein rhätischer Name.

Ortsnamen haben ein sehr zähes Leben und sterben mit den Sprachen, aus denen sie entstanden sind, keineswegs aus. Der Sprachsuccessor übernimmt vielmehr die alte Nomenclatur ganz gern zu eigenem Gebrauch, denn sie enthebt ihn der Mühe, eine neue zu erfinden. So haben sich selbst aus dem alten Griechenland, trotz der mehrfachen Fallmerayer'schen Ausmordungen Athen, Eleusis, Megara, Korinth, Theben und andere Namen bis heute erhalten. In Italien steht noch alles auf dem alten Fuß, und es ist fast ein seltener Fall, wenn dort ein classischer Städtenamen verschollen ist. In Spanien sind zahlreich die iberischen, in Frankreich und England noch zahlreicher die keltischen zu finden. Weiland die Römer haben nämlich vom Euphrat bis an die caledonischen Berge die unterjochten Eingeborenen im Ganzen bei ihren angestammten Ortsnamen belassen und verhältnißmäßig sehr wenig neue Benennungen ausgestreut. Auch hat „der ungemein energische Sprachgeist der Romanen" die deutschen Namen in

[1] Nicht von jenen plinianischen Saruneten, qui ortus Rheni accolunt, und an der Saar bei Sargans zu suchen sind, sondern von den andern, bei Plinius nicht erwähnten, welche im Sarnthal bei Bozen wohnten

der Lombardei eben so wenig weggeschafft, als die arabischen in Spanien. In den deutschen Ländern rechts der Elbe wimmelt es von slavischen Ortsnamen. Es ist daher nicht abzusehen, warum der rhätische Boden eine Ausnahme bilden sollte. Die alten Rhätier sind nach der römischen Eroberung sicherlich nicht so schnell wie eine Cigarrette verduftet, sondern haben mit den Eroberern wohl noch etliche Jahrhunderte zusammengelebt, bis sie im Romanismus, vielleicht auch erst im Germanismus, aufgingen. Sie hatten also Zeit genug, den römischen Einwanderern die althergebrachten Namen ihrer Städte und Dörfer mitzutheilen, und es ist nicht der mindeste Grund zu finden, warum sich die neuen Ansiedler gegen diese Ueberlieferung gesträubt haben sollten. Wenn später die Deutschen von den Romanen so viele hundert Ortsnamen entlehnten, warum soll denn derselbe Fall nicht auch zwischen Romanen und Rhätiern vorgekommen sein? Bei unbefangener Betrachtung der ganzen neurhätischen Ortnamenschaft, und zwar jener in den deutschen Landestheilen, ist doch nicht zu verkennen, daß nach Wegräumung der deutschen und der romanischen Namen, welche beide erklärbar, noch gar viele übrig bleiben, welche Hieroglyphen sind. Der Schlüssel zur Deutung der romanischen Ortsnamen ist gefunden, und zu vielen derselben brauchte man eigentlich gar keinen Schlüssel. Prad, Pradell, Pradatsch, Casatsch, Vallatsch sind ja noch ganz die alten Formen prato, pratello, prataccio, casaccia, vallaccia, welche nur den Endvocal abgestoßen haben. In andern sind Vocale ausgefallen, wie in Csal, Pflatt, Pflon, Flatz, welche für casale, vallata, vallone, vallazza stehen. Wieder in andern

sind nicht bloß Vocale ausgefallen, sondern die gebliebenen sind auch in andere übergegangen, so e, i, u in ei, o und u in au, und so entstanden denn Formen wie Gastpeneid, casa de pineto, Gschneir, casa nigra, Gschleins, casellines, Valschgeir, val oscura, Parseier, pra de sura, supra, Veldaun, vallettone, Palaus, paludes u. s. w.

Es sind mir nun im Laufe der Jahre etliche tausend solcher Namen durch die Hand gegangen, und ich glaube dabei einige Fertigkeit in ihrer Erklärung gewonnen zu haben, aber es bleibt immer noch eine ganz reichliche Gattung über, mit welcher ich nichts anzufangen weiß. Von Namen wie urkundlich *Clauturnis* (Laterns), *Susulona* (Saalen), wie Schlitters, Wattens, Terfens [1], Uderns, Schluderns, Sargans, wie *Talaverna* (Talfer), Frasuna, Lisuna, Lasanka, Tilisuna kann ich auch zur Stunde nichts anderes sagen, als daß sie rhätisch und daher nicht zu erklären sind. Allerdings muß hier die Pürsche immer frei bleiben, das heißt dem Romaunschisten muß immer gestattet sein, ins Gehege des Etruskisten einzufallen und mit glücklich errungener Beute wieder triumphirend heim-

[1] Diese Namen in -ens, wie Terfens, Wattens, Perfens, Tisens u. s. w. könnten doch vielleicht von Personennamen ausgehen. Wenigstens Albeins bei Brixen und Albions bei Klausen sind höchst wahrscheinlich aus ad Albinos, ad Albianos entstanden und bedeuten so viel als: bei Herrn Albinus oder Albianus und den Seinigen. So könnte auch Wattens ad Vatinios sein. Vatinius ist auch wirklich ein bekannter römischer Name. Dagegen habe ich die Tervinier, Pervinier, Tisinier u. s. w. noch nicht gefunden. Jedenfalls wären es eingeborene Gutsbesitzer, die sich da verewigt haben, und wir hätten dann doch nur wieder rhätische Namen in römischem Rahmen. Wenn übrigens die Hypothese anschlüge, könnte man auch Uderns im Zillerthale mit ad uterinos erklären.

zukehren. Hab' ich doch in den letzten achtzehn Jahren mir selber manches Dutzend Namen abgejagt, will sagen: sie aus dem etruskischen Pferch herausgenommen und romanisch erklärt. Aber sunt certi denique fines, und Schneller scheint mir eben darin zu fehlen, daß er diese Gränzen nicht anerkennen mag. Sein Groll gegen die alten Rhätier verführt ihn auch zur Ungerechtigkeit gegen ihre hinterlassenen Namen, die er oft auf die qualvollste Weise romanisch erklären will. Auch Herr Gatschet erkennt keine rhätischen Namen an, ebenfalls zu seinem Unglück, wie z. B. die oben aufgeführte Deutung von Clauturnis und die neulich in diesen Blättern mitgetheilte von Schwyz, als sylvates, zu erkennen geben. Mir wenigstens ist es unmöglich, an solche Erklärungen zu glauben.

XVIII.

Ueber rhätoromanische Studien.[1]

1873.

II.

Als ich im vorigen Jahre die beiden ersten Capitel über rhätoromanische Studien geschrieben, glaubte ich wohl für einige Zeit ausruhen und den andern zusehen zu können, die sich auf demselben Felde bewegen, allein meine

[1] Erschienen im Ausland, Juni 1873. Nr. 24, 25, 26. Ich bin in den letzten Tagen befragt worden, warum ich Rhätien, Rhätier schreibe und nicht nach dem neuen Brauche Rätien, Räter? Auf diese Frage gebe ich folgende unmaßgebliche Antwort: Seit Erfindung der Buchdruckerkunst druckte man allenthalben von der Etsch bis an die Eider Rhätien und Rhätier. Erst in neuester Zeit suchen die Philologen auf Grund besser eingesehener Hand- und Inschriften die Schreibung Rätien und die Form Räter einzuführen. In Graubünden und Tirol, wo die älteren Formen denn doch schon ein mehr als dreihundertjähriges Herkommen für sich haben, werden aber diese Neuerungen schwerlich allgemeine Annahme finden, und so wächst der deutschen Orthographie nur eine neue Unentschiedenheit zu, während sie doch an solchen Fragen schon überreich ist. Uebrigens sind die Formen: Rhätien, Rhätier nicht ohne Analogie. So lange noch Rhein und Rhone, so lange kann auch Rhätien geschrieben werden, und so lange wir die lat. Galli mit Gallier wiedergeben, so lange können wir uns auch Rhätier für Rhæti gefallen lassen.

Jugendliebe zum räthselhaften Lande Rhätien bethörte mich bald wieder und flüsterte mir hörbar zu, jene Arbeit sei doch gar zu unvollständig; die vier Herren, die dort zufällig besprochen werden, Dr. Rausch, Gatschet, Flechia und Schneller, seien doch nicht die allein erwähnenswerthen auf diesem Gebiete und es würde mir gewiß eine belehrende Unterhaltung verschaffen, wenn ich nachsehen wollte, was denn die übrigen rhätologischen Forscher, um die ich mich bisher aus Mangel an Zeit nicht viel bekümmert, in den letzten zwanzig Jahren vorwärts gebracht hätten. So ging ich also wieder dran, trug mir ein Dutzend Bücher zusammen, begann sie zu studiren, wurde auch allmählig fertig und will nun den geneigten Leser an dem Vergnügen, das ich selbst genoß, seinen wohlgemessenen Antheil nehmen lassen. Volle Vollständigkeit konnte ich mir freilich auch wieder nicht als Ziel setzen, doch glaube ich, daß nichts Erhebliches aus diesem Fache weggeblieben. Bemerken will ich noch, daß ich die tirolischen Arbeiten des gleichen Schlags — mit einer einzigen Ausnahme — wohl übergehen konnte, da ich über die bedeutenderen derselben früher schon da und dort mein Gutachten abgegeben.

Die „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ brachten in ihrem siebenten Bande, der 1853 erschien, eine Schrift von Theodor Mommsen, nämlich „die nordetruskischen Alphabete auf Inschriften und Münzen.“ Es sind da alle Denkmäler etruskischer Schrift zusammengestellt, wie sie bis dahin in und an den Alpen gefunden worden. Diese Funde eröffnen uns, wie der Verfasser sagt, einen merkwürdigen Blick in die weite nördliche Ausdehnung des Horizonts der italischen Civilisation, aber bei dieser

Eröffnung ist es bisher auch geblieben, denn meines Wissens ist noch keine dieser Inschriften glaubwürdig erklärt worden. Die Keltisten sind ihnen bisher ebenso vorsichtig aus dem Wege gegangen, als die Etruskomanen. Nur die Deutung der Zeichen, die sich auf dem kupfernen Gefäß im Museum Giovanelli zu Trient finden, ist von Christian Schneller, aber nach meiner Meinung ohne Glück, versucht worden. Es sind dieser Inschriften sechsunddreißig Stücke, worunter jedoch wenige über dreißig Buchstaben zählen, keine über fünfzig. Die längste ist eben die letzterwähnte auf dem tridentinischen Gefässe. Der scharfsinnige Sammler gibt zu verstehen, daß die Etruskisten vor der Hand aus diesen Denkmälern keinen Beweis für ihre Thesis ziehen können, denn es sei auch möglich, daß sich ein Volk von anderer Sprache diese etruskischen Buchstaben beigelegt — ein Satz, dem nicht zu widersprechen ist. Um so gespannter werden wir aber auf die von Professor Corssen versprochene Enträthselung der etruskischen Sprache, die ja demnächst ans Licht treten soll. Wir sind sehr begierig zu sehen, ob er diese Inschriften als etruskische anerkennt, und wenn dieß der Fall, wie weit er mit deren Deutung gekommen.

Im neunten Bande derselben Mittheilungen erschien eine andere Schrift von Theodor Mommsen, „die Schweiz in römischer Zeit.“ In dieser Abhandlung ist auch von Rhätien die Rede und meint der Verfasser, es sei zwar nicht wohl zu bestreiten, daß das Alpenland beim Einfall der Kelten in die Po-Ebene eine Zufluchtsstätte der Etrusker geworden, aber darum könne doch keineswegs geleugnet werden, daß in diesen abgeschlossenen Bergthälern auch

keltische Ansiedler und vielleicht noch Trümmer und Splitter anderer Nationen Unterkunft gefunden. — Aus den Ortsnamen erhält dieser Ausspruch keine Bestätigung (s. Rh. Ethnol. S. 23); nur in Wälschtirol dürften die Namen in ago, aga, wenn sie nicht deutsch sind, auf keltische Mischung deuten.

Das Jahr 1857 bescherte uns die Ortografia et Ortoepia del idiom romauntsch d'Engiadin' ota (alta) von Herrn Altlandammann Zaccaria Pallioppi, welcher in Celerina bei St. Moriz Haus und Hof hält.[1] Herr Pallioppi wurde mir schon vor acht Jahren, da ich einmal das Engadin entlang fuhr, als gegenwärtiger Hauptpfeiler und Eckstein der rhätoromanischen Studien in Bünden bezeichnet und ich hatte mir auch vorgenommen, ihn zu besuchen, allein diese gute Absicht war nicht auszuführen, da wir damals zu so früher Morgenstunde durch Celerina kamen, daß ich den Herrn Altlandammann noch nicht stören zu dürfen glaubte. Neuerdings wurde ich auf den Namen wieder hingewiesen durch Herrn Dr. Friedlieb Rausch, welcher in seinem früher besprochenen Schriftchen mittheilt, Herr Pallioppi habe unter dem Titel: Perscrutaziuns da noms locals eine Abhandlung verfaßt, deren Zweck kein anderer gewesen, als „Steubs Erklärungen rhätischer Ortsnamen zu berichtigen und neue Beobachtungen zur Kenntniß der Wissenschaft zu bringen."

Der Leser erinnert sich vielleicht aus dem ersten Theile dieser Betrachtungen, daß ich wegen jener Schrift acht

[1] Ich habe seitdem vernommen, daß Herr Altlandammann Pallioppi in diesem Frühjahr, der später erwähnte Prof. Theobald aber schon vor einigen Jahren verstorben sei.

Wochen lang in Briefwechsel mit einer Churer Buchhandlung lag, welche das Buch nicht liefern zu können betheuerte, dann an Herrn Pallioppi selber schrieb, aber keine Antwort erhielt.[1] Letzterer Umstand ist noch nicht aufgeklärt, ersterer aber erhält hinlängliche Beleuchtung durch die von Herrn Dr. Planta in seinem später zu erwähnenden Buche, „das alte Rhätien,“ gegebene Nachricht, daß die Perscrutaziuns noch gar nicht gedruckt seien. Herr Dr. Rausch scheint also die von ihm so hochgeschätzte Schrift nur im Manuscript gelesen zu haben und hätte mir jedenfalls viele Zeit ersparen können, wenn er in diesem Punkte etwas offener gewesen wäre. Die etymologischen Muster, welche Herr Dr. Rausch mittheilt (S. 32 und 162 seiner Schrift), scheinen aber nicht viel Gutes zu versprechen. Das bekannte Cadé, den romanischen Namen für Gotteshaus, mit dessen Erklärung aus ca = casa und dei die

[1] Dieser Pallioppische Unstern verfolgt mich noch bis auf den heutigen Tag (den 25. Mai 1874). So brachte eine Züricher Zeitschrift, die „Bibliographie der Schweiz,“ im vorigen August eine Anzeige des ersten Bändchens dieser Kleineren Schriften, in welcher der Referent namentlich die Reise nach Hohenrhätien anerkennend bespricht, aber doch, gewissermaßen zur Entschuldigung für manches, was er unzulänglich befunden zu haben scheint, die Bemerkung beifügt: „Natürlich waren dem Verfasser dazumal (nämlich 1852) die seither vorgeschrittenen etymologischen Forschungen Pallioppi's noch nicht zugänglich.“ — Sollten in neuester Zeit die Perscrutaziuns oder das rhätoromanische Wörterbuch ans Licht getreten sein? Ich schrieb an die Redaction der Bibliographie der Schweiz und bat um Aufklärung, erhielt aber wieder keine Antwort. Wenn ich übrigens Pallioppis Aufstellungen in der ladinischen Orthographie und die allerdings sehr dürftigen Mittheilungen, welche Dr. Rausch und Dr. Planta seinen Perscrutaziuns entnahmen, noch einmal kritisch betrachte, so möchte ich unumwunden behaupten, daß dieser Forscher in seinem Vaterlande bedeutend überschätzt werde.

Vernünftigen bisher in die Haut hinein zufrieden waren, will Herr Pallioppi aus dem irischen (nordkeltisch-gadhelischen) ca = Haus und dé, Genitiv von dia, Gott, erläutern! Noch seltsamer klingt die Mittheilung, Herr Pallioppi stelle in seinen Perscrutaziuns die Ansicht auf, das Keltische sei erst mit Einführung des Christenthums in das Rhätische gedrungen, indem nämlich schottische Missionäre die keltisch-gadhelische Sprache nebst Spuren aus dem Kymrischen (dieß klingt besonders fein und spürnasig) nach Rhätien gebracht hätten. Das Ganze (welches Ganze? Doch wohl das Keltische im Romanschen?) rechne Pallioppi zu den eigentlich rhätischen (urrhätischen) vorrömischen Sprachelementen. Also das Keltische, das die schottischen Glaubensprediger nach der römischen Zeit hereingebracht, soll gleichwohl ein urrhätisches, vorrömisches Sprachelement sein? Das ist ja doch kaum menschenmöglich. Auch Herrn Dr. Rausch ist dieser Tabak zu stark.

In seiner Ortografia et Ortoepia sucht also Herr Pallioppi die mannigfachen Manieren, in denen der Dialekt des obern Engadins bisher geschrieben wurde, unter einen Hut zu bringen. Die von ihm aufgestellte Orthographie soll in der That seit dem Erscheinen dieser Schrift von der gesammten Literatur, sowie auch von der periodischen Presse seines heimathlichen Thales angenommen worden sein. Ich weiß nicht, ob man als Nichtengadiner in diese Sachen hineinreden darf, aber wenn es gleichwohl erlaubt wäre, so würde ich mein Befremden ausdrücken, daß der geistreiche Reformator 1) den gequetschten Laut des c, den die Italiener mit diesem einzigen Buchstaben wiedergeben, gar mit vieren aufmarschiren läßt (pallioppisch tschert,

italienisch certo), 2) daß er sch auch wieder durch sch, also durch drei Zeichen ausdrückt, während es doch ebenfalls durch ein einziges wiederzugeben wäre; 3) daß er bei sch, wenn es nicht als sch, sondern getrennt als stsch zu sprechen, wie in schür (obscurus) sprich: stschür, die beiden Laute durch einen kleinen Gedankenstrich (s-ch) auseinander hält, was schwer zu schreiben und zu drucken ist, übrigens auch garstig aussieht; 4) daß er zwar auf die auslautenden Vokale von però, perchè einen Accent setzt, aber nicht auf jene der Participien in -o (amò, portò, masdò, lat. amatus, portatus, mixtatus), oder der Futura in -ro, welche ihn doch eben so wohl verdienen.

Nach meiner Meinung ist Herr Curat Vian in Gröden bei der Aufrichtung eines orthographischen Systems für die Grödner Sprache viel glücklicher gewesen. Vian setzt ein Häubchen auf das c um tsch, ein Häubchen auf das s um sch, ein Strichlein um den weichen Laut im französischen ge, gi zu bezeichnen, und damit ist allen Bedürfnissen auf das einfachste abgeholfen. Herr Pallioppi hätte sich in der Anerkennung solcher Vorzüge wohl auch durch die Betrachtung nicht hindern lassen, daß dieser gute Wurf in einem Lande der Zwingherren gelungen, aber er ist vollkommen entschuldigt, wenn er nicht im Jahre 1857 schon Vians Thesen annahm, weil diese erst im Jahre 1864 veröffentlicht worden sind.

Uebrigens arbeitet Herr Pallioppi auch seit langer Zeit an einem rhätoromanischen Wörterbuche, dessen Druck zwar noch nicht begonnen hat, dem man aber allerseits mit großer Spannung entgegensieht.

Im Jahre 1860 gab Herr Professor Theobald in Chur

seine „Naturbilder aus den rhätischen Alpen" (Chur bei Leonhard Hitz) heraus, welche nach zwei Jahren schon in zweiter Auflage erschienen, was ich von meinem bayerischen Hochland selbst nach dreizehn Jahren noch nicht behaupten kann. Der Absicht des Verfassers gemäß spricht das Buch viel mehr von den ewigen Bergen und Gletschern, als von den vergänglichen Menschen, viel mehr von Verrucano, Porphyr und Dolomit, als von geschichtlichen Dingen, von Sitten und Gebräuchen oder gar von Liedern und alten Sagen. Da Herr Professor Theobald die zahlreichen Hochfahrten, die er beschreibt, fast alle selbst unternommen, so ist er in den erhabenen Wüsteneien der Fernerwelt ein sehr verlässiger und gesprächiger Führer, aber er wird etwas wortkarg, wenn er uns unten im Thale von den Stammeseigenthümlichkeiten der Deutschen oder denen der Romanschen, der Oberländer oder der Engadiner erzählen soll. Die angenehmste Unterhaltung gewährte mir immerhin sein Tyrannenhaß. Bei jedem alten gebrochenen Burgstall, der noch von ragendem Felsen malerisch herunternickt, schnalzt der Herr Professor mit den Fingern vor Freiheitslust und gratulirt den jetzigen Bündnern mit abgezogenem Hute zu ihren heldenmüthigen Ahnen, die den Vögten und Zwingherren den rothen Hahn aufs Dach gesetzt und sie mit Kind und Kegel vertilgt haben. Wer aber in der Bündner Geschichte etwas auf- und abgewandelt, der dürfte doch vielleicht fragen, ob nicht gerade die ärgsten Zwingherren damals unvertilgt geblieben seien. Um ein giftiger Landschaden zu sein, braucht man ja nicht gerade als Raubritter auf einem Felsennest zu horsten; man kann oft noch scheußlicher wirken in einem bescheidenen Herrenhause,

das an der offenen Landstraße liegt, sich aber von Paris oder Wien aus bestechen läßt. Während die republikanischen Väter des Vaterlands, die ehrenwerthen Junker aus bekannten Geschlechtern, das arme Bünden fast dreihundert Jahre lang mit allen Greueln einer entarteten Adelsherrschaft schändeten, erfreuten sich die angränzenden Tiroler unter ihren habsburgischen Tyrannen aller Segnungen eines tiefen Friedens und wußten sich viel Wohlstand und Bürgerglück zu bereiten. Freilich dürften in Tirol auch die Zwingherrn schon ursprünglich viel zarter besaitet, viel poetischer gewesen sein, als in Alt fry Rhätia. Dafür ließen sich die mancherlei Minnesänger, die in tirolischen Burgen ihre Leier stimmten, insonderheit Walter von der Vogelweide, nach ihm Oswald von Wolkenstein, und der reiche tirolisch-lombardische Sagenschatz anführen, Erscheinungen, denen in Bünden Aehnliches nicht zur Seite steht. Geschlechter, wie die Annenberger im Vinschgau, wie die Wolkensteiner zu Rodeneck, die für Kunst und Wissenschaft, für Gesang und Lieder schwärmten und dabei Bücher, Waffen, Bilder, Alterthümer sammelten, scheinen dort nie vorgekommen sein. Immerhin wäre es, abgesehen von dem Mittelalter, ungemein belehrend, die Geschichte und Physiognomie von Land und Leuten und die beiderseitigen Errungenschaften in der neuern Zeit neben einander zu stellen und aus dieser Parallele den Schluß zu ziehen, ob die bündnerischen oder die tirolischen Freiheiten sich der Menschheit förderlicher erwiesen — ein interessantes, aber heikles Thema, das wir jedoch nicht weiter verfolgen wollen.

Von demselben Verfasser erschien im Jahre 1861 auch

„das Bündner Oberland," ein trefflicher Führer an den Vorderrhein und in seine Seitenthäler. In diesem Büchlein tritt das Menschenleben mit etwas breiteren Spuren auf, und es ist daraus leicht abzunehmen, daß es dem Herrn Professor in seinen oben erwähnten Naturbildern für diesen Gegenstand bei weitem mehr an Raum als an Interesse gefehlt habe.

Im Jahre 1862 erschien ein Büchlein „Ueber Ursprung und Geschichte der rhätoromanischen Sprache" von P. Justus Andeer, Pfarrer zu Bergün. Dieses Erzeugniß bündnerischer Gelehrsamkeit ist zunächst aus einer Vorlesung hervorgegangen, welche der Forscher da und dort, natürlich mit großem Beifall, gehalten hat. In der Vorrede findet sich die Angabe, daß der Verfasser sein Manuscript vor der Veröffentlichung „der scharfen Kritik von vier Münchener Gelehrten" unterworfen und diese dann ihr günstiges Urtheil schriftlich abgegeben haben. Unter diesen Capacitäten soll, wie ich da zu einiger Ueberraschung lese, auch meine Wenigkeit gewesen sein, was derselben aber ganz unerinnerlich. Meines Ermessens würde ich schon damals gesagt haben, man müsse auf diesem Felde nach einem Stillstand von dreihundert Jahren doch endlich einmal einen Schritt vorwärts thun, und nicht, wie Herr Justus Andeer, das längst Bekannte und Abgetretene oder vielmehr die alten Irrthümer immer wieder zu neuen Abhandlungen, Schriften, Brochüren und Büchern zusammenstoppeln. Der Verfasser reibt sich selbstquälerisch an der Frage, woher denn eigentlich das Churwälsche komme, eine Frage, die doch schon längst gelöst ist und über die sich niemand mehr den Kopf zu zerbrechen braucht. Es gehört zu den Stammeseigenthüm-

lichkeiten der Bündner, ihren heimischen Bauerndialekt immer wie ein Mysterium zu behandeln, das gar nie ergründet werden könne. Aber daß in Rhätien, so nahe an Rom, sich ein lateinisches Patois erhalten, ist doch weit weniger befremdlich, als daß derselbe Fall z. B. auch in Burgund, in der Champagne, in Belgien, in Spanien und in Portugal vorkommt. Das Mysteriöse im Romanschen ist nicht das Romansche, sondern das Nichtromansche oder Vorromansche, was darinnen steckt und dieses sollte, wie auch F. Diez schon vor langem gewünscht, endlich einmal ausgeklaubt, gesammelt und nach seiner Herkunft befragt werden — aber dazu sind die Herren nicht zu bringen!

Pfarrer Justus Andeer wiederholt sogar das alte Phantasma, daß schon der alte Rhätus die lateinische Sprache ins Bündner Oberland verpflanzt habe, während doch ganz sicher ist, daß dieser berühmte Heerführer mit seinen Etruskern nicht lateinisch, sondern etruskisch zu sprechen pflegte. Ebensowenig ist zu beweisen, daß das Engadin von den durch Hannibal aus ihren Wohnsitzen vertriebenen Latiern bevölkert worden sei. Daß Herr Andeer auch alle jene dreihundert Jahre alten und seit drei Jahrhunderten immer falsch gewesenen Etymologien, als da sind: Realt = Rhætia alta,[1] Räzüns = Rhætia ima, Reams = Rhætia ampla,

[1] Daß Realt nichts anders als riva alta, habe ich schon am 11. December 1852 in der vielgelesenen A. Allg. Zeitung dargethan. (Auf Seite 112, Th. I. dieser Kleineren Schriften ist leider via alta gedruckt statt riva alta.) Auch Realp am Gotthard ist nichts anderes als rio albo. Ueber Reams und Räzüns siehe Herbsttage, S. 237. Doch läßt sich hinzufügen, daß das z in Räzüns noch leichter zu erklären ist, wenn als Urform runcazzones

Engadin = in capite Oeni, Celerina = celer Oenus u. s. w. respektvoll wiederholt, versteht sich nach allem diesem am Rande.

Bei weitem mehr befriedigen als der erste mag des Andeerschen Büchleins zweiter Theil, die „Geschichte und Literatur der rhätoromanischen Sprache.“ Da sind auch Sprachproben der verschiedenen Mundarten vom fünfzehnten Jahrhundert an gegeben; nur sollten die alten Kriegslieder und die Psalmen nicht in deutsche Reime, sondern, da der romanische Text ohne Erklärung sehr schwer verständlich ist, Wort für Wort in Prosa übersetzt sein.

Die churwälsche Literatur, welche nunmehr drei Jahrhunderte zählt, ist fast durchaus kirchlichen Inhalts. Sie beginnt mit der Uebersetzung des neuen Testamentes, welche Jakob Bifrun im Jahre 1560 herausgab. Das Verzeichniß, das der Verfasser angelegt, weist freilich in 177 Nummern beinahe nur Gebet- und Gesangbücher, Trost- und Erbauungsschriften auf, nach meinem Geschmacke meist sehr langweiliges, zum großen Theil aus dem Deutschen oder Französischen übersetztes Zeug, das linguistisch zwar unschätzbar ist, aber außer den Linguisten nur den Bündnerischen Prädikanten und Pastoren genießbar erscheinen dürfte.

Wenn nun Herr Pfarrer Andeer einerseits hervorhebt, daß die genannten Bücher mit wenigen Ausnahmen von Pfarrern verfaßt worden seien, so finden wir dieß ebenso glaublich, als wenn er anderseits klagend bemerkt, daß außer den Zeitungen fast nichts Romansches gelesen werde.

angenommen wird. Auf dieses könnte auch die Schreibart *Raczune* hindeuten. Gatschet's Erklärung aus dem lat. rascia, Sumpf, ist nicht haltbar.

Wer sollte, meint er, unter solchen Verhältnissen sich zum Schreiben aufgemuntert fühlen und jedem Honorar entsagend Correctur, Verlag und Verkauf noch selbst übernehmen, um die Hälfte der Auflage seinen Kindeskindern als Makulatur zu vererben? Ohnedem nehme auch die Zahl der Pfarrer ab. Die Engadiner, welche früher ganz Graubünden mit Predigern versorgt, vernachlässigen jetzt die Studien und gehen lieber als Zuckerbäcker und Kaffeewirthe in die Welt, so daß die Priester schon stellenweise aus dem Auslande berufen werden müssen.

Ueber Feststellung und Schreibung der Muttersprache scheinen aber die Engadiner im Jahre 1862 übel hintereinander gekommen zu sein. Herr Andeer weiß wenigstens zu erzählen, daß gerade in diesem Jahre, als sein Büchlein erschien, die Uneinigkeit zwischen Ober- und Unterengadin in offenen Krieg ausgebrochen sei. Den nächsten Anlaß hiezu gab jene kurz vorher veröffentlichte Schrift Pallioppi's über Orthographie und Orthoepie des romanischen Idioms der Oberengadiner. Ober- wie unterhalb von Pontalt behauptete man wieder den reinsten und schönsten Dialekt zu sprechen und stellte die anmaßliche Forderung, daß nur die eigene Mundart, mit Ausschluß jeder anderen, für die zu bildende Schriftsprache als Norm erklärt werden solle. Wie das Kampfspiel ausgegangen, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich blieb jede Partei auf ihrem angeerbten Standpunkt. Wenn nun aber schon die Ober- und die Unterengadiner sich nicht verständigen können, so ist um so weniger Hoffnung, daß die widerspenstigen Leute vom Vorderrhein oder vom Oberland — wie die Unionisten wollen — in eine linguistische Gemeinschaft mit den Lands-

leuten an den Innquellen treten werden. Unter diesen Umständen sprechen allerdings viele Vernunftgründe für die Abolitionisten, nämlich für jene Partei, welche den ganzen verwelkenden Romanismus gegen den ewig jungen Germanismus austauschen möchte.

Herr Pfarrer Andeer tritt dagegen jenen bei, welche die beiden Idiome, die sich romansch und ladinisch nennen, bestehen lassen und beide erhalten wollen. Er schließt mit einem warmen Aufruf an seine Landsleute, sie ermahnend, ihre linguistische Selbständigkeit nicht aufzugeben, vielmehr das alte angestammte Idiom aus allen Kräften zu pflegen und zu bilden. Besonders die Geistlichen und die Lehrer seien hiezu berufen. Ihnen erblühe dafür der unsterbliche Ruhm, eine uralte Sprache vom Untergange gerettet zu haben.

Nichtsdestoweniger wird sie doch bald untergehen, gerade wie die der Grödner und Enneberger auch. So geneigt die Forscher diesen anspruchslosen Alpendialekten auch sein mögen, sie sehen doch voraus, daß sie den Kampf ums Dasein nicht mehr lange bestehen können. Eben deßwegen aber wäre es höchste Zeit, sie endlich einmal wissenschaftlich in Angriff zu nehmen, ihren Wortschatz festzustellen, diesen etymologisch zu bearbeiten u. s. w., aber wie gesagt, den Grisonen unserer Tage liegt's viel näher, vom Heerführer Rhätus und seinen heiligen Burgen Realt, Rhäzüns und Reams zu plaudern, als ernste und eingreifende Untersuchungen über ihr Idiom anzustellen, und daher ist auch das Wenige, was darüber vorhanden, nicht von Bündnern, sondern von Fremden ans Licht gegeben werden.

Im Jahre 1865 erschienen zu Chur „Zwei historische

Gedichte in ladinischer Sprache aus dem 16. und 17. Jahrhundert," welche Herr Alfons von Flugi herausgab. Das erstere derselben besingt den ersten Müßerkrieg, der im Jahre 1525 spielte und seinen Namen von dem Castell Musso am Comersee erhielt. Dieses war nämlich damals von J. J. von Medicis, einem abenteuerlichen Rittersmann, besetzt, der sich dortherum eine Herrschaft gründen wollte und selbst einen zweiten Müßerkrieg veranlaßte. Der Verfasser ist Johann von Travers, welcher 1483 zu Zutz im Engadin geboren wurde. Seinen Todestag hat uns Herr v. Flugi leider zu sagen vergessen (Dr. Rausch gibt das Jahr 1563 an), doch erzählt er, daß sein Held, um der damaligen Noth an Predigern abzuhelfen, in seinem dreiundsiebzigsten Jahre noch die Kanzel bestiegen und unter dem höchsten Beifall seiner Freunde die Lehren der Reformatoren gepredigt habe. Auch im Mannesalter hatte er als Krieger und Staatsmann seinem Vaterlande sehr werthvolle Dienste geleistet. Ulrich von Campell nennt ihn einen Mann, der in jeder Tugend unerreicht dastehe. Dr. Rausch rühmt ihn sogar als den „Erfinder der rhätischen Schrift," worüber er sich mit Herrn Professor Mommsen auseinandersetzen mag, da dieser rhätische Inschriften kennt, die weit über Christi Geburt hinausgehen.

Dieser Johann von Travers war also der erste Romaunsche, der seine Muttersprache zu einem literarischen Zweck verwendete. Herr v. Flugi meint, er habe den kühnen und glücklichen Wurf zu nicht geringem Erstaunen seiner Zeitgenossen gewagt. Eben derselbe schrieb auch die ersten romaunschen Dramen, den verlorenen Sohn und Joseph in Egypten, letzteres einmal als Schau- und ein

andermal als Lustspiel. Diese Stücke wurden damals im Engadin sehr gerne aufgeführt, sind aber jetzt verloren.

Das zweite jener Gedichte, der Veltlinerkrieg, wurde von Georg Wietzel, der auch ein Zutzer war; verfaßt. Sein Leben füllt die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus. Auch er hat sich in Krieg und Frieden, dem großen Travers nachstrebend, sehr rühmlich hervorgethan.

Herr v. Flugi meint übrigens, beide Gedichte seien unleugbar etwas trocken und unbeholfen, eine Behauptung, welcher ich nicht zu widersprechen wage. Für das Verständniß hat der Herausgeber durch eine wörtliche Uebersetzung gesorgt, was sehr dankenswerth. Ob er nicht auch für eine gewisse Gleichmäßigkeit, ein gewisses System der Orthographie hätte sorgen sollen, ist eine Frage, die er vor der zweiten Auflage des Büchleins selbst zu erwägen haben wird.

Das Jahr 1868 brachte eine kleine Abhandlung über den „Vocalismus des lateinischen Elements in den romanischen Dialekten von Graubünden und Tirol" (Bonn bei Ed. Weber). Der Verfasser ist Dr. Edmund Stengel, ein junger Linguist, der bei Friedrich Diez gelernt hat. Die Schrift ist die erste, welche die romanischen Alpendialekte oder wenigstens eine Seite derselben im Geiste der neueren Wissenschaft betrachtet. Bei dem geringen Umfang der Aufgabe, die sich der Forscher gestellt, kann das Ergebniß zwar nicht bedeutend sein, aber die Bündner sehen jetzt doch an diesem Beispiele, das ihnen ein Ausländer gegeben, wie derlei Gegenstände wissenschaftlich zu behandeln sind.

Im Jahre 1870 erschien zu Chur die „Geschichte von

Curràtien und der Republik Graubünden" von Herrn Conradin von Moor. Sie reicht vorderhand bis ins Jahr 1621 und ist, wie auf dem Titel zu lesen, die erste im Zusammenhange und nach den Quellen bearbeitete Historie dieses Freistaats. Der Verfasser ist der Sohn des vor wenigen Jahren verstorbenen Theodor v. Mohr,[1] der auf historischem Gebiete ein unermüdlicher Sammler und Forscher gewesen. Auch Herr Conradin v. Moor sucht sich um die Geschichte seines Vaterlandes verdient zu machen, und gibt schon seit längerer Zeit einen Codex diplomaticus, sowie eine Sammlung der bündnerischen Geschichtschreiber und Chronisten heraus. Seinen Forschungen wären etwas mehr Genauigkeit und Kritik, seinen Büchern etwas weniger Druckfehler zu wünschen; indessen darf sein literarisches Wirken immerhin freundlich begrüßt werden, da er in unsern Tagen bisher fast der einzige war, der in Bünden auf diesem Felde sich thätig zeigte und dabei, wie es scheint, nur wenig Aufmunterung fand.

Die Frage, woher die Urbewohner Rhätiens gekommen und welcher Verwandtschaft sie sich rühmen durften, diese Frage, welche, wie Herr v. Moor sagt, in neuester Zeit hunderte von Federn in Bewegung gesetzt, sie kömmt allerdings auch unter seiner Hand nicht zum Abschlusse, vielmehr läßt er sich's genügen, „die verschiedenen Ansichten darüber klar und in gedrängter Kürze mitzutheilen."

Daß auch in dieser Mittheilung die Namen Realt, Räzüns, Reams wieder von dem hochverehrten Heerführer Rhätus abgeleitet werden, setzt einen altehrwürdigen Miß-

[1] Vor zehn Jahren schrieb sich auch Herr Conradin noch v. Mohr, seitdem aber schreibt er sich v. Moor — ich weiß nicht warum.

brauch fort, der sich allem Anscheine nach erhalten wird, so lange es noch Bündner gibt.

Auch die Stelle bei Livius, laut deren die Rhätier seiner Zeit ein verdorbenes Etruskisch gesprochen haben, sollte doch nicht immer wieder auf das heutige Romansch bezogen werden. Uebrigens fürchtet der Verfasser, es möchte in diesem Stücke leicht noch ein neues Räthsel auftauchen. Ein Bündner Officier, der früher in spanischen Diensten stand, will nämlich sein heimathliches Idiom auf den Balearen in auffallendster Vollkommenheit wieder gefunden haben. Diese Nachricht erinnert fast an die alte Mähr von den Baiern, die auf einem Kreuzzuge in Armenien zu größter Verwunderung die Sprache wieder trafen, die an den Gestaden der blonden Isar erklingt; allein jenes Räthsel löst sich wohl einfach dadurch, daß die Bewohner der balearischen Inseln wie die Bündner eine provenzalische Mundart sprechen. So rühmen sich ja auch die Grödner, daß sie auf ihren Handelsfahrten mit ihrer Sprache in keinem Lande sich leichter zu recht finden, als in Spanien. Es ist daher eine sehr überflüssige Annahme des Verfassers, daß beim gallischen Einfall ein Theil der oberitalischen Etrusker, während die andern nach Rhätien flohen, sich zu Schiff nach Spanien geflüchtet habe, denn man kann nicht oft genug wiederholen, daß jene Etrusker nicht romanisch sprachen.

Auf Seite 115 stellt der Verfasser, etwas unerwartet, die Ansicht auf, daß die alte rhätische Sprache jene Verderbniß, welche Livius an ihr zu bemerken glaubte, einer vorhergehenden Vermischung der eingewanderten Rhätier mit früheren Ureinwohnern tauriskischen, d. h. keltischen

Stammes zu verdanken habe. Deßwegen seien auch im heutigen Rhätischen (besser Rhätoromanischen) so viele keltische Sprachelemente zu finden.

Weh uns, wenn dem so wäre! da wäre uns gar nicht mehr zu helfen! Wenn es bisher nicht einmal gelingen wollte, die vorrömischen Bestandtheile aus dem Ladinischen auszuscheiden, woran freilich zunächst die Nachlässigkeit der Ladiner selber schuld, wo wird der weise Magus herkommen, der aus jener Masse, wenn sie einmal ausgeschieden, wieder neuerdings ausscheidet, welche Bestandtheile aus der Sprache der Taurisker und welche aus dem Idiom der eingewanderten Etrusker abzuleiten seien!

Daß bei allen diesen seinen Aufstellungen der Verfasser auf meine etwas abweichende Thesen gar keine Rücksicht nimmt, vielmehr sie überhaupt nicht zu kennen scheint, das habe ich wohl der oft beklagten Tarnkappe zu danken, welche über meinen verschiedenen Werken zu liegen scheint. Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, von Herrn Conradin v. Moor wenigstens widerlegt zu werden.

Herr Conradin v. Moor hat seine Geschichte in einem Jahre von der Urzeit bis in den dreißigjährigen Krieg geführt, doch möchten wir das Urtheil über seine Leistung, soweit sie die historischen Zeiten betrifft, lieber den Sachverständigen seiner Heimath überlassen. Nur beiläufig wollen wir noch die Meinung aussprechen, daß die Victoriden, jenes Geschlecht, welches bekanntlich vor Karl dem Großen über Rhätien waltete, nicht, wie Herr v. Moor annimmt, aus dem Frankenlande eingewandert, sondern eher römischer Abkunft gewesen sei, denn die Namen seiner männlichen Glieder, Victor, Vigilius, Jactatus u. s. w.,

die mit Ausnahme der zweifelhaften Zacco (vielleicht eine Koseform von Jactatus?) und Tello, doch alle lateinisch sind, deuten keineswegs auf fränkische Abstammung.

Auffallend ist auch, daß der Verfasser die oft genannten Walliser, die deutschen Colonisten, die im dreizehnten Jahrhundert aus dem Wallis nach Bünden und Vorarlberg kamen, „die noch immer räthselhaften" nennt, denn nach den vielen Studien, die ihnen namentlich Bergmann, den aber Herr v. Moor nicht zu kennen scheint, gewidmet hat, möchten sie auf jenes Prädikat nachgerade keinen Anspruch mehr haben.

Eine strenge, exacte Methode verrathen die „Forschungen über die Feudalzeit im Curischen Rhätien," welche Herr Wolfgang v. Juvalt angestellt und vorerst in zwei Heften (Zürich 1871) veröffentlicht hat. Das erste Heft behandelt Maß und Gewicht, Geld und Münzen jener Zeit, das zweite die staatsrechtlichen Verhältnisse der verschiedenen rhätischen Gebiete.

Vielleicht läßt sich der Verfasser über Rhätiens Urbewohner, die er hier nur ganz vorübergehend berührt, später einmal weitläufiger aus. Seite 86 verspricht er auch einen etymologischen Theil, der noch nachkommen soll, worauf ich mich sehr freue. Dort werden vielleicht auch die ethnologisch-linguistischen Verhältnisse des Mittelalters eingehender behandelt. Bisher sind diese nur wenig berücksichtigt, und gerade die Hauptstelle, Seite 67, 68, ist mir nicht recht klar geworden. Unverständlich ist mir z. B. der Satz geblieben, daß da, wo im Etschgebiete die beiden abtrennenden Sprachelemente, das gothische und das römische, zusammenstießen, heutzutage noch im Enneberger-

und Grödnerthale ein dem Bündner Romanischen ähnlicher Dialekt gesprochen werde. Ich habe zwar auch schon gefunden (Herbsttage S. 126), daß die Brixener Klause den Punkt bezeichne, wo den Ortsnamen nach der starkromanische Theil des heutigen deutschen Tirols beginnt, allein daß dort gothische und römische Sprache zusammenstießen, und daß mit diesem Zusammenstoß das Ladin der Grödner und Enneberger zusammenhänge, das kann ich nicht recht begreifen.

Im vorigen Jahre hat Dr. P. C. Planta, Mitglied der schweizerischen Bundesversammlung und des bündnerischen Obergerichtes, Präsident der historisch=antiquarischen Gesellschaft in Chur, unter dem Titel „Das alte Rhätien" ein stattliches Buch herausgegeben, welches auf 435 Seiten die Geschichte seines Vaterlandes von der Urzeit bis in das Jahrhundert der sächsischen Kaiser zusammenstellt. Ungefähr die Hälfte dieses Umfanges ist der Schilderung der römischen Verwaltung gewidmet. Wenn man bedenkt, daß sich die wenigen Nachrichten, welche uns die Schriftsteller jener Tage über ihr Rhätien mitgetheilt, auf ein paar Octavseiten zusammendrucken ließen, so muß jene Fülle fast überraschen. Indessen sieht man doch bald, daß Alles mit natürlichen Dingen zugeht. Der Verfasser bespricht nämlich immer zuerst die römischen Staatseinrichtungen, wie sie uns von andern Seiten her bekannt sind, und stellt dann erst dar, wie sie sich in Rhätien acclimatisirt und ausgeprägt haben. Dazu thun dann die mancherlei Inschriften auf Meilensteinen, Grabmälern u. s. w. sehr gute Dienste. Auf diese Weise erhalten wir ausführliche Abhandlungen über Straßen, Festungswerke, Militärstand,

Gemeindewesen u. s. w. So erscheint denn das alte römische Rhätien, welches uns bisher wie eine leere verödete Stube angesehen, plötzlich wie ein reich möblirtes, mit Hausrath und Bildern aller Art ausgestattetes Gemach, eine Umwandlung, die jeden erfreuen wird, der diesem geheimnißvollen Lande seine Sympathien zugewendet hat.

Die Abstammung oder Stammverwandtschaft der Rhätier ist auch von Herrn Dr. Planta nicht ausgemacht, überhaupt nicht eingehend behandelt worden, was uns aber zu Dank verpflichtet, denn seine Meinung, daß Rhätia wegen der vielverschlungenen Thäler und Gebirge Retia, d. h. Netze (so spricht auch der weise Cassiodorus), benannt worden sei, ließe uns nicht viel Erfreuliches ahnen.

Ehe wir von Herrn Dr. Planta scheiden, wollen wir seinem Buche noch eine genealogische Notiz entnehmen. Auf Seite 279 erwähnt er nämlich ein, wenn es ächt ist, sehr interessantes Schreiben des Kaisers Justinian an seinen Feldherrn Narses, durch welches dieser beauftragt wird, der höchst ehrenwerthen und sehr edlen Familie der Titionen, von der schon über hundertzwanzig Glieder, den Kriegsnöthen entfliehend, sich nach Rhätien und Vindelicien gezogen hätten, die im Paduslande gelegenen Güter, deren sie beraubt worden, wieder förmlich zurückzuerstatten. Herr Dr. Planta äußert nun die Ansicht, daß sich die Enkel dieser Titionen in der engadinischen, zu Cernez wohnhaften Familie der Titschun wieder finden lassen, was allerdings nicht unmöglich.

Uebrigens erheben oder erhoben auch noch andere Bündner Familien Anspruch auf römische Abstammung, namentlich die ritterbürtigen, während die historische Wahrschein-

lichkeit eher dafür spricht, daß gerade diese fast ohne Ausnahme alemannischen Blutes sind. In den alten Schlössern, soweit sie noch bewohnt werden, und in den neuern Ansitzen sollen sich denn auch nicht selten noch die Stammbäume finden, welche dieses oder jenes bündnerische Adelsgeschlecht auf einen römischen Consul, Senator, Tribunus oder Eques, wenn nicht gar auf den etruskischen, noch immer sehr populären Herzog Rhätus zurückführen.

So deutet auch Herr Dr. Planta mit ziemlicher Sicherheit an, daß seine Familie ebenfalls aus Italien eingewandert sei, denn solchen Ursprung bezeuge nicht bloß der Name selbst, sondern außer mehreren Inschriften auch der Briefwechsel des römischen Schriftstellers Plinius mit dem Kaiser Trajanus, in wechem von einem Pompejus Planta, damaligen Statthalter in Egypten, die Rede ist. Diesem verdienten Staatsmanne zu Liebe und zur Erinnerung an sein segensreiches Wirken am Nilstrom ist der Taufname Pompejus in der Familie der Planta schon seit mehreren Jahrhunderten sehr beliebt. Zwischen dem letzten Römer Planta und dem ersten Bündner dieses Namens gähnt allerdings eine Kluft von mehr als tausend Jahren, welche nicht leicht zu überbrücken scheint, allein die Bündner Genealogen haben sich zu allen Zeiten so erfinderisch bewiesen, daß sie wohl auch mit dieser schwierigen Aufgabe schon lange fertig geworden sind.

Das letzte der hier einschlägigen Bücher, soweit ich sie kenne, ist die „Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit von Dr. Josef Egger“ (Innsbruck 1872), deren erster Band bis zum Jahre 1490 reicht.

Für die großen Räthsel, die auf Rhätiens Boden noch

zu lösen sind, ist auch Dr. Egger nicht der große Apollo, den ich längst erwarte. Indessen will er's auch nicht sein, sondern schiebt vielmehr diese verzweifelten Probleme bescheiden von sich weg. Er widmet eben deßwegen den eigentlich ethnologischen Fragen nur wenige Seiten, in denen er nichts Neues sagt, ein Ergebniß, zu welchem Herr Conradin v. Moor fast hundert brauchte. Eine kleine Verwegenheit entdecke ich auf Seite 16, wo der Verfasser die Ansicht aufstellt, tiefer gehende Sprachforschungen und genauere Kenntniß von den Gesetzen der Sprachentwicklung und der frühern Gestalt der Namen dürften vielleicht die Mehrzahl aller bisher unerklärlichen Orts-, Fluß- und Bergbenennungen als ächte Kinder der deutschen oder romanischen Zunge erweisen.

Dieß ist zwar nicht Dr. Eggers, sondern Schnellers Geschoß; aber solches Vertrauen auf den künftigen Tiefgang der Sprachforschung scheint mir doch etwas übertrieben. Ich wäre wenigstens sehr unangenehm überrascht, wenn z. B., um im Unterinnthale anzufangen, Namen wie Wattens, Tersens, Schlitters, Uderns u. s. w., die ich alle für stockrhätisch halte, als Kinder der deutschen oder romanischen Zunge sich erweisen sollten. Verdrossen hat mich fast, daß der Verfasser den Nobilis Romanus Dominicus, den Breonenser, der im Jahre 730 im Oberinnthale auftritt, ganz unerwähnt läßt, obgleich Albert Jäger dessen ethnologische Bedeutung sehr gründlich hervorhebt, und obgleich ich diesem Spätrömer auch in den „Herbsttagen“ S. 130 eine sehr anerkennende Erinnerung gewidmet habe. Dieser edle Dominicus hätte um so mehr eine Ehrenerwähnung verdient, als er der einzige Tiroler

ist, der das achte Jahrhundert mit seinem Namen nicht allein ziert, sondern auch ausfüllt. Selbst die höchst interessanten Urkunden vom Jahre 828, in welchen Quartinus, der Noriker und Pregnarier, seine Güter dem Kloster Innichen schenkt, sind nur ihrem Inhalte nach ganz trocken wiedergegeben, obgleich sich gerade aus ihnen allerlei ethnologische und historische Wahrnehmungen flüssig machen ließen.

Wenn wir nun die literarischen Thaten der letzten zwanzig Jahre, soweit sie uns bekannt geworden, überblicken, so glauben wir zu finden, daß den besten Zug die reine, d. h. die von ethnologisch-linguistischen Problemen absehende Historie gethan hat. Die neuen Werke der Herren von Juvalt und von Planta bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt und werden in ihrer Methode auch für ihre Nachfolger maßgebend sein.

Auf ethnologischem Felde ist meines Erachtens die Ernte sehr unbedeutend. Namentlich die Frage über die Urbewohner liegt noch ebenso, wie sie vor zwanzig Jahren gelegen. Der große Unbekannte, der Paraklet, er ist noch immer nicht erschienen.

Ja, ja — die Urbewohner! Etrusker oder Kelten? Schneller meint zwar, man solle das ganze Problem, beziehungsweise den ganzen Quark, der nächsten Generation überlassen, denn wir brächten doch nichts mehr heraus — und wenn es noch lange so fortgeht, so glaub' ich es auch selber — allein die Frage ist, wie Prof. Rufinatscha sagt, nun einmal aufgeworfen und die Wissenschaft muß eine Antwort darauf geben oder wenigstens immer wieder versuchen, ob sie keine geben könne. Auch findet sich in Neu-

rhätien, in Graubünden, Tirol und Vorarlberg so viele überschüssige Zeit, daß die Besitzer derselben sich leichtlich beklagen möchten, wenn jene Frage von der Tagesordnung ganz und gar gestrichen würde, da gerade diese Studien ihre freien Stunden am angenehmsten ausfüllen.

In die Frage von den Urbewohnern spielen bekanntlich auch die rhätoromanischen und tirolo-ladinischen Dialecte hinein. Aus diesen sollen, wie schon oben gesagt, nachgerade die fremdartigen, des Rhäticismus verdächtigen Bruchstücke ausgelesen und zusammengestellt, geprüft und, wenn möglich, gedeutet werden — eine schöne Aufgabe, von der man immer spricht, die aber niemand unternimmt.

Herr Conradin von Moor behauptet, daß die rhätoromanischen Dialecte einerseits den unverkennbaren Anklang an die Sprache des herrschenden (römischen) Volks bewahren, anderseits aber auch unzählige, nur ihnen eigenthümliche Wendungen und Worte (also doch wohl rhätische?) enthalten.

Schneller dagegen hat bei seinem Widerwillen gegen die Rhätier nicht ein einziges Wort gefunden, das wir diesen zu verdanken haben sollen. Die Meinungen gehen also sehr weit auseinander. Mir ist kein Zweifel, daß noch rhätische Wörter vorhanden sind, aber sie können weder in den Abstracten, noch in den gewöhnlichen Ausdrücken des gemeinmenschlichen Lebens stecken, d. h. man wird weder ein rhätisches Wort für Religion, Staatswissenschaft, Bundesverfassung, noch ein solches für gehen, stehen, sitzen, lesen, schreiben auffinden, weil dafür nothwendiger Weise das Lateinische eintreten mußte. Dagegen können sich für die Erscheinungen der Alpennatur immerhin

einige rhätische Bezeichnungen bis zum heutigen Tage erhalten haben. Warum sollten z. B. aneva, Bergerle, cuncala, Felsen, ganda, Steingerölle, mara, Muhr, palva, Berghöhle, nicht rhätisch sein? Auch calaverna, churwälsch Blitz, möchte ich lieber für rhätisch halten, als mit Schneller aus caligo hiberna erklären. Die Hoffnung, die einst Ottfried Müller ausgesprochen, daß sich in irgend einem Theile Graubündens oder Tirols noch die sprachlichen Mittel finden könnten, um die etruskischen Inschriften aufzuhellen, sie wird sich zwar nie erfüllen — eher ist jetzt von Corssens Enthüllungen ein neues Licht für die rhätischen Alpen zu erwarten — aber wer weiß, ob eine gründliche Ausscheidung des lateinischen und nichtlateinischen Elements in jenen Idiomen nicht zu andern erfreulichen Ergebnissen führen könnte?

Professor Theobald meint in seinen „Naturbildern aus den rhätischen Alpen" (Seite 16), es wäre für Philologen wohl nicht uninteressant, zu entscheiden, ob z. B. Pizokel und ähnliche unbegreifliche Namen wirklich lateinisch oder etwas anderes seien. Er selbst genehmigt die Deutung piz in oculis, „der Piz vor den Augen," und hat seine Freude daran. Pizokel erklärt sich aber eben so einfach, wie Montigl, Puntigl (monticulus, ponticulus), nämlich als eine Ableitung aus dem romanischen pizz, Spitze, mit dem Ansatz oculus, der allerdings seltener als iculus, aber um so werthvoller ist. Pasigl, ein Berg im Unterinnthal, ist derselbe Name, ebenso wie Passug, was bei Chur und bei Talaas in Vorarlberg und Pisoc, was bei Trasp vorkommt, nur daß diese letzteren das auslautende -el abgeworfen haben.

Man sieht immerhin aus der Stellung, welche Herr Professor Theobald im Jahre 1862 zu den bündnerischen Ortsnamen einnahm, wie weit die Deutung derselben damals überhaupt gediehen war. Uebrigens bewährt sich das Sprüchlein, daß Namensforschung von jeher der Irrgarten und das Sündenfeld der Philologie gewesen, nirgends so energisch, als in den drei Bünden. Das ganze Gebäude von Deutungen, welches die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts aufgestellt, fällt jetzt zusammen wie ein Kartenhaus. Der alte Trödel, Realt sei Rhaetia alta u. s. w., wird zwar von hochherzigen Patrioten noch immer wiederholt, allein die kritischen Köpfe glauben so wenig mehr daran, als daß Zitzers seinen Namen von Marcus Tullius Cicero erhalten habe. Diese Disciplin hat also in drei Jahrhunderten nur insoferne einen Fortschritt gemacht, als jetzt die Weisen einsehen, daß man die ganze Zeit auf dem Holzweg gewesen.

Wie gefährlich dieser Boden ist, zeigte sich neuerdings auch darin, daß ein lieber Freund, ein Professor von Heidelberg, den Familiennamen Catilina, den er an der Albula gehört, auf uralte italische Einwanderungen zurückleitete, während die Bündner, die nachher seine Berichte in der „Allgemeinen Zeitung" lasen, darüber nur lächeln konnten, da das Ca in so vielen Bündner Familiennamen nichts anderes ist, als casa, [1] und jenes Catilina sich eigentlich Cadlina schreibt und sich als Haus des Lina erklärt.

Also eine gründliche exacte Forschung über rhätische,

[1] So auch Capaul, Cadalbert, Caduff (Ru-dolf), Caflisch (Felicius), Cadomenisch (Dominicus), Capangrazi u. s. w. Carnot scheint ca Nuot (Nuot ist so viel als Otto) oder ca Renod, Renald.

zunächst bündnerische Ortsnamen! Ich erkläre diese selbst sehr gerne als ein dringendes Bedürfniß, denn die „Rhätische Ethnologie," die ich einst ans Licht gestellt, hat zwar auch auf die Nomenclatur von Graubünden Rücksicht genommen, allein das Material war damals noch sehr geringfügig — einige Beiträge von wohlwollenden Freunden und die gewöhnlichen Landkarten. Schon in Tschudi's „Ostschweiz" sind viel mehr Namen zu finden, als ich damals kannte.

Dieser künftige Ortsnamenforscher wird sich nun zuerst mit dem näher liegenden Theil seiner Aufgabe, also mit jenen Namen zu beschäftigen haben, die aus dem Ladinischen erklärt werden können. Eine solche Arbeit wird aber einem Rhätoromanen, der das Ladinische von seiner Mutter her übernommen, viel leichter fallen, als einem sonstigen Liebhaber, der jene Sprache zunächst nur aus den Büchern gelernt hat.

Das Werklein, von dem wir reden, wird aber nicht nur den Männern der Wissenschaft willkommen sein, sondern sicherlich auch dem immer zunehmenden Volk der Touristen. So ist es denn nahezu ein Gebot der Gastfreundschaft, die wissensdurstigen Pilger, die da nach Rhätien ziehen, in diesem Urwald von fremden, seltsamen Klängen nicht ganz ohne Rath und Hilfe zu lassen, sondern ihnen vielmehr ein belehrendes Büchlein in die Hand zu drücken, das ihre ängstlichen Zweifel löst. Der gegenwärtige Zustand ist eine Tortur für alle jene ehrenwerthen Wanderer, die nicht gerne einen Ortsnamen aussprechen, ohne zu fragen, was er bedeute.

Auch der treue Tschudi ist solchen Fragen nicht sehr

weit entgegengekommen, denn er gibt eine Uebersetzung nur dann, wenn der Gegenstand neben dem romanischen Namen bei den umherwohnenden Germanen auch noch einen deutschen führt, wie z. B. Piz ot, Hohes Horn, Piz cotschen, Rother Berg, Piz d'esen, Eselsspitze, während er z. B. Plauncacotschna, Plauncaulta, Gravasalvas und andere solche Ungethüme unerklärt läßt.[1]

[1] Um meinen guten Willen zu zeigen und zugleich dem fraglichen Werklein mit einer kleinen Gabe zu Gevatter zu stehen, will ich hier gerne ein paar Dutzend solcher Ortsnamen, wie sie in Tschudi's Ostschweiz zu finden sind, nach bestem Wissen erklären.

Zu den oben stehenden Piznamen mögen noch etwa folgende gestellt werden· Piz alv (albus), agitt (acutus), de Vo (davos)', von hinten, d'Err (ager), Feldspitz, Gimels, ital. gemelli, Zwillingsspitz, Piz lat (latus), Mezdí, mezzodí, in Tirol am Eisack Mutschedai, Mittagsspitz. Plaunca ist die Halde, Leite; daher Plaunca cotschna, aulta, Rothenleite, Hohenleite. Dalvazza, d'ulvazza, von lat. ulva, Röhricht. Auch Validulca ist vielleicht als palü d'ulva, Rohrmoos, zu erklären. Virgloria, val de glaria, Kiesthal. Gravasalvas, am weißen Gries. Cavandiras, richtig Cavadiras, cavatura, in Vorarlberg öfter als Gafadura, Höhlung, Schlucht. Cavrein, caprina scil. alpe, Geisalm. Sixmadun, saxo de montagna. Surlei, am See, Surgonda, an der Gand (Steingeröll), Leiblau, blauer See. Vasereng, prà sereno, Heiterwang. Surovel, am Bach; ovél, oberengadinisch, stammt von aquale; oberländisch lautet es ual, unterengadinisch aguaigl, grödnerisch aghél; im deutschen Etschland Waal. Aguaglious ist Plural eines davon abgeleiteten Diminutivs. Stavelchod, stabulum caldum. Serviezel im Unterengadin wird gewöhnlich serra Vitellii gedeutet und soll von dem bekannten römischen Kaiser den Namen haben. Warum soll es aber nicht Wietzel's Schanze bedeuten, da doch die Wietzel eine bekannte engadinische Familie sind? Ragnux — ra steht gewöhnlich für rio wie in Ramol, rio malo, Ramctz, rio mezzo; gnux aber könnte der Plural gnioccs, Nocken, Nudel, sein und der Name würde also Nudelbach bedeuten. Daß es ein Berg ist, der diesen Bachnamen führt, darf nicht stören, denn viele Berge führen Bachnamen und viele Bäche Bergnamen. Brulf bei

Wenn nun aber der künftige eingeborne Forscher mit diesen oft so seltsamen, ihm jedoch vertraulich klingenden Sprachphänomenen aufgeräumt hat, dann wird ihm eine ziemliche Zahl von Namen in der Hand bleiben, welche er mit seinen und auch mit andrer Leute Kenntnissen nicht so schnell wird enträthseln können. Diese darf er aber dann als rhätische, als die leibhaften und ehrwürdigen Ueberbleibsel aus der Sprache seiner tapfern Urahnen betrachten.

Was nun deren Deutung betrifft, so gebe ich ihm gleichwohl den väterlichen Rath, sich ja nicht zu übereilen. Es kann sich bei diesen Namen überhaupt nicht so fast um Deutung handeln, als um Bestimmung der Sprache, der sie angehören. Diese ergibt sich aber nur aus ihren Endungen, nicht aus ihren Stammsylben. Wer uns also z. B. in Sargans, in Schluderns das -gans, das -derns erklärt, der wird uns viel weiter bringen, als wer das Sar- oder das Schlu- zu deuten versucht.

Um deutlicher zu zeigen, wie ich's meine, erlaube ich mir, mich weiter über jenes Sargans, urkundlich *Saruncanes*, rhätisch Saruncanisa, vernehmen zu lassen. Der Name gehört zu jenen hochschätzbaren, in denen sich die grammatische Function jeder Sylbe bestimmen läßt.

Der Stamm von Saruncanisa ist also sar, eine Sylbe, deren Bedeutung zur Zeit unbekannt ist und schwerlich mehr bekannt werden wird. Daran hängt sich der Ansatz una und es entsteht Saruna, der frühere Name des Saarbaches, an welchem Sargans liegt (der Name kommt als

Disentis ist der ahd. Name Berulf und Rigisch, ebendaselbst, wahrscheinlich ahd. Richizo. Paschola und Pascomina, Seen am Heinzenberg, post scala und post camino, hinterm Steig, hinterm Weg.

Sarina, Sarona jetzt noch anderwärts in Bünden vor). Nun liebte es aber die rhätische Sprache, die Namen der Bäche mit -c- zu erweitern und bildete z. B. aus Isarus ein Isarcus (jetzt Eisack), aus Tumina ein Tuminca (jetzt Tamina), mit andern Worten: man gefiel sich, statt des einfacheren Substantivs ein verlängertes Adjectiv zu gebrauchen und statt Isarus „der isarische“ scil. Bach zu sagen. So entstand also Saruncá und daraus wieder Saruncanus, was nichts anderes bedeuten kann, als den Anwohner der Saruncá. Das rhätische isa endlich, welches den Namen schließt, steht dem lateinischen ia gleich und bedeutet, an einen Volksnamen gefügt, wie dieses das Land, die Stadt, die Gemeinde des betreffenden Volks, und so erklärt sich denn das ganze Saruncanisa als die Stadt der Saruncaner, der Anwohner der Saruncá oder Saruna.

Plinius erwähnt am Ursprung des Rheins, womit er auch die Gegend um Sargans gemeint haben wird, die Saruneten, gibt also dem Namen des Bachs einen anderen Ansatz (-etes statt -canus), was nicht bedenklich ist, um so weniger, als seine Sarunetes im tirolischen Sarnthal (bei Bozen) sprachlich ganz unverkennbar wiederkehren. Der Hauptort dieses Thales heißt nämlich Sarntein, urkundlich *Sarentinum*, und wir sehen also einen ähnlichen Vorgang, wie dort an der Saar, nämlich einen Thalnamen Saruna (der Bach des Sarnthales heißt Talfer, urkundlich *Talaverna*, gewiß auch ein rhätischer Name), einen aus diesem gebildeten Volksnamen, Sarunetes, und einen wieder aus diesem gebildeten Ortsnamen Sarunetina, nur daß hier statt isa das gleichbedeutende ina hinzugetreten ist.

Nun entsteht aber die Frage, von welcher eben die Antwort über die Nationalität der alten Rhätier abhängt, die Frage nämlich: In welcher andern Sprache finden sich solche Bildungen, wie Saruncanes, wie Sarunetina wieder — und ich antworte darauf: Ersteres findet z. B. in dem römischen Namen Coruncanius, letzteres in den italischen Namen Ferentinum, Sarentinum u. s. w. sein Ebenbild. Die Rhätier sind also ein italischer (zunächst ein etruskischer) Stamm.

Auf diese Karte setz' ich all' mein Sach', alle die vielen Stunden, die ich mit dem verführerischen Zeug verloren habe, und ich werde erst capituliren, wenn mir nachgewiesen wird, daß sich -uncanisa und -unetina auch in keltischen Ortsnamen finden. Damit wäre freilich, meines Erachtens, auch nachgewiesen, daß die Etrusker und Italer Kelten gewesen. Immerhin! Ich sehe (so ich's überhaupt noch erleben sollte) dem Endergebniß dieser Studien, wie es auch ausfallen möge, mit großer Ruhe entgegen — wenn sie nur einmal recht angingen!

Jener Gedankengang scheint mir so einfach, so verständlich und doch! Da kommt z. B. Herr Dr. Planta daher und sagt, wie weiland Herr Mathias Koch vor zwanzig Jahren, auf Seite 8 seines früher besprochenen Buches: „Steubs Versuch mußte schon deßhalb scheitern, weil die etruskische Sprache sozusagen gar nicht bekannt ist, daher genügende Anhaltspunkte zur Vergleichung fehlen.“ Wirklich? Ich hätte fast Lust, die erdichtete Anekdote von den beiden deutschen Reisenden hinten in Wisconsin, wie sie im ersten Theile dieser Abhandlung steht, hier zu reproduciren, aber um jede Wiederholung zu vermeiden, will

ich nur sagen: Bringt es denn nicht jeder gebildete und aufmerksame Zeitungsleser in wenigen Jahren dahin, daß er wenn nicht allen, so doch den meisten Orts- und Personennamen abhört, vielmehr abliest, ob sie französisch, englisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, scandinavisch, slavisch, arabisch, hindostanisch oder chinesisch, selbst wenn ihm diese Sprachen unbekannt sind? Es muß also doch möglich sein, Orts- und Personennamen zu diagnosticiren, auch wenn man die Sprache, aus der sie stammen, nicht versteht. Und wenn ich nun seiner Zeit mich etliche Monate in der etruskischen Epigraphik herumgetummelt und mir viele hundert Namen herausnotirt, dann in Neurhätien umsehend, zu einem etruskischen Velsa, Vularis, Vathines, Velthurnisa, Perisalisa, Thrinisa daselbst ein Vels, Volers, Watenes, Velthurnes, Presels, Trins gefunden und in diesen Formen etruskische Namen erkannt habe — ist der Versuch, obgleich ich die Namen nicht deuten kann, als ein gescheiterter zu betrachten?

Wirklich gescheitert scheinen mir dagegen die Versuche, welche Herr Dr. Planta in der Note zur citirten Seite aus anderen Autoren mittheilt. Es grassirt da immer noch die alte Manier, die, glaub' ich, unser Pallhausen vor siebenzig Jahren aufgebracht, welche Mone, Obermüller u. A. fortgesponnen haben,[1] die lächerliche Manier näm-

[1] So eben ist wieder ein Schriftchen aus dieser Schule erschienen: Die Entzifferung des Etruskischen &c. Von Dr. P. H. K. von Maack (Hamburg. Otto Meißner. 1873), das mir ebenso verunglückt scheint, wie alle seine Vorgänger. Vor dreißig Jahren gab ein Engländer, Betham, ein dickes Buch, Etruria celtica, heraus, in welchem er das Etruskische ungefähr mit denselben Mitteln erklären wollte, wie Herr Dr. v. Maack; das Buch ist aber längst verschollen.

lich, in irgend einem keltischen Dictionary nachzuschlagen, ob sich nicht zur Stammsylbe eines fraglichen Namens ein gleicher oder ähnlicher Laut finde. Wenn dieß, wie immer, der Fall ist, wird dann das Wort als keltisch erklärt. Da es aber verschiedene solche Dictionäre gibt, hochschottische, irische, walisische, bretonische, und da der eine Forscher dieses, der andere jenes benützt, so kommen eben so viele Deutungen, als Forscher heraus, was aber diese nicht beängstigt, da sie gar keine Rücksicht auf einander nehmen. Von dieser Gattung sind nun die dort aufgeführten Ableitungen Mals und Mels von mâla, Hügel, Salez (richtig erklärt ein Plural, salectes, saletes von salectum, Weidengebüsche) von sal, Unrath, Terioli, Tirol von tir, Erde. Die Urheber dieser Deutungen wären schwerlich so rasch zu ihren schönen Resultaten gekommen, wenn sie sich vorher gefragt hätten, was in den fraglichen Namen das auslautende -s, -ez, -ioli besagen wolle. Will man davon absehen, so kann man jene Namen ja ebenso gut aus dem Deutschen erklären, nämlich Mals aus Mal, Denkmal, Salez aus Saal, Tirol aus einem Thiergarten, der einst auf dessen Stelle gegrünt haben könnte, und es müßte nach allem diesem ganz klar sein, daß die Rhätier eigentlich Germanen gewesen.

Ich gestehe bei dieser Gelegenheit auch offen, daß ich von dem neueren Vermittlungsversuch, welcher das nördliche Rhätien den Kelten, das südliche den etruskischen Einwanderern überweisen will, keine günstige Meinung hege. Ich habe schon längst (Rh. Ethn. S. 23 und oben S. 91) dargethan, daß der Habitus der fraglichen Namen an Inn und Etsch, an Rhein und Eisack derselbe sei. Wenn also hier Etrusker, dann auch dort; wenn dort Kelten, dann

auch hier. Wenn aber um jeden Preis ein Unterschied gemacht werden müßte, so würde ich lieber behaupten, daß in den südlichen Thälern Anzeichen keltischer Mischung vorkommen, daß aber gerade die nördlichen ganz keltenfrei seien.

Und nun zum Schlusse möchte ich feierlich beschwörend sprechen: Exoriare aliquis! Steh' auf, unbekannter Bündner, und schreib' das Buch, dessen Lineamente ich hier dir vorzuzeichnen mir erlaubte. Dein Ruhm wird, wenn dein Werk gelingt, unsterblich sein — aere perennior! Wenn auch die neuen Rhätier, die eingebornen Celebritäten, dich, wie es mir begegnete, nicht beachten, so werden dich doch die auswärtigen Touristen und Touristinnen in der Hand wiegen, die fremden Dilettanten und Professoren dich lesen, studiren und citiren und du kannst einst mit dem schönen Bewußtsein hinübergehen, das Deinige zu dem Beweise beigetragen zu haben, daß Rhätien auch auf sprachlichem Felde das Land der Räthsel und der Wunder ist!

1874.

Der große Unbekannte, „der von neuerer Geschichts- und Sprachwissenschaft durchtränkte Meister," der Paraklet scheint endlich ans Licht zu treten und zwar in der Person des Herrn Professor Ascoli zu Mailand. Dieser, voll Hochachtung für Friedrich Diez und die deutsche Wissenschaft, hat voriges Jahr in dem von ihm geleiteten Archivio glottologico italiano seine Saggi ladini begonnen, welche der Rhätologie die von mir längst ersehnte Förderung und Ausbildung versprechen.

Der erste Band dieser Saggi behandelt alle ladinischen Dialecte, welche vom Gotthard an bis nach Istrien ge-

sprochen werden und sucht in streng wissenschaftlicher Weise und mit bewundernswerthem Fleiße ihre Lautgesetze darzulegen. Abgesehen von einigen kurzgefaßten Einleitungen gibt uns dieser erste Band auf fünfhundertfünfzig Seiten zwar nur Worte, Worte, Worte, vielmehr die Darstellung ihrer phonetischen Verhältnisse, allein diese Grundlage, so trocken sie sich auch lesen mag, ist nothwendig und daher mit Dank und Anerkennung aufzunehmen. Wenn der Verfasser später, wie er es verspricht, mit seinen Appunti lessicali und Appunti storici hervortritt, so werden diese seine Arbeiten allerdings ungleich anziehender wirken. Wir sehen daher diesem Theile seiner Forschungen auch mit großer Spannung entgegen.

Zur rhätoromanischen Literatur darf auch eine Schrift gezählt werden, welche Herr Dr. H. J. Bidermann, Professor des Staatsrechts an der Universität zu Graz, so eben in der Wagnerschen Buchhandlung zu Innsbruck erscheinen ließ. Sie führt den Titel: Die Italiäner im tirolischen Provinzialverbande — und behandelt in trefflicher historischer Ausführung die Territorialfrage des „Trentino," die Theilnahme der Italiener an den tirolischen Landtagen, die staatsrechtlichen Gesichtspunkte u. s. w. Die Einleitung bildet eine ethnographische Abhandlung, in der wir allerdings einiges anders wünschten. Der Verfasser hätte vielleicht die ethnologischen Aufstellungen der „Herbsttage in Tirol" mit Nutzen berücksichtigen können, allein für die Tiroler scheint über diesem Büchlein dieselbe Tarnkappe zu liegen, wie über der Rhätischen Ethnologie.

XIX.

Drei Maler aus Tirol.

Im August 1873.

I. Franz Defregger.

Drei Maler aus dem Land Tirol, Franz Defregger, Mathias Schmid und Alois Gabel, sie geben allen sinnigen Geistern, die den schönen Künsten zugewandt sind, jetzt mancherlei zu denken und zu reden. Die Malerei im Land Tirol stand bisher nur im Dienste der Kirche. Vom „Tuifelemaler," der die Bildstöckeln an den Gangsteigen malt, bis hinauf zu Hellwegers gottbegeistertem Pinsel hatte die tirolische Kunst nur Einen Zweck, nämlich die Erinnerung an das Alte und das Neue Testament, an die allerseligste Jungfrau und an die lieben Heiligen immer neu zu beleben und dem hinfälligen Christen durch Darstellung des Höllenfeuers, des jüngsten Gerichts und anderer nicht mehr ungewöhnlicher Gegenstände dieser Art die ernsten Wahrheiten seines Glaubens stets vor Augen zu halten. Abgesehen von den Stoffen, war aber die tirolische Malerei auch in anderer Beziehung eine wahre Ascese. Ein tirolischer Rafael mochte in neugebauten Kirchen die schönsten Abendmähler und Himmelfahrten al fresco malen, die Bewunderung

des ganzen Landes und aller Kenner auf sich ziehen und mußte doch nebst Frau und Kindern mit einem Ehrensold von jährlich sieben- bis achthundert Gulden fürlieb nehmen, so daß er, wenn er nicht eigenes Vermögen besaß, mitten in seinem Ruhme Hungers sterben konnte.

Nun wollten aber die Tiroler neben ihrer Andacht in der Kunst nachgerade auch ihre Schalkheit und ihren Witz zur Geltung bringen, und so entstand denn in unserer Zeit eine tirolische Genremalerei, die ihre Stoffe aus dem Volksleben der Heimat wählte und sich damit nicht nur schnell aus allen Nahrungssorgen herausarbeitete, sondern auch als längst ersehnte Abwechslung neben der Heiligen- und Allerseelenmalerei beim Publikum die freundlichste Aufnahme fand. Diese veränderte Wahl der Gegenstände war fast ein Wagestück; denn die kirchliche Presse in Tirol verspürte bald das Gefährliche des Unternehmens und schlug ihren pflichtgetreuen Lärm über die Abtrünnigen auf, allein die drei genannten Waghälse befinden sich in ihrer jetzigen Atmosphäre leiblich und geistig so wohl, daß sie sich durch jene Stimmen schwerlich wieder in den alten Schafstall zurückrufen lassen werden.

Das Publikum, das ihnen jene freundliche Aufnahme zugewendet, wird nun wohl auch gerne einige biographische Mittheilungen über diese strebsamen Männer entgegennehmen.

Franz Defregger wurde am dreißigsten April 1835 zu Stronach im tirolischen Pusterthale geboren. Dieser Geburtsort ist ein zerstreutes Dörflein, eine Berggemeinde, die zur Pfarre in Dölsach gehört, welch letzteres weiter unten näher an der Landstraße liegt und auf allen Special-

karten zu finden ist. Das Gebirge, das vom Großglockner herniederzieht, bildet hier eine hohe Hecke gegen das Möllthal, welches zu Kärnthen gehört, und streckt sich gegen Mittag in fruchtbaren Abhängen an die Drau herab. Diese Halden sind fleißig bebaut und reichlich bewohnt, ja mit vielen hundert Höfen besetzt, in denen ein gutmüthiges, heiteres und ehrliches Völklein lebt. Lienz, die letzte tirolische Stadt an der Drau, ein freundliches Oertlein, liegt zwei Stunden weiter oben. Sonst finden sich da auf den Bergen und im Thale mancherlei halb erhaltene und ganz verfallene Burgen und Schlösser. Unter den Burgen dieser Gegend ist auch eine Namens Wallenstein, in welcher der dortige Landmann, obwohl ohne Grund, den großen Feldhauptmann des dreißigjährigen Krieges geboren sein läßt. Auch zeigen sich verschiedene alte Kirchen und Kapellen, welche zusammen mit der trefflichen Landschaft in jungen Seelen leicht malerische Anlagen wecken mögen.

Franz Defreggers Vater war ein angesehener und nach dortiger Schätzung wohlhabender Landmann, dessen Vorfahren, dem Namen nach zu schließen, wohl aus dem tirolischen Teferegger Thale stammten. Er wohnte oben am Berge in einem gutgehaltenen Bauernhofe, der mitunter auch fünfzig Stück Vieh beherbergte. Der Geschäftsbetrieb war jedoch manchem Wechsel ausgesetzt. Zeitweise warf sich der Vater auf den Pferdehandel und hatte dann wohl zwanzig Gäule im Stall — zu andern Zeiten glaubte er mit Butter und Käse mehr verdienen zu können, und dann wurde die Zahl der Kühe vermehrt.

Auch an Kindersegen fehlte es keineswegs. Eigentlich

waren auf dem Hofe zehn eheliche Nachkommen geboren worden, aber ein epidemischer Typhus, der eines Tages in das Pusterthal hereinbrach, nahm die Mutter und einige Geschwister hinweg. Er griff auch den damals vierjährigen Franzel so heftig an, daß dieser noch lange hin siech und schwächlich blieb. Durch jene Todesfälle und andere, die früher eingetreten, war die Familie so zusammengeschmolzen, daß Franzel seine Knabenjahre nur mit seinem Vater und vier Schwestern verlebte. Sie vertrugen sich übrigens alle vortrefflich mit einander, so daß diese Jugendzeit bei jenem nur freundliche Erinnerungen hinterlassen hat.

Den ersten Unterricht in der Bauernschule erhielt Franz Defregger von einem schlichten Landmann, Namens Straganz, der aber als Lehrer ganz achtbar gewesen zu sein scheint. Er hatte ein kleines Anwesen im Walde und hielt dort treu und fleißig seine Schule, welche die Kinder der Nachbarschaft gerne besuchten. Ueberdieß war er ein braver Mensch, bei dem unser Franz seine sechs Winter willig aushielt und Alles erlernte, was man in Tirol unter solchen Umständen zu erlernen pflegt. Später fühlte er allerdings selbst, daß noch Einiges fehle, und suchte dann die Lücken, welche die Bergschule übrig gelassen, durch eigene Lernstunden auszufüllen.

In den Sommermonaten und bis zu seinem fünfzehnten Jahre lebte Franz Defregger, wie einst Josef Koch im Lechthal, als Hirte auf den grünen Almen seiner Heimat. Er hatte von selbst zu zeichnen wie zu schnitzeln angefangen, und war ihm namentlich letzteres auf den einsamen Weiden ein sehr willkommener Zeitvertreib. In

den Wintertagen ergötzte er sich damit, allerlei Figuren aus Papier zu schneiden. Einmal kam der Vater auch mit einem ansehnlichen Funde alter, verlegener Bücher vom Speicher herab und verehrte diese dem Sohne, welcher sie alsbald zu Karrengäulen und Reitpferden zusammenschnitt und diese seine Lieblingsthiere in reicher Anzahl auf die Stubenwände klebte. Neben jenen alten Legenden und vergilbten Kräuterbüchern hatten sich übrigens dazumal auch allerlei Pergamente vorgefunden, die der junge Schnitzler ebenfalls seiner Kunst zum Opfer brachte — nicht ohne reuige Nachwirkung, denn es fällt ihm jetzt noch öfter ein, daß es vielleicht doch schade um die ehrwürdigen Pergamente gewesen, und daß diese allerlei wichtige Geheimnisse enthalten haben mögen, denen die tirolische Geschichtschreiberei vielleicht ihr Leben lang nachlaufen dürfte, ohne sie wieder „zu Stande bringen" zu können.

Aber dieses Hirten- und Schnitzlerleben ging auch zu Ende. Als der Sohn so groß und stark geworden, daß er der Bauernarbeit gewachsen war, stellte ihn der Vater als seinen Mitregenten und Statthalter auf dem Hofe ein. Unser Franz bekam durch diese erhöhte Stellung so viel zu thun, daß er Zeichnen, Ausschneiden und Schnitzeln ganz beiseite legte und bald alle drei Kunstübungen vollkommen vergessen zu haben schien.

Nachdem der gute Vater 1858 gestorben war, mußte der dreiundzwanzigjährige Franz als einziger Sohn den Hof übernehmen. Er wirthschaftete nun als Bauer, fand aber wenig Vergnügen an diesem Stand. Verschiedene Verdrießlichkeiten mit Vieh und Hausgesinde schienen ihm

die Wahl eines andern anzurathen. Nach zwei Jahren verkaufte er auch sein Anwesen und begann nachzudenken, was er jetzt etwa anfangen solle. Und siehe da! plötzlich wachte die alte Jugendliebe wieder auf und es ward ihm sonnenklar, daß er ein Künstler werden müsse. Seine nächste Absicht ging nun dahin, sein Glück in der Sculptur zu versuchen. Zu diesem Zwecke begab er sich nach Innsbruck zu Professor Stolz, dem Bildhauer, der ihn sehr freundlich aufnahm und ihm mit väterlichem Rathe zu Hilfe kam. Zuerst einmal sollte er sich im Zeichnen ausbilden, dann würde man das Weitere besprechen.

Franz Defregger zeichnete nunmehr einige Monate still und emsig und zu voller Zufriedenheit des Lehrers. Dieser glaubte aber doch allmälig zu finden, daß es sein Schüler als Maler wahrscheinlich weiter bringen würde denn als Bildhauer und theilte ihm seine Meinung offen mit. Letzterer fand sich leicht in diese Anschauung und so reisten sie eines Tages mit einander in die bayerische Hauptstadt, um den berühmten Professor Piloty aufzusuchen. Sie fanden ihn auch glücklich in seinem Atelier, wo Professor Stolz seinen Pflegebefohlenen dem Meister, den er übrigens selbst noch nicht kannte, geziemend vorstellte und angelegentlichst empfahl. Unser Franz trug bei dieser Gelegenheit noch seine Lodenjoppe und seine kurze Lederhose, war aber dabei ein vortreffliches Muster eines wohlgestalteten und gescheidten Tirolerbuben. Der Meister zeigte sich auch sehr liebenswürdig und gab da gleich von Anfang manche weise Lehre.

Franz trat nun auf Pilotys Rath zunächst in die Kunstgewerbeschule ein und übte sich unter Professor Dyk

noch zwei Semester lang im Zeichnen, wurde aber dann in die erste Classe der Akademie aufgenommen und begann hier seine ersten Versuche in der Malerkunst. Um diese Studien fortzusetzen, reiste er 1863 nach Paris und blieb dort bis in den Juni 1865. In jenen Tagen aber zog es ihn aus dem Pariser Lärm mit mächtiger Sehnsucht nach den grünen Höhen des Pusterthales und auf die stillen Almen an der Kärntnergränze. Er zog wieder heimwärts und hielt sich fast ein Jahr zu Dölsach und in Lienz auf, um allerlei Figuren zu zeichnen, wie sie dort zu finden sind: die Männer und Weiber, die Burschen und die Mädchen seines engeren Vaterlandes.

Im Jahre 1866 ging Defregger wieder nach München und im Sommer 1867 nahm ihn Professor Piloty in seine Schule auf, was den jungen Mann zu neuem Eifer antrieb. Dort fand er auch seine volle Ausbildung und seit jener Zeit sind seine größeren Bilder entstanden, die jetzt aller Welt bekannt sind. In den letzten Jahren malte er übrigens auch eine heilige Familie, ein größeres Altarbild, welches er der Pfarrkirche zu Dölsach, in der er getauft worden, als Andenken verehrte. Im letzten December ist es dorthin abgegangen und nunmehro prangt es auf dem Hochaltar daselbst.

Aber die Götter sind neidisch. Mitten in dem eifrigsten Streben, unter den ersten Erfolgen, in den schönsten Entwürfen traf den jungen Meister plötzlich ein Mißgeschick, wie er es in seiner frischen Kraft nicht hätte erwarten sollen.

Im Februar 1871 befiel ihn nämlich eine Krankheit der Kniegelenke, welche unheilbar schien und ihn unter

unaufhörlichen Schmerzen einem frühen Tod entgegenzuführen drohte. Er mußte zumeist im Bette liegen und konnte nur wenige Stunden des Tages und auch diese nicht ohne große Unbehaglichkeit vor der Staffelei verbringen. Für dieses Leiden war in München kein Rath zu holen. Nachdem er da nun bis zum vergangenen December ausgehalten, ließ sich der Patient nach Bozen bringen. Dort wohnte er oberhalb der Stadt, im sogenannten „Dorf," in einer schönen Villa bei Herrn Josef Moser. Allein die Schönheit der hesperischen Landschaft — sie erfreute wohl sein Auge, aber seine Leiden konnte sie nicht lindern. Da trat eines Tages, im Februar dieses Jahres, ein alter Bekannter aus der Dölsacher Gegend, Franz Obersteiner, ein einfacher Bauersmann, aber berühmter Naturheilkünstler, in die Stube, um sich nach dem Gebresten seines Landsmannes zu erkundigen, denn nach Allem, was er gehört, schien ihm dieses nicht schwer zu heilen. Er erbot sich auch nach kurzer Untersuchung, die Kur sofort zu beginnen. Defregger bat sich zwar vorerst noch Bedenkzeit aus, ließ aber dem Naturarzt schon nach wenigen Tagen die Botschaft thun, daß er bereit sei, sich seiner Kunst zu unterwerfen. Der ländliche Aeskulap kam auch gleich zur Stelle, wandte den Baunscheidtismus an und ging darauf wieder nach Dölsach zurück, nachdem er dem Kranken verlässige Weisung gegeben hatte, wie er sich nunmehr weiter zu behandeln und zu pflegen habe. Der Maler that nach seinen Worten, und am ersten Tage des letzten Aprils war er bereits im Stande, zu seinem eigenen allerhöchsten Erstaunen mit geraden Füßen und schmerzlos in der schönen Bozener Gegend auf und ab zu wandeln.

Vorher war aber schon die Liebe in sein Herz gezogen. Ehe er krank geworden, hatte er zu München ein tugendhaftes und schönes Mädchen kennen gelernt, welches ihn auch nicht aufgeben wollte, als er einem lebenslänglichen Siechthum zuzuwanken schien. Als seine Leiden am höchsten standen, im Juni vorigen Jahres, wurde zu München die Hochzeit gefeiert. Sonst wird der Hochzeitstag bekanntlich auf der ganzen Erde in allen Freuden begangen, aber Defregger konnte sich damals kaum rühren in seinem Schmerz. Jedoch die treue Zuversicht der Braut wurde glänzend gerechtfertigt. Sie erfreut sich jetzt wieder eines kerngesunden Mannes, der ihr für ihr Vertrauen sehr dankbar ist.

Wir wollen nur noch erwähnen, daß Defregger nach seiner Auferstehung im Mai d. J. ins Pusterthal und nach Lienz, von da wieder zurück nach Bozen, von dort zur Ausstellung nach Wien und von da nach München fuhr, wo er sich zur Zeit vorübergehend aufhält, um bald wieder nach dem Etschland zu gehen.

Im Uebrigen scheint hier auch ein sprechender Fall vorzuliegen, daß die Gegenwart ihre Anerkennung nicht immer den Enkeln überläßt. Der gefeierte Künstler wurde im vorigen Jahre zum Ehrenbürger von Dölsach, um Weihnachten zum Ehrenmitglied der baierischen Akademie der Künste und um Neujahr zum Ritter des baierischen Michaels-Ordens ernannt.

Dies ist kurzgefaßt das bisherige Leben eines Mannes, der, als Bauernbüblein auf den Tiroler Bergen aufgewachsen, jetzt zu den ersten Malern Deutschlands gezählt wird.

II. Mathias Schmid.

Wenn der Wanderer von Landeck im Oberinnthale noch zwei Stündlein aufwärts zieht, so kommt er an eine Stelle, wo links auf steilem Felsen das alte Schloß Wiesberg steht. Unten um das Gestein zieht sich ein röthlicher Gangsteig dahin, der allmälig im Fichtenwald verschwindet. Wenn der Wanderer fragt, wo der Gangsteig hinführe, wird ihm jedes Bäuerlein antworten: Ins Paznaun. — Paznaun? Sonderbarer, seltsamer Name! Was mag der bedeuten? Dieses wird nun das Bäuerlein schwerlich sagen können, aber den Wissenden ist nicht unbekannt, daß der Name von dem kleinen Dorfe Paznaun ausgeht, welches in der Mitte des Thales liegt und in alten Zeiten nach einem Brunnen (pozzo, pozzignone) benannt worden ist. Es sind hier nämlich einst Romanen gesessen, welche aber schon seit Jahrhunderten unter den Deutschen, die später eingewandert, zwar ihre Sprache verloren, jedoch ihre Ortsnamen zumeist erhalten haben.

Der untere Theil dieses Thales ist nicht ohne landschaftliche Reichhaltigkeit, der obere dagegen äußerst einfach und einförmig — zu beiden Seiten grüne, aber steile Halden, unten der schmale Weg und der Bach, wenige Häuser, wenige Dörfer, wenige Menschen, wenig Ansprache — Alles still und feierlich.

In diesem abgelegenen, wenig besuchten Thale und zwar in seiner untern Hälfte, in dem Dorfe See, dessen Name an ein längst verlaufenes Gewässer erinnert, wurde am vierzehnten November 1835 unter ärmlichem Dache ein Knäblein geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen

Mathias erhielt, später aber nach seinem Vater auch noch Schmid genannt wurde. Das Knäblein gab schon im zarten Alter zu erkennen, daß es zum Maler geboren sei, denn es fing bereits in der Bauernschule zu zeichnen an und wußte namentlich das gutmüthige Schulmeisterlein, wenn es eben nicht zur Hand war, so kenntlich auf die große schwarze Rechentafel hinzukreiden, daß dieses von seinen Mitschülern jedesmal sofort mit freudiger Uebereinstimmung erkannt und begrüßt wurde.

Mathias war etwa fünfzehn Jahre alt, als er sich fest vornahm, ein Maler zu werden. Bald wußte er auch den Vater für seinen Lebensplan zu gewinnen, und so wurde er denn in Tarrenz, einem Dorfe bei Imst, dem Hauptort des Oberinnthales, bei einem „Tuifelemaler" als Lehrling angestellt. Die Tuifelemaler in Tirol widmen ihren Pinsel vornehmlich den Feld- und Grabkreuzen und den Bildstöckeln oder „Marterln," das heißt den kleinen Erinnerungstafeln für fromme Christen, die im Freien verunglückt sind, und da auf solchen Denkmälern gewöhnlich die armen Seelen in ihrem Flammenpfuhl, umgeben von den höllischen Geistern, dargestellt werden, so nennt man diese Künstler a potiori gewöhnlich Tuifelemaler.

Der Tuifelemaler zu Tarrenz schien den Genius seines Lehrlings keineswegs zu überschätzen. Er ertheilte ihm zunächst nur Unterricht im Farbenreiben, ließ ihn aber desto fleißiger Wasser tragen, Holz spalten und andere häusliche Arbeiten verrichten.

Nur einmal gab ihm der Lehrherr einen ehrenden Beweis seines Vertrauens und überraschte ihn mit einem höchst delicaten Auftrag. Die Kirche seines Geburtsortes

See war nämlich mit einem ältern Deckengemälde geschmückt, das den ersten Sündenfall darstellte. Mutter Eva trat nun auch am Plafond zu See in ihrer gewöhnlichen Tracht auf, welche allerdings nahezu gar keiner gleichkommt; allein viele Menschenalter hatten dort an dieser ihrer Erscheinung nicht den mindesten Anstoß genommen und erst die neuere Ascese begann sie unerträglich zu finden. So ließ denn auch eines Tages der reizbare Dorfcurat den Maler von Tarrenz kommen, machte ihn auf das Scandal an der Decke oben aufmerksam und verlangte, er solle mit seinem Pinsel Zucht und Anstand herstellen im Paradiese. Der Apelles von Tarrenz versprach sein Möglichstes zu thun, wußte sich aber doch nicht recht zu helfen und übertrug die Aufgabe seinem Lehrling Mathias Schmid.

Dieser ließ sich muthig in einem Kübel zur Decke hinaufziehen, und da er unserer Erzmutter doch weder Talar noch Burnus oder Regenmantel umhängen wollte, so tauchte er seinen Pinsel in hellgrüne Wasserfarben und malte eine saftige Staude hin, die sich über Eva's weißen Leib bis zu dem Punkte hinaufrankte, den der Curat als die äußerste Gränze erlaubter Decolletirung bezeichnet hatte. Diese Arbeit errang sich zwar die volle Zufriedenheit des Seelenhirten wie die des Lehrherrn, allein um den Schüler nach solchen Erfolgen vor dem gewöhnlichen Hochmuth der Künstler zu bewahren, ließ ihn letzterer gleichwohl gemeinschaftlich mit den Paznauner Maurergesellen auch noch die Kirche verputzen und herunterweißen.

Als nun der Vater einmal herangereist war, um die Fortschritte seines Sohnes in Augenschein zu nehmen, hörte er nur dessen Klagen über verlorene Zeit und un-

würdige Behandlung, sah aber auch selber ein, daß sein Mathias in dieser Lehre sich nicht entfalten könne, und sandte ihn auf sein dringendes Bitten nach München.

Hier trat der junge Paznauner zuerst als Gehilfe bei einem Vergolder ein, fühlte aber bald, daß er auch da nicht auf dem rechten Wege sei, und ging deßhalb als Schüler in die Akademie der Künste über. Die ersten Versuche in der Malerei gelangen dort so gut, als sich erwarten ließ. „Frau Ruth, wie sie nach Bethlehem zieht," war so glücklich, das Wohlgefallen des damaligen Statthalters von Tirol, des Erzherzogs Karl Ludwig, zu erwecken und von ihm erworben zu werden.

Von dem damaligen Bürgermeister Karl Adam zu Innsbruck erhielt Schmid 1859 den Auftrag, im Friedhofe der Stadt ein größeres Gemälde: „Die drei Frauen am Grabe," stereochromisch auszuführen — eine Aufgabe, die ihn sehr erfreute und die er zu allgemeiner Zufriedenheit löste.

Nunmehr aber warfen auch seine Landsleute im Paznauner Thale, die Männer von See, ihre Augen auf den jungen Künstler und ersuchten ihn, für die Kirche ihres Dorfes drei Altarblätter zu malen. Er ging mit Eifer an die Zeichnung der Cartons und hoffte für etliche Zeit vor Kummer und Noth gesichert zu sein.

Die Cartons waren auch schon der Vollendung nahe, als ihr Schöpfer die Botschaft erhielt, daß in seinem Geburtsorte so eben eine heilige Mission der Liguorianer ihre Stücklein aufgespielt, und daß die Bußprediger die Männer der Gemeinde überredet hatten, die für jene Altarbilder gesammelten Gelder zur Stiftung einer Mission zu ver-

wenden, welche alle zehn Jahre wiederspielen sollte. Außerdem müßten die armen, idyllischen Paznauner bei ihren zahllosen Sünden und Lastern noch eher als die andern Tiroler des Teufels werden.

Mit dieser Nachricht war der Lebenshimmel plötzlich ganz verdüstert. Mit dem letzten Pfennig schlich sich der junge Maler nach Innsbruck, wo er aber durch einige unpolitische Aeußerungen über Staat und Kirche sich eher Verfolgung als Unterstützung zuzog. Auch seine Freunde fanden damals keine Zeit, ihm behilflich zu sein, und so blieb ihm nichts übrig, als sich ins väterliche Haus zu See zurückzuziehen.

Allein der Vater war gestorben, und da der junge Mann, der es seinerzeit verschmäht hatte, ein Tuifelemaler zu werden, jetzt im Unglück saß, so ersparten ihm seine Verwandten und Landsleute auch die bittersten Kränkungen nicht. Der ehrwürdige Clerus hetzte seine Geschwister auf, ihm seine ketzerischen Bücher zu verbrennen, und gedachte ihn, da er in der Kirche schon öfter gefehlt hatte, am nächsten Sonntag zum warnenden Exempel durch die Gendarmerie abholen zu lassen: allein Mathias erhielt von diesem Anschlage noch rechtzeitig Nachricht und verließ nach schweren drei Monaten Vaterhaus und Heimatsdorf, die ihm jetzt unter geistlichen Einflüssen so widerlich geworden waren.

Doch that in dieser traurigen Zeit einer seiner Brüder die milde Hand auf, und der junge Maler konnte nun einige Wochen in Innsbruck bleiben und sich um ein landständisches Stipendium bewerben. Dieses wurde ihm denn auch gewährt und nach und nach auf vier Jahre erstreckt.

Das Stipendium war eigentlich für christliche Kunst

verliehen, und um dieser Absicht gerecht zu werden, war Mathias Schmid auch stets beflissen, Gottheiten, Madonnen und Heilige, Propheten und Apostel zu malen und sie von Zeit zu Zeit als Ausweis wohlgeregelter Thätigkeit zur Einsicht vorzulegen; allein da das Alte und das Neue Testament, die Heiligen und die Märtyrer kein Geld ins Haus brachten, so dachte er: Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen — und fing an, nebenbei auch für die „Gartenlaube“ und andere illustrirte Zeitungen zu zeichnen, was im clericalen Hauptquartier zu Innsbruck sehr bald und sehr übel vermerkt wurde. Damit ging auch alle Hoffnung auf weitere Verlängerung des Stipendiums verloren; man schlug sie nunmehr ab, nicht etwa, weil er dieses Zuschusses nicht mehr bedürfe, auch nicht, weil man seine Fortschritte ungenügend fand, sondern zunächst weil er durch jene weltlichen Arbeiten aus der Art geschlagen und in Innsbruck auch einmal an einem Freitag Fleisch gegessen habe.

Als angenehmes Intermezzo in diesen Unglückstagen mag es gelten, daß Herr Mathias Schmid an einem Maimorgen des Jahres 1867 in der Pfarrkirche zu Mülln bei Salzburg mit einer jungen Münchenerin getraut wurde, welche in den letzten trüben Zeiten mit unerschütterlicher Treue zu ihm gestanden hatte. Diese Verbindung ist sehr glücklich ausgefallen und zur Zeit mit zwei gesunden Sprossen gesegnet.

Der Neuvermählte schlug seinen Wohnsitz nun zu Salzburg auf, sagte den lieben Heiligen Valet, verzichtete überhaupt auf die ganze christliche Mythologie und wählte sich seine Motive fortan aus dem Tiroler Volksleben und andern populären Gebieten.

Den Grundstein zu seinem irdischen Fortkommen legte jetzt aber, wie er dankbar zu rühmen pflegt, Herr J. A. Ritter v. Tschavoll, ein kunstliebender, vielseitig gebildeter Mann, der ihm 1867 den Auftrag gab, die Halle seines neuen prachtvollen Landsitzes auf dem Margarethenkapf bei Feldkirch mit Bildern aus den Vorarlberger Volkssagen zu schmücken.

Um diesem Orte einer mit Liebe gepflogenen Thätigkeit näher zu sein, verlegte der Künstler 1869 seinen Wohnsitz abermals nach München, wo er seinen Landsmann Franz Defregger wieder traf und die in vergangenen Tagen geschlossene Freundschaft erneuerte. Der Freund brachte ihn auch mit Professor Piloty in Verbindung; dieser nahm den strebsamen Paznauner unter seine Schüler auf und Mathias Schmid ist nun eifrig bemüht, sich unter solcher Leitung die letzte Ausbildung zu erwerben. Er erkennt es auch bescheiden an, daß er ohne dieses Meisters Rath und Lehre wohl nie jene raschen Fortschritte gemacht hätte, die ihm nun von allen Seiten her so warme Anerkennung, so reiches Lob und überdies ein sorgenfreies Leben zuwege gebracht.

Mathias Schmid behandelt jetzt mit Vorliebe heitere Gegenstände aus der clericalen Wirklichkeit seiner Heimat.

Da auch die Priester im Land Tirol nicht ohne Fehler sind, so hält es Mathias Schmid für eine schöne Aufgabe, durch humoristische Darstellung ihrer menschlichen Schwächen zu ihrer Besserung und Veredlung nach seinen Kräften beizutragen und ihnen so alle die Mühe, die sie vordem auf seine Erziehung und Correktion verwendet haben, jetzt reichlich zu vergelten. Allerdings zeigen sie für dieses sein Streben bisher noch wenig Verständniß und Dankbarkeit

da sie mehrentheils der Meinung sind, es wäre ihrem Ansehen und ihrer Herrschaft viel zuträglicher, wenn die Laien solche unschuldige Menschlichkeiten überhaupt nicht zur Kenntniß nehmen oder gleich lieber als Tugenden auslegen würden. Uebrigens sieht man, daß Herr Schmid das kirchliche Gebiet, für welches sein Pinsel ursprünglich bestimmt war, durchaus nicht aufgegeben hat, sondern es jetzt nur von einer andern, pädagogischen Seite auffaßt. Er will jetzt weniger erbauen als belehren und bessern.

Einer solchen Absicht verdankt schon Schmids erstes größeres Oelbild: „Die Bettelmönche," seine Entstehung. Von dem Beifalle, den es gefunden, ermuthigt, ließ ihm der Künstler bald andere Gemälde ähnlicher Tendenz, zuletzt das treffliche, mit köstlicher Laune entworfene Meisterstück: „Die Beichtzettel-Ablieferung" folgen. Durch alle diese Schöpfungen ist Mathias Schmid jetzt in der Weltausstellung zu Wien vertreten.

III. Alois Gabl.

Im Oberinnthale bei Imst geht das Pitzthal ein, ein rauhes, armes Thal, das hinten bei Plangroß (plan grosso) an den Oetzthaler Fernern endet. Es ist früher von der reisenden Welt sehr wenig betreten worden, kommt aber nachgerade auch in den menschlichen Verkehr, da die Zahl der Gletschersteiger jährlich wächst. In diesem Thale wurde Alois Gabel geboren, der jetzt auf der Weltausstellung seine Bilder „Die Militärlosung in Tirol" und den „Kapuziner Haspinger" sehen läßt. Von ihm liegt uns eine eigenhändige Lebensskizze vor, die wir dem freund-

lichen Leser nicht vorenthalten wollen. Sie ist, wie man ersehen wird, kurz und frisch geschrieben und erscheint hier in ihrer Urgestalt, der nur hie uud da unerhebliche stylistische Nachhilfen zu Theil geworden sind.

„Im Jahre des Herrn 1845 wurde ich zu Wiesen im Pitzthal geboren. Mein Vater, der Wirth und Bäcker im Dorf, hatte mit mir zehn Kinder zu ernähren und deßwegen war kein großer Widerstand zu bemerken, als mich ein kinderloser Onkel, der sich zu Imst als Maler und Krämer fortbrachte, unentgeltlich in sein Haus zu nehmen wünschte. Nachdem dies geschehen, ließ mich mein Gönner mit gutem Erfolge in die Haupt- und Realschule gehen. Allmälig sprach ich davon, daß auch ich mich zwar nicht zum Krämer, aber sehr gerne zum Maler ausbilden möchte, allein Onkel und Basen verlangten stürmisch, ich sollte ein geistlicher Herr werden. Nein, dacht' ich mir, geistlich werd ich nit — und lief davon ins Pitzthal. Der Vater war nicht sehr erbaut über diesen neuen Gast an seiner ärmlichen Schüssel und hielt mich aus Verdruß darüber in Haus und Feld zur strengsten Arbeit an.

Nach anderthalb Jahren war mir aber das Bauernleben so widerwärtig geworden, daß ich dem Onkel neuerdings zu Gemüthe führte, er möchte mich doch wieder zu sich nehmen. Dies that er auch nicht ungern; ich hatte seinen Kramladen zu versehen, konnte aber nebenbei zeichnen und malen, so daß ich im Porträtiren eine ziemliche Geschicklichkeit erlangte. Nun sagte freilich Alles, ich müßte nach München oder Wien; aber ich hatte kein Geld, mein Onkel auch nicht und mein Vater noch weniger. Da kam der hochwürdigste Herr Vincenz Gasser, der Fürstbischof

von Brixen, in die Nähe, um eine Kirche einzuweihen. Diesen beschloß ich um Hilfe anzugehen, packte meine Arbeiten in einen Rahmen zusammen und begab mich auf den Weg. Der hochwürdigste Bischof schaute meine Sachen an, meinte ein ungewöhnliches Talent zu wittern und versprach mir jährlich hundert Gulden zu geben, bis ich ein landschaftliches Stipendium bekäme. Dies hat er auch gehalten und ich werde ihm dafür auch immer dankbar sein. Zugleich gab er mir freundlich Rath und Lehre, wie ich mich sonst noch durch mannigfache Bettelei ehrlich fortbringen könnte; namentlich wies er mich an den damaligen Statthalter, den Fürsten Lobkowitz. Daß ich nach dieser Audienz vor Freude ordentliche Sprünge machte, ist zu denken.

Nun nichts eiligeres, als mit meinem Rahmen auf dem Rücken nach Innsbruck zum Statthalter. Dieser versprach auch, mich reichlich zu unterstützen, wie er mir denn wirklich durch das Bezirksamt sieben Gulden zukommen ließ. Mich in meiner Noth um weitere Hilfe umschauend, wanderte ich unbekannt in der Stadt herum und sah es vorzüglich auf die großen Häuser ab. Da ging ich hinauf und legte meine Sachen auseinander. Ist nicht überall gut gegangen, und gerade dieselbigen, die, wie ich später erfuhr, als Kunst-Mäcene gelten wollen, die haben mich ohne weiters fortgejagt. Ins bekannte reiche Kloster Wilten kam ich auch; der Portier wollte mich aber zunächst mit dem Hunde hinaushetzen. Schließlich wurde ich doch vor den Abt gelassen, der mir ziemlich viel über die Noth seines Klosters klagte und zuletzt auch etwas schenkte.

Höchst vergnügt zog ich nun als siebzehnjähriger Bursche

nach München, wurde gleich in die Akademie aufgenommen, arbeitete fleißig und hungerte viel. Glücklicherweise erhielt ich bald darauf ein landschaftliches Stipendium von Tirol, freilich unter der Bedingung, daß ich bei Professor Schraudolph studiren und mich der strengen kirchlichen Kunst widmen sollte. So war ich genöthigt, die Stelle, die mir Professor Piloty auf Verwendung meines Landsmanns, des Professors Knabel, bereits in seiner Schule zugesagt hatte, wieder aufzugeben, was ich sehr ungern that.

Mein Glück war, daß ich bei der akademischen Preisaufgabe aufgefordert wurde, meine Skizze auszuführen.[1] Bei dieser Gelegenheit erklärte ich den Tirolern, das lasse sich in der Schule der strengen kirchlichen Kunst nicht machen, sondern nur bei Professor v. Ramberg. Also trat ich bei diesem in die Lehre. Wie ich dann mit meinem Bilde den ersten Preis gewonnen hatte, bin ich etwas kecker geworden und habe die heiligen Malereien aufgesteckt. Von Professor v. Ramberg ging ich später in die Schule des Professors Piloty über.

In meiner neuen Richtung habe ich neben mehreren kleinern auch zwei größere Bilder gemalt: „Kapuziner Haspinger, wie er das Volk zum Aufstand ruft“ und „Die Militärlosung in Tirol.“

[1] Die Akademie setzt nämlich alle Jahre zwei Malerpreise aus. Es legen dann die Schüler, welche als Bewerber auftreten wollen, ihre hiezu gefertigten Skizzen vor. Unter diesen werden zwei ausgewählt, die nun in Farben auszuführen sind und deren Urheber eben wieder unter sich um den ersten und zweiten Preis zu ringen haben.